

UB Gießen

OSR

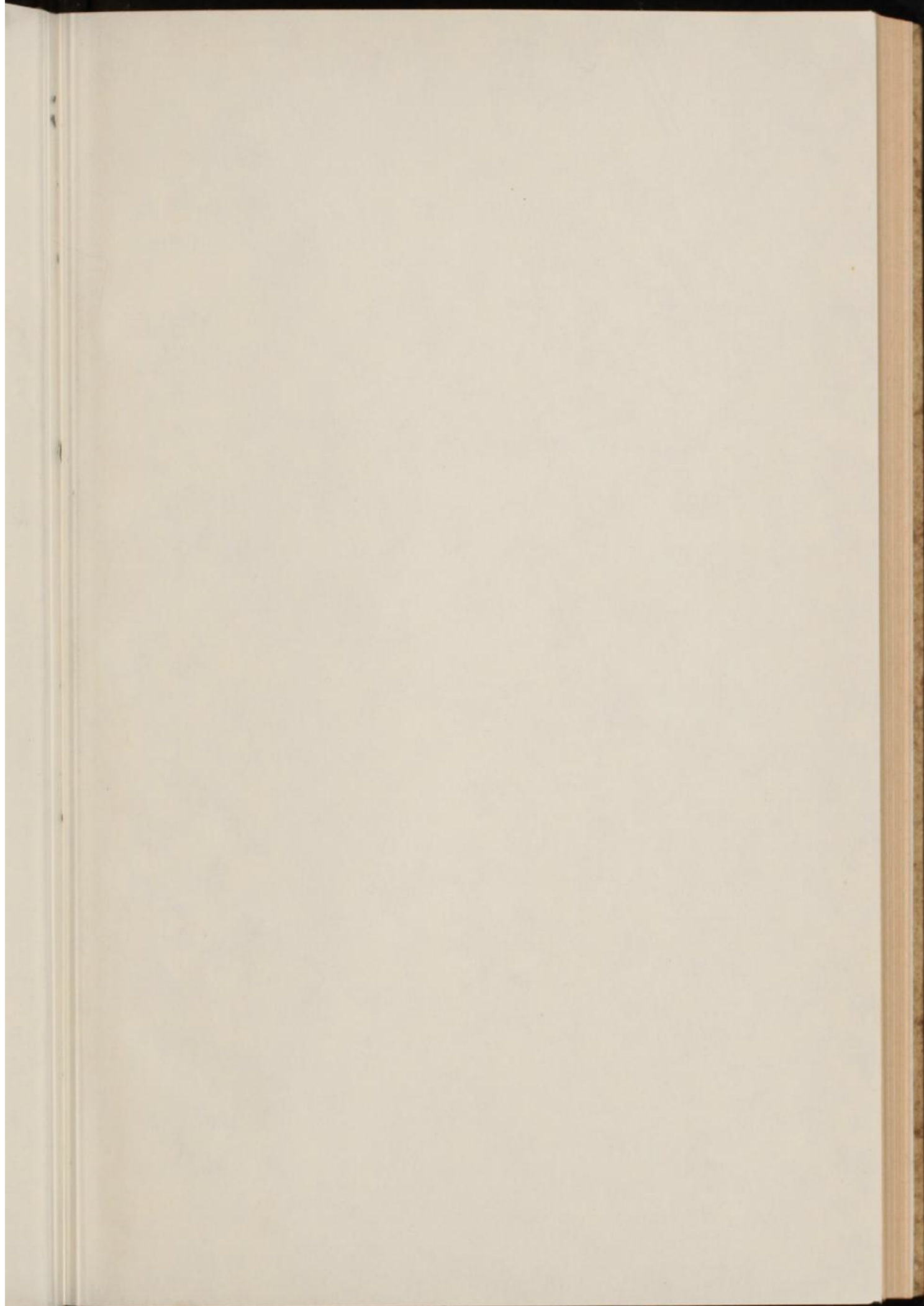
972

OSR. 972

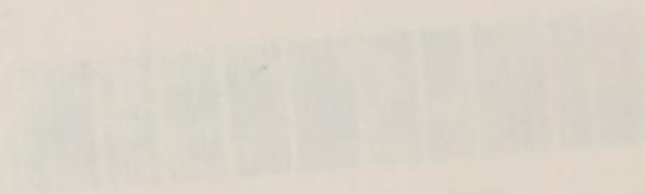
UB GIESSEN



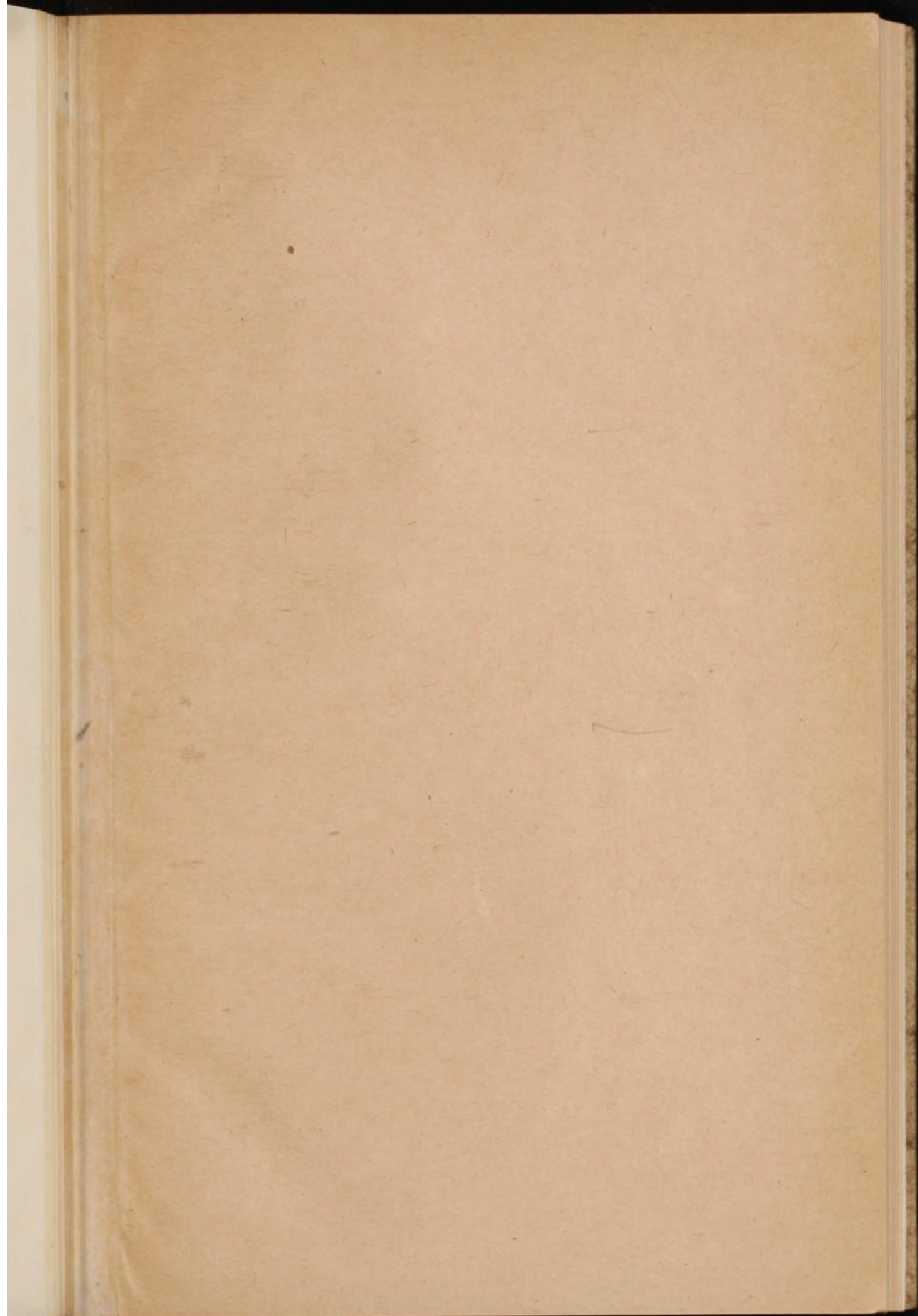
62 613 343

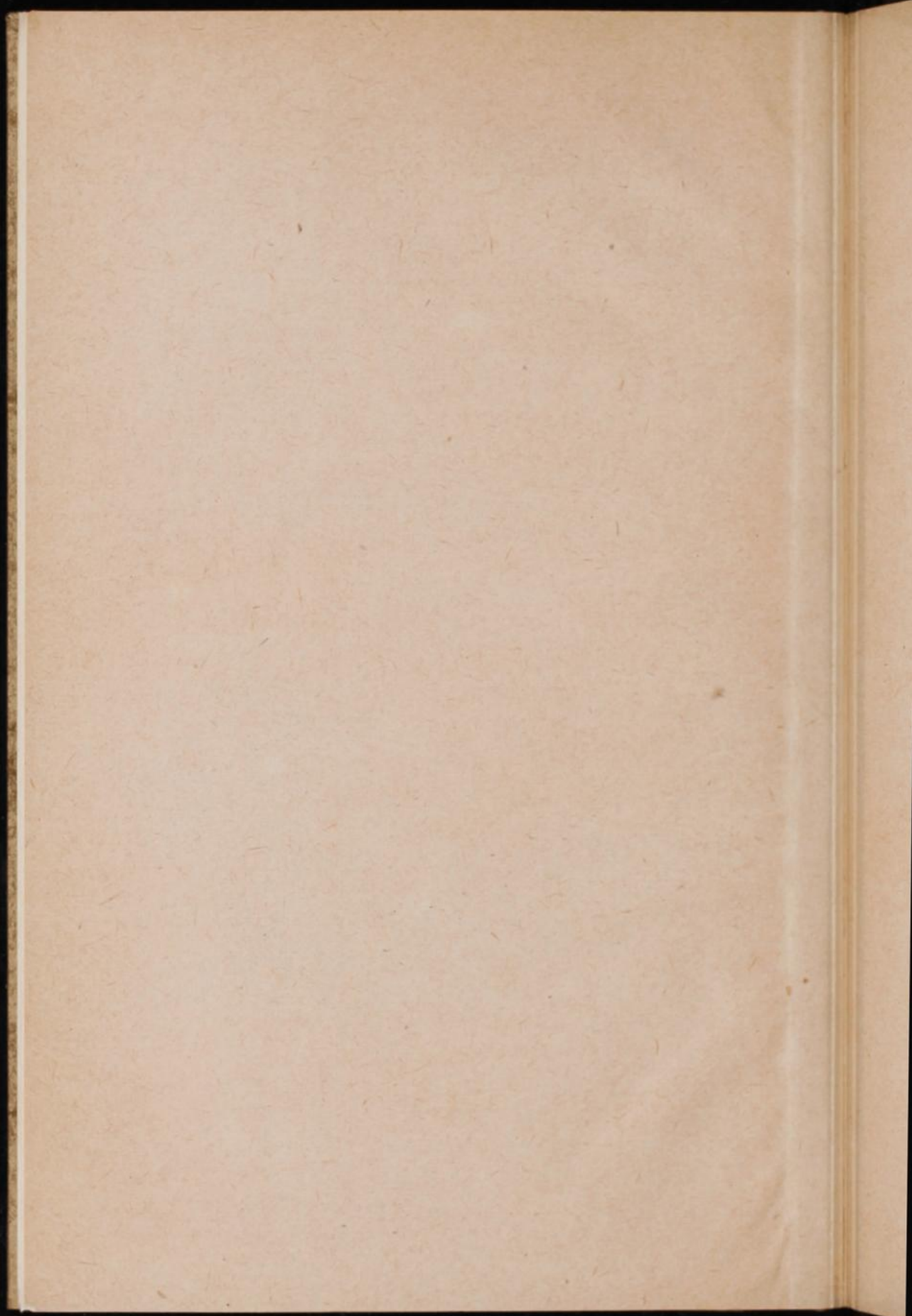


UB GIESSEN



52 613 343





VOM KÜNFTIGEN DEUTSCHLAND

AUFSÄTZE ZUR ZEITGESCHICHTE

VON ERIK REGER

BEITRÄGE ZUR GEISTIGEN ERNEUERUNG

BEITRÄGE ZUR GEISTIGEN ERNEUERUNG

ERSTER BAND

LOTHAR BLANVALET VERLAG / BERLIN

M 7987/9000a



ERIK REGER (GEB. 8. IX. 1893, BENDORF/RHEIN)

1.-20. TAUSEND / COPYRIGHT 1947 BY LOTHAR BLANVALET VERLAG
IN BERLIN / DER VERLAG IST VON DER NACHRICHTENKONTROLLE DER
AMERIKANISCHEN MILITÄRREGIERUNG ZUGELASSEN / LIZENZ-NR. B 213
ALLE RECHTE, BESONDERS DIE DES NACHDRUCKS, DER RADIOSENDUNG
UND DER ÜBERSETZUNG, BESITZT DER VERLAG / GEDRUCKT IM MÄRZ 1947
BEI GEBR. FEYL IN BERLIN / REG.-NR. 247 / PRINTED IN GERMANY

1 III 61

INHALT

VORWORT	7
DEUTSCHE TRAGÖDIE	11
VERANTWORTLICHKEIT VOR DER GESCHICHTE	17
DER MACHTKOMPLEX	25
UM DEN EHRLICHEN NAMEN	37
DIE TOGA DES SCHICKSALS	49
GESPRÄCH VON LAND ZU LAND	61
DER GEIST VON NÜRNBERG	67
FURCHT VOR DEM FRIEDEN	79
GRENZEN DER VERSTÄNDIGUNG	99
DIE STIMME DER JUGEND	112
WELTBÜRGER	124
DIE NATÜRLICHE FREIHEIT	141
DAS TROJANISCHE PFERD	153
GEFÄHRLICHE PARALLELEN	161
GESETZMÄSSIGKEIT UND GESETZE	168
DIE TIEFEREN GRÜNDE	177

N
h
m
D
d
li
ri
W
is
z
T
d
E
e
P
w
n
E
i
L
u
s
r
l
e

VORWORT

Nahezu die Hälfte des einst voreilig gepriesenen zwanzigsten Jahrhunderts liegt hinter uns. Was immer die andere Hälfte bringen mag, wird Folge dessen sein, was zwischen 1914 und heute geschah. Die für die ganze Welt entscheidende Frage lautet, ob der Beitrag des deutschen Volkes zur zweiten Jahrhunderthälfte ebenso rühmlich sein wird, wie sein Anteil an der Gestaltung der ersten unrühmlich war.

Was auf den folgenden Seiten zu lesen steht, gilt dieser Frage. Es ist den leitenden Aufsätzen entnommen, die vom Herbst 1945 bis zum Herbst 1946 im „Tagesspiegel“ veröffentlicht wurden. „Der Tagesspiegel“, zu dessen Gründern der Unterzeichnete gehört, war die erste von Parteibindungen freie Tageszeitung Berlins nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft und überhaupt die erste täglich erscheinende Zeitung außerhalb der russischen Okkupationszone. Alle diese Zeilen wären nicht geschrieben worden, wenn ihr Verfasser das Gefühl gehabt hätte, unser Volk werde nach allem, was vorgefallen ist, der Größe der vor ihm liegenden Entscheidung zuletzt doch wieder nicht gewachsen sein. Sie geben indessen die Belastungen wieder, denen ein denkender Mensch im Laufe dieses ersten Nachkriegsjahres ausgesetzt war. Gerade darum erschien es wichtig, die Reihenfolge der einzelnen Aufsätze soweit wie irgend möglich zu erhalten; in der Reihenfolge dokumentiert sich bereits wieder ein Stück Historie. Lediglich die begrifflich zusammengehörenden Teile einzelner Aufsätze sind jeweils zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt worden; Korrekturen, außer der Ausmerzung an den Tag gebundener Einzelheiten, waren kaum nötig.

Nach dem „totalen Krieg“ der totale Zusammenbruch: ein Naturgesetz. Es ist menschlich, wenn wir das Naturgesetz als Katastrophe empfinden, aber es ist nicht politisch. Auch das Naturgesetzliche dieses Zustandes dringt leider ungenügend ins Bewußtsein, weil außer der Kraft noch der Wille zur Einsicht im letzten Jahrzehnt geschwunden ist. Zuviel ist auf uns eingestürmt, als daß wir der Abstumpfung hätten entgehen können. Eine wirkliche, individuell beglaubigte Jahrhundertwende ist ein großes Erlebnis. Wenn man dagegen alle paar Monate oder gar Wochen den Eindruck hat, es sei ein Pauschaljahrhundert verflossen, so übersteigt diese untriftige Gewaltsamkeit, diese verwaschene Ungeheuerlichkeit jedes Fassungsvermögen. Hundert Jahre zwischen Kriegsschluß und heute; hundert Jahre zwischen Hitlers Erfolgen und Hitlers Niederlage; hundert Jahre zwischen 1933 und 1939; hundert Jahre zwi-

schen Hitlers Anfang und Weimars Ende; und so fort, bis auf diese groteske Weise doch noch Hitlers „Tausendjähriges Reich“ zustande kommt.

Solange man es nicht zuwege bringt, unser Volk urteilsfähig zu machen, solange wird immer wieder falsches Denken den Schritt zur Wahrheit stören. Nicht, weil Wahrheit unpopulär zu sein pflegt, ist so viel und so großes Elend in der Welt, sondern weil gefährliche Irrtümer meist als populäre Wahrheiten verkleidet gehen. Hitlers Propaganda war darauf aus, der Welt ein „deutsches Wunder“ vorzugaukeln, das uns die Schamröte für ewige Zeiten ins Gesicht treiben müßte, wenn wir niemals dahin kämen, daß wir unsere innere Freiheit einmal uns selber zu verdanken hätten. Von der positiven Aufgabe, der höheren Pflicht reden heute allerdings viele, die schon vor zwanzig Jahren davon geredet haben, ohne sie zu erfüllen. Wir werden in Zukunft streng unterscheiden zwischen denen, die sich im Schönrednertum erschöpfen, und denen, die sich ihrer Aufgabe in Demut unterziehen. Demut ist ein sehr tiefes Wort unserer Sprache. Nach seiner Wurzel bedeutet es den Mut zum Dienen. Da wir ohne den Sieg der alliierten Heere nicht zu uns selbst gekommen wären, haben wir sozusagen alle als Kriegsgewinnler zu gelten. Der Preis, den wir dafür zahlen, ist im Grunde gering. Folglich haben wir keine Ansprüche zu stellen, außer an uns selbst. Deutschland ist in vieler Beziehung merkwürdig und absonderlich, voll des Bewundernswerten und voll des Hassenswerten, aber daß es nicht genug Männer hätte, eine demokratische Republik Deutschland demokratisch zu regieren und getarnte Feinde ebenso wie unfähige Freunde zu überwinden, ist ein Irrtum. Diese Männer sind zu einem geistigen „Volkssturm“ aufgeboten, um durch ihr Selbstvertrauen dem deutschen Volke das Maß an Vertrauen der Welt zu gewinnen, das neben vielem anderen auch die Dauer der Besetzung unseres Landes bestimmen wird. Materielle Garantien wiegen wenig gegen geistige. Trotzdem lebt der Mensch wie nicht vom Brot allein, so auch nicht vom Geist allein. Wenn wir Gerechtigkeit erstreben, dürfen wir auch dort nicht ungerecht sein, wo die allerpersönlichste Misere uns dazu verleiten möchte. Wir haben gehört, daß in England die Lebensmittelrationen gekürzt wurden, damit an das hungernde Europa etwas abgetreten werden kann. Wir haben gehört, daß die Amerikaner auf die Rückkehr zu ihrem gewohnten Lebensstandard verzichteten: zugunsten der Länder, die durch deutsche Schuld fast alles Notwendige entbehren. Wir haben nichts abgegeben, wir haben nur weggenommen. Wir haben den unterjochten Völkern das letzte Brot geraubt, um uns in die Illusion zu wiegen, wir könnten uns auch im Kriege ausreichend ernähren. Was immer wir heute lei-

den, es gibt nur ein einziges Wort dafür: „Daß wir hier darben, verdanken wir dem Führer.“ Man wird nicht satt davon, aber es erleichtert. Es ist ein Teil der geistigen Reparation. Als Goebbels sagte: „Wir müssen siegen oder untergehen“, wurde es von unserem Volke mit der verwünschten dumpfen Gelassenheit hingenommen, die an vielem ebenso schuldig wurde wie aktive Beihilfe. Wir haben im Sinne des falschen Propheten Goebbels nicht gesiegt und sind trotzdem nicht untergegangen. Heute aber müssen wir, um nicht auf andere Weise unterzugehen, in einem anderen Sinne siegen — nämlich über uns selbst; über alle Anwandlungen von Verzweiflung, über alle Rückfälle in Hochmut. Der Nationalsozialismus dauerte zwölf Jahre und drei Monate. Der Krieg währte sechzig Monate und zweihundertfünfzig Tage. Seit dem Ende aller Greuel in Europa sind vierhundertsechzig Tage verflossen, das ist der zehnte Teil der Hitlerzeit und der vierte Teil der Kriegszeit. Nun schon die Beseitigung der schlimmen Folgen bis zur Wiederherstellung eines normalen Lebens erwarten, heißt in der Einichtslosigkeit, der Ueberheblichkeit und Unmäßigkeit, kurzum in all den schlechten Charaktereigenschaften verharren, die den Nationalsozialismus ermöglicht und getragen haben.

Erinnern wir uns, wenn wir jetzt ungeduldig werden wollen, an die Geduld, die wir mit Hitler gehabt haben. Jedes Stück dieser unangebrachten Geduld kehrt sich ver Hundertfach gegen uns selber. Andererseits haben die teuflischen Kräfte, die die Welt zugrunde richten wollten, statt der beabsichtigten tausend Jahre nur zwölf Jahre regiert, das ist der dreiundachtzigste Teil. Zwar ist rascher zerstört als gebaut, aber wenn alle guten und menschlichen Kräfte der Welt sich verbinden und wir zu ihnen stoßen, ergibt sich vielleicht ein Verhältnis von eins zu zwanzig. Wenn also nicht der achtzigste, so wird dann vielleicht der vierte Teil der barbarischen zwölf Jahre ausreichen, um Luft zum Atmen zu schaffen. Daß wir ruhig schlafen können und keine Bomben mehr fallen, gehört zu den Lichtblicken, deren Wert wir nur ermessen können, wenn wir sehr intensiv an die Tage und Nächte zurückdenken, in denen uns unaufhörlich die Alarmsirenen verfolgten, an die zitternden, eilenden Menschenströme, die mit Koffern, Körben und Kinderwagen gespenstisch durch die Straßen der Städte wankten, um einen vermeintlich schützenden Bunker zu erreichen.

Die Rückkehr zum Frieden ist in unserer empfindlich verzahnten Welt nicht mehr so einfach wie ehemals, als die Kriege mit Arkebussen und Feldschlangen geführt wurden und mit dem letzten Schusse endigten. Die modernen Kriege führen ein latentes Dasein weiter, bis ihre wirtschaftlichen Wirkungen einigermaßen paralyisiert sind und in allen Ländern die Planwirtschaft gelockert, die

Rüstungsindustrie auf Verbrauchsgüterproduktion umgestellt ist — mit allen Konsequenzen, die sanitäre Maßnahmen nun einmal zu haben pflegen. Aber sage man, was man wolle: nach diesem Fegefeuer steht die Zukunft der Welt unter besseren Auspizien als je in ihrer Geschichte, falls (an dieser Stelle muß man tief Atem holen) ausnahmslos alle Völker dies begreifen. Unser eigenes Land für den Mittelpunkt der Welt zu halten, ist ein Unsinn, der innerhalb von dreißig Jahren nun schon zwei schreckliche Zurückweisungen erfahren hat. Wenn es hingegen richtig ist, daß, wer an Deutschlands Zukunft formt, die Zukunft der Welt in Händen hält, so ist es ein Grund mehr zu einem Stolze, der kein Stolz der Maßlosigkeit, sondern ein Stolz der Bescheidenheit ist. Denn es ist nicht etwa darum richtig, weil die geographische Lage in der Mitte Europas ein Vorrecht bedeutete — geschweige den Auftrag, die übrige Welt zu beherrschen —, sondern darum, weil es der Welt nicht gleichgültig sein kann, wie es im Herzen eines Volkes aussieht, durch dessen Gebiet alle Verbindungslinien des Kontinents laufen. Solange Deutschland den Ehrgeiz hatte, als dynamischer Unruheherd zu fungieren, wurde die Welt von einer Krise in die andere gestürzt. Sie wird in Frieden leben, wenn Deutschland den Frieden bewahrt. Uns dahin zu bringen, daß wir keine Kriege mehr führen können, ist ein mechanischer Vorgang, den Kapitulationsbedingungen und Reparationen zu bewerkstelligen vermögen. Zu erreichen, daß wir keine Kriege mehr führen wollen, ist ein geistiger Vorgang, den wir selber herbeiführen müssen. Er setzt voraus, daß Größe an ethischen Maßstäben gemessen wird. Solche Größe beweisen wir, wenn wir, statt uns ausdehnen zu wollen, uns auf uns selbst zurückziehen, um zu lernen, was Verantwortung und Verpflichtung gegenüber der Menschheit eigentlich heißt. Die wirklich Großen deutscher Nation haben sich im Kampfe um Menschlichkeit, um Menschenwürde und Menschenrecht stets vorbehaltlos den Großen aller Nationen beigegeben. Jeder, der heute in den Ruinen nach einem Rest seiner Habe gräbt, begeht eine symbolische Handlung. Denn genau so müssen wir aus dem Trümmerhaufen aller menschlichen und sittlichen Werte, den der leider nicht nur erduldet, sondern auch geduldet Herr Hitler hinterlassen hat, ein verschüttetes, redliches und strebend bemühtes Deutschland ausgraben.

DEUTSCHE TRAGÖDIE

Niemals, auch nicht dem Ursprung nach, ist der Ausdruck „Volk der Dichter und Denker“ so gerechtfertigt gewesen, wie Ruhmredigkeit und Selbstgefälligkeit ihn anzuwenden beliebten. Als er zum ersten Male bei Musäus in der Vorrede zu seiner Sammlung deutscher Volksmärchen auftauchte, stand er dort in einem ganz besonderen Zusammenhang und in einer nicht unwesentlich abweichenden Form. Denn der Satz „Was wäre das enthusiastische Volk unserer Denker, Dichter, Schwebler, Seher ohne die glücklichen Einflüsse der Phantasie?“ bezieht sich gar nicht auf das deutsche Volk insgesamt, sondern auf ein Volk im Volke, nämlich auf die geistigen Gruppen, die mehr oder weniger aus dem Rahmen fallen. Indem Musäus die „Schwebler“ neben die Denker stellte, streifte er unbewußt das Gefährdende. Abseits der glücklichen Einflüsse übt die Phantasie auch unglückliche. Carl Ludwig Schleich, der große Arzt, nannte Irrtum, Einbildung, Lüge und Wahrheit Kinder derselben Mutter Phantasie. Darin liegen bei uns Deutschen die gefährlichen inneren Elemente.

Trotzdem hat es immer ein den jeweils herrschenden Mächten entgegengesetztes, weltoffenes Deutschland gegeben, geistbeflissen und besonders befähigt zur Aufnahme, Zusammenfassung und Gipfelung aller Anregungen fremder Kulturen. Dieses Deutschland hat der Welt eine Unzahl von Talenten und einige Genies schenken können, es ist jedoch mit dem Einbruch des naturwissenschaftlichen Zeitalters mehr und mehr verlorengegangen oder unsichtbar geworden. Gewiß verlief schon seit den Tagen des ersten „Furor teutonicus“ die kriegerische Linie neben der geistigen. Jetzt aber wurde der verhängnisvolle Bruch im Charakter enthüllt, nämlich der bedenkenlos materialistische Grundzug bei aller idealistisch schwärmenden Sehnsucht. Von diesem Augenblick an war das Geistige dem Kriegerischen untergeordnet und damit das deutsche Schicksal für ein Jahrhundert entschieden.

Außer unserem Lande ist kein Land der zivilisierten Welt, in dem die naturwissenschaftlich-technische Entwicklung so schnell und penetrant in eine Veräußerlichung des gesamten öffentlichen Lebens eingemündet wäre. Darunter litten die menschlichen Qualitäten ebenso wie die geistigen Fähigkeiten. Welch ein Abstand zwar von Bismarck, dem gebildeten Realpolitiker, zu Hitler, dem eingebildeten Dummkopf — und doch welche bezeichnende Gleichheit in Nährboden, Natur und Zielsetzung! Von der Gewalttätigkeit zur Bestialität, von der diplomatischen Intrige zu unverschleiertem Lug und Trug, vom Miles gloriosus zum Bramarbas ist, wenn die letzten

Schranken der Sittlichkeit und der christlich-religiösen Bindung einmal gefallen sind, eben nur ein Schritt, der im Zeitmaß der Geschichte gerade vierzig Jahre benötigte. Die Schuld am Kriege und die Schuld am Nationalsozialismus sind zwei Dinge und doch eines. Gewiß zogen die meisten der Deutschen, die im August 1939 nächtens durch Gestellungsbefehle aus dem Bett geholt wurden, nicht deshalb in den Krieg, weil sie gerade nichts Besseres oder für sie Wichtigeres vorhatten. Gewiß hörten zwischen September 1938 und September 1939, in diesem Jahre der kriegstreibenden „dynamischen“ Exzesse, die Mengen auf den Straßen ihrem „fanaddisch“ durch die Lautsprecher plärrenden „Führer“ eher aus Besorgnis als zur Belustigung zu. Doch darauf kommt es nicht im geringsten an. Das Moralische versteht sich entweder von selbst oder gar nicht. Nachdem Hitler in München die Sudetenkrise siegreich beendet hatte, schmunzelte das Volk: „Hat unser Adolf das nicht wieder fein gemacht?“ — und wo noch ein Empfinden dafür war, daß er es von Rechtes wegen weder fein noch unfein, sondern überhaupt nicht hätte machen dürfen, wagte es sich nicht mehr hervor. Der Glaube, dieser Mann könne sich alles erlauben, weil ihm alles gelinge, ohne daß je die Waffen mehr als rhetorisch klirren müßten, befestigte sich von Krise zu Krise so sehr, daß sogar Leute mit ausgesprochener Abneigung ihn (nach der Reklame für ein Hühneraugenmittel) scherzhaft anerkennend „Dr. Unblutig“ taufte. Als dann endlich doch geschossen wurde, blieb es zwar dabei, daß niemand so richtig kriegsbegeistert war. Aber als die märchenhaften Erfolge kamen und das anfängliche furchtsame Schielen auf die Erfahrungen von 1914 nicht gerechtfertigt zu werden schien, da stieg die Bedenkenlosigkeit.

Goethe hat gesagt, er wisse kein Verbrechen, dessen er sich, den selbstaufgelegten Zwang der ethischen Gesetze und den der staatlichen Vorschriften einmal beiseitegesetzt, nicht fähig fühle. Zu den Verbrechen zählt, im Politischen jedenfalls, auch die blinde Anbetung des Erfolges. Jahrzehnte demokratischer Erprobung allein sind imstande, ein Gegengewicht zu schaffen — öffentliche Kontrolle, gesundes Mißtrauen, Förderung der freien Kritik, ständige Wachsamkeit; alles Dinge, die in Deutschland niemals oder nur unvollkommen wirksam wurden. Der Arbeitslose im Ruhrgebiet, der 1930 anscheinend naiv sagte, er wolle lieber Soldat werden als von Unterstützung leben, möglichst ohne Krieg natürlich, ist nicht unschuldig, denn er begriff nicht, daß zwischen dem, was er war, und dem, was er wünschte, kein sittlicher Rangunterschied ist. Sobald Deutschland Soldaten hat, gibt es eben Krieg. Während im Innersten demokratische Staaten ihre Bürger nur im Notfalle,

ein Instrument der Ultima ratio, zu Soldaten machen, neigt der Deutsche dazu, den Menschen in Uniform als Prima ratio an die Spitze aller Politik zu stellen. Es ist zu bequem zu behaupten, daß die Militaristen und Nationalisten die bösen Geister waren, deren Verführung oder deren Gewalttätigkeit die übrigen unterlagen. Schließlich kann eine Entwicklung, die sich durch die Jahrhunderte fortsetzt und steigert, nicht dauernd einer angeblichen Minderheit zur Last gelegt werden, ohne daß die angebliche Mehrheit, die kein Mittel gegen ihre Vergewaltigung findet, dadurch belastet wird. Erklärungen und Entschuldigungen sind an jedem Punkte der Weltgeschichte zur Stelle. Aber so viele Erklärungen aus der Zeit unserer Vorfahren sind für uns Lebende nicht ebenso viele Rechtfertigungen unserer Handlungen und Unterlassungen, sondern höchstens unserer Existenzbedingungen.

Der erste in der nicht langen Reihe der Botschafter, die Großbritannien seit 1918 nach Deutschland schicken konnte, Viscount d'Abernon, zitiert in seinen Memoiren einen Satz aus dem Munde eines deutschen Studenten: „Ich für mein Teil mache meine Wertung eines menschlichen Wesens davon abhängig, ob es zu den Problemen des Kosmos eine entsprechende Einstellung besitzt.“ Dem Gewährsmann, der dem Botschafter diese Äußerung übermittelte, erschien sie typisch für die deutsche Lebensanschauung. Er fügte hinzu, viele Deutsche hätten den Doppellehrgeiz, zugleich Siegfried und Faust zu sein. Damit hat er jene nationalsozialistische Kriegsslyrik vorweggenommen, die den deutschen Soldaten „in der rechten Hand die Wurfgranate, in der linken Goethes Faust“ zudiktierte. Und der Schriftsteller, der einem seiner Bücher in Amerika den Titel gab: „Krieg und Musik, die Geschichte der Deutschen“, hat für das gleiche Phänomen die pointierteste Formulierung gefunden. Doppelwesen sind entweder Ausgeburten der Hölle oder der Phantasie, in jedem Falle der Romantik, die als geistiger Ausdruck selber ein Zwitter aus Kindlich-Gemütvollem und Kindlich-Blutrünstigem ist. In der Kunst können sehr schöne Wirkungen daraus entstehen, in der Politik nur verheerende. Andere Völker haben sich damit auf die Kunst beschränkt, Deutschland hat Politik damit gemacht. Was anderwärts bloß eine Strömung war, wurde hier Charakter. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts erschien in Deutschland eine Zeitschrift, betitelt „Die Tat“ und herausgegeben von dem Verleger Eugen Diederichs in Jena. Als er gestorben war, 1930, bezeugte ihm ein Nachruf, daß er „viele Symbole“ gehabt habe: „Ob es die Tischdecke war, an der Nietzsche gesessen und geschrieben hatte, eine Buddhastatue oder ein chinesisches Gewand, alles hatte Bedeutung für ihn und alles bekam Bedeutung durch ihn. Witterte er eine schwierige, gegen-

sätliche Diskussion, dann legte er zuvor eine Alraunewurzel auf den Tisch und zeigte sie seinen Gästen mit der Erklärung, daß der Frieden nun gewahrt bleiben werde.“ Die Alraune ist bekanntlich eine Pflanzenwurzel, in die eine menschliche Form hineinphantasiert wird. Eugen Diederichs war nicht dieser und jener, sondern ein geistiger Exponent seiner Epoche. Er bereitete mit seinem Aberglauben die „Politik aus dem Glauben“ des Herrn Hitler vor. Tiefer und stärker als sonstwo liegen hier die Wurzeln des zweiten wie des ersten Weltkrieges.

In einer furchtbaren Deutlichkeit ist die Schuld am Nationalsozialismus zugleich sowohl die Schuld am Kriege wie die Schuld an allen Gemeinheiten, die mit beidem verquickt waren. Die größte Gefahr, die in Deutschland droht, liegt in dem Denkfehler, der hier Unterschiede macht. Er verbaut den Weg zu einer historischen Einsicht, ohne die jede Gesundung ausgeschlossen ist: daß nämlich der Nationalsozialismus keine isolierte Erscheinung, sondern die Enderscheinung einer nicht erst mit Friedrich dem Zweiten, sondern schon mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm begonnenen, über Scharnhorst, Bismarck, Ludendorff und Kapp so gut wie über Arndt, Jahn, Uhland, List, Krupp, Stumm und Röchling führenden Entwicklung war, und daß infolgedessen die Entfesselung des Krieges durch Hitler, seine idiotische Kriegführung und die Niederlage in dieser infernalischen Gestalt nicht allein Zwangsläufigkeiten, sondern im höchsten Sinne Akte historischer Notwendigkeit sind. Was das deutsche Volk bis hierher durchlebte, hat sich wie ein antikes Drama abgerollt. Dort schließt sich an die Krisis der Schuld die Katharsis der seelischen und geistigen Reinigung, in die jede materielle Sühne münden muß, falls sie mehr als bloß den negativen Zweck der Strafe haben soll. „Die große Notwendigkeit erhebt, die kleine erniedrigt den Menschen“, schrieb Goethe am 25. Mai 1797 in sein Tagebuch. Wenn unser Volk Hunger und Elend in wahrer Schafsgeduld über sich ergehen ließ, um Hitlers Krieg zu ermöglichen und „durchzuhalten“, dann sollte es heute zu seiner Gewissensentlastung gestehen: jetzt haben wir etwas, um das zu hungern sich lohnt. Zum ersten Male in unserer Geschichte ist reiner Tisch gemacht worden. Zum ersten Male in der Weltgeschichte sind die Hauptschuldigen an einem Kriege und an der Gesinnung, die ihn entfesselte, ausnahmslos gefaßt worden. Auch 1918 war ein Krieg verloren, doch fanden sich zu viele Gelegenheiten, es zu leugnen. Das Land war unzerstört. Die Inflation machte einer Scheinkonjunktur Platz. Europa wies noch reiche, den Handelsverkehr fördernde Länder auf. Geschlagene Generale brüsteten sich als „im Felde Unbesiegte“, bloß weil man versäumt hatte, sie zu verhaften. Wo nicht die Pensionsgelder der Republik,

versetzten die Finanzen der Schwerindustrie sie in die Lage, ihre Dolchstoßlegende zu erdichten und antisemitische Vereinigungen zu gründen, um gegen die neue Verfassung zu wühlen. Alle nationalistischen Zeitungen erschienen weiter, als sei nichts geschehen, neue schlüpfen reptilhaft aus einem einzigen faulen Ei der militaristisch-chauvinistischen Reaktion. Satanisch lockend nahe lag der Schluß: „Es läßt sich also auch nach einem verlorenen Kriege gut leben, folglich rentieren Kriege immer.“ Nichts von alledem ist heute möglich, weil nichts von alledem existiert. Glück im Unglück: wo all und jedes vertan und verspielt ist, ist neben dem Guten auch das Böse vertan und verspielt. Wir haben einen klaren Anfang. Nichts hindert uns: keine unterirdische Kanaille, keine Fememörder, kein Hindenburgmythos, kein Flaggenzwist, keine ihr Amt mißbrauchenden Richter, Lehrer, Professoren, kein Dauer-Meißner, der bereit wäre, von Ebert bis Hitler Staatssekretär zu spielen.

Niemals ist, so betrachtet, die Situation für jeden einzelnen Deutschen so günstig gewesen —: er steht wie Gottvater am Anbeginn der Schöpfung, die Erde ist für ihn wüst und leer, aber sein Geist darf sich unbeschwert entfalten, um den schon von Goethe schmerzlich empfundenen Widerspruch aufzuheben, daß Deutschland nichts ist, obwohl der einzelne Deutsche viel ist. Es muß möglich sein, die achtbaren Individuen zu einer achtbaren Nation zu summieren. In der Weltordnung ist stets das Gestern im Heute, aber auch im Heute das Morgen enthalten. Die Zukunft ist, mathematisch ausgedrückt, Vergangenheit plus Gegenwart plus x . Dieses x , die unbekannte Größe, ruht nur zum Teil im Schoße des Schicksals, außerhalb von uns selbst. Zu einem anderen Teile richtet es sich nach dem Geist, in dem wir die Tradition zu beurteilen, zu zergliedern und fruchtbar zu machen wissen. Es ist nicht wahr, daß alle Deutschen schlecht sind; aber es ist nur zu wahr, daß die vielen, die schlechte Deutsche geworden sind, es darum wurden, weil sie das Beste, das aus den besten Deutschen sprach, zuerst verkannten und dann verbannten, oder in milderer Fällen zuließen, daß es verschüttet wurde. Ein guter Deutscher müßte zuvörderst ein anständiger Mensch sein. Seit zu vielen Jahrzehnten war die entgegengesetzte Forderung in dem versteckt, was offiziell gepredigt wurde.

Eine verworfene Person, in deren Charakter nicht abzuschätzen ist, was größer war, Roheit oder Dummheit, hat eine Trümmerstätte hinterlassen, vor der unser Volk, das eine solche Person als „Staatsmann“ anerkannte, mit der verzweifeltsten Frage steht, was daraus werden solle. Und doch: es wird schon deshalb etwas daraus werden, weil Geschichte immer einen Sinn hat. Deutschland mußte ein

Trümmerhaufen werden, weil das deutsche Volk, schuldbeladen, anders nicht belehrbar ist. Nur die alleräußerste Wucht eines Anschauungsunterrichtes von solcher Grausamkeit bietet sich ihm als Rettung dar. Die Welt macht ihm zum Vorwurf, daß es die Dinge bis zu diesem Trümmerhaufen hat gedeihen lassen. Wäre es aber nicht dahin gekommen, wäre Deutschland vorzeitig von Hitler befreit worden, so blühte jetzt schon wieder die Sumpflume der Legende. Die Nationalsozialisten haben gestohlen in aller Welt und die Beute in Salzbergwerken versteckt: Kunstschätze, Gold, Industriepapiere, Devisen. Uns aber haben sie mehr gestohlen, nämlich Deutschland selbst. Es wiederzufinden und wieder herbeizuschaffen, ist naturgemäß schwieriger, als Kisten aus ihren Verstecken zu holen. Es ist tiefer vergraben als in Salzbergwerken.

V
Die Ge
ausgieh
eine U
Gegenv
lebten
ten, er
faßte,
dung d
ordnun
brenne
Abente
die un
Spinoz
nachm
müssen
mit ei
Ereign
zugeho
achten
solche
Unwil
wenn
und Z
natio
natio
losigk
doch
keine
Grun
heit,
Gefül
gewo
lich
gleich
und
helle
wir
sen
so is
einzi

VERANTWORTLICHKEIT VOR DER GESCHICHTE

Die Geschichte bedient sich, um zu ihren Zielen zu gelangen, sehr ausgiebig der Träger von Uniformen, aber sie selber legt niemals eine Uniform an, sie huldigt der lebendigen Vielfalt und rückt Gegenwirkungen nahe an die Wirkungen. Im alten Griechenland lebten die Schüler eines Xenophanes, der die Welt als ungeordneten, erst durch das Denken zu erschließenden Scheinkörper auffaßte, neben den Anhängern eines Leukippos, der in der Verbindung der Teile zu einem Ganzen die höchste und subtilste Weltordnung sah. Das Mittelalter vereinigte eiskalte Inquisitoren und brennende Mystiker. Das achtzehnte Jahrhundert gebar und pflegte Abenteurer wie Casanova und Cagliostro mit derselben Liebe wie die untereinander wieder abweichenden Philosophen Leibniz, Hume, Spinoza und Kant. Man wird dem Frankfurter Parlamentarier und nachmaligen Gesandten in Paris, Friedrich von Raumer, recht geben müssen, wenn er behauptet, ganze geschichtliche Zeiträume nur mit einer Idee ausfüllen zu wollen und an den einzelnen Menschen, Ereignissen, Tatsachen, Verhältnissen mit Seitenblicken vorüberzugehen, hieße eine Parfümflasche mit Eau de mille fleurs höher achten als jede einzelne der tausend Blüten, deren Extrakt eine solche Flasche angeblich darstellt.

Unwillkürlich drängt sich die Erinnerung an diesen Vergleich auf, wenn man die mannigfaltigen Sorgen, Klagen, Gedanken, Skrupel und Zweifel verfolgt, die sich im Volke äußern. All die Resignation, die Verstocktheit und Gleichgültigkeit, die im Grunde die nationalistische Gesinnung fortsetzt und begünstigt, all die Mutlosigkeit, die mit ihren Beschwerden soviel beweisen möchte und doch nichts beweist, außer daß die Anmaßung von gestern noch keineswegs überwunden ist, all der Widerspruchsgeist, der die Grundsteine besserer Zukunft nicht anerkennt, all die Verworrenheit, der ein tastender Blinder anheimfällt, die ganze Skala der Gefühle eines in seinen Tiefen erschütterten und richtungslos gewordenen Volkes finden sich darin. Nur Utopisten hätten freilich erwarten können, daß aus einem Baume mit Wurzelfäulnis, gleich nachdem die kranken Stellen freigelegt, herausgeschnitten und mit dem Karbolineum der Sühne bestrichen worden waren, in heller Fröhlichkeit grüne Zweige sproßten. Es ist schon viel, wenn wir den Eindruck gewinnen, daß der Baum nicht eingeht; und diesen Eindruck haben wir. Wie hinfort in Deutschland jede andere, so ist auch die Frage der tatsächlichen oder moralischen Schuld einzig unter staatsbürgerlichen Aspekten anzuschneiden. Der Mut

zum Bekenntnis gehört zu den demokratischen Pflichten. Aber es ist der Unterschied der Demokratie gegen die Autokratie, daß jede Pflicht ein Recht in sich schließt. Wer eine bestimmte Sache verlangt, ohne gegen eine andere, die ihr gefährlich werden könnte, Schutz zu gewähren, hat demokratischen Geistes keinen Hauch verspürt. Mit Macaulay ließe sich sagen, daß er, obgleich er sich liberaler Denkungsweise rühmte, in Wahrheit ebenso engherzig sei wie irgendein Mönch aus den dunklen Jahrhunderten.

Dies ist ein Scheideweg: auf der einen Seite die Flagellanten, geißelschwingend, um das deutsche Volk, die Stirn in Staub und Asche, vor Zerknirschtheit bewußtlos zu machen; auf der anderen die Machiavellisten, Nachfahren der Hugenbergkämpen gegen die „Kriegsschuldflüge von Versailles“, eifrig Hitler fluchend, um sich ein Alibi zu verschaffen, wenn sie das deutsche Volk mit verdächtiger Eile von der „Kollektivverantwortlichkeit“ lossprechen. Die politische Vernunft ist weder hier noch dort. Wenn man im religiösen Bilde bleiben will, so ist die Buße ein Sakrament, bedingt durch die Sünde, mündend in die Gnade; bestehend nicht allein in der Zerknirschung des Herzens und nicht allein in der Losprechung nach dem Bekenntnis des Mundes, vollendet vielmehr durch die Genugtuung in Werken. Der Priester behält das Ganze im Auge, den läuternden Zusammenhang, den der bloße Prediger über der opportunistisch beurteilten Einzelheit vergißt. In die politische Sprache der Demokratie übersetzt, heißt das, ein Volk zur Einsicht bringen, ihm den verlorenen Kausalnexus von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wiedergeben, es zur Bewußtheit seiner Fehler wie seiner Tugenden erwecken, seine Schwächen überwinden, seine Kräfte entfalten helfen. Keiner ist unter uns, dessen erste Regung nicht war, den Nationalsozialisten, die das Mittelalter wieder heraufführen wollten, in mittelalterlicher Münze, mit Vierteilen, Verbrennen oder Prangerstehen, heimzuzahlen. Es hat keinen Sinn, uns entgegenzuhalten, solche Gefühle der Rache und Vergeltung seien unmenschlich; im Gegenteil, es wäre nicht menschlich, sondern göttlich, hätten wir von allem Anfang an andere gehegt. Aber der Demokrat folgt niemals der ersten, sondern immer der zweiten Regung. Er sucht, die Dinge klärend und auf das Ziel hinstuernd, Distanz zu gewinnen. Die Frage des Umfangs der individuellen Schuld ist so schwierig, daß sie angesichts der Notwendigkeit, Millionen von Einzelfällen zu prüfen, wohl niemals entschieden wird. Wir sind aber der Meinung, daß es falsch ist, die Frage so zu stellen. Das Wesentliche ist etwas anderes. Es gibt keine „Männer, die Geschichte machen“ wie irgendein Deus ex machina. Jede Begebenheit zerfällt in einen sichtbaren und einen unsichtbaren Bestandteil, in die Aktion und ihre Trieb-

kräfte, als
die Freibe
Daraus fo
einheitlich
mit einer
Mörder u
Politik, m
eine inne
mich nich
Politik v
Beelzebub
die ander
eines sole
glieder de
Mietshaus
aus, schlt
aber zien
selbst ins
die der A
Da die G
die Bere
Schichten
Anderere
der Ansc
Bürgertu
Arbeiter
ist, wart
haben si
licher vo
den Jah
so ist d
kompliz
nicht nu
aus den
in der
wußte,
derer,
schweig
waren,
derer,
Legion.
den, ob
in der
deren

kräfte, als welche Wilhelm von Humboldt die Natur der Dinge, die Freiheit des Menschen und die Fügung des Zufalls benannte. Daraus folgt, daß alle scheinbar isolierten Ereignisse unter einen einheitlichen Gesichtspunkt fallen. Wenn ich in einem Mietshaus mit einer Familie zusammenwohne, deren Oberhaupt ein Räuber, Mörder und Brandstifter ist, dann ist es von mir eine schlechte Politik, mich auf die platonische Formel zurückzuziehen, dies sei eine innere Angelegenheit der betreffenden Familie, in die ich mich nicht einzumischen gedächte. Ebenso ist es eine sträfliche Politik von dieser Familie, wenn sie, unter der Tyrannei ihres Beelzebub seufzend, die Hände in den Schoß legt und wartet, bis die anderen Mieter des ehrbaren Hauses gegen die Anwesenheit eines solchen Subjektes einschreiten; um so schlimmer, wenn Mitglieder der Familie mit ihm gemeinsame Sache machen. Ein solches Mietshaus war Europa. Die Folge: der Mann raubte alle Mieter aus, schlug sie tot und zündete zuletzt noch das Haus an. Heute aber ziemt es uns nicht, objektiv zu sein. Heute haben wir mit uns selbst ins Gericht zu gehen. Denn die Schuldigen und diejenigen, die der Anlaß waren, daß andere schuldig wurden, saßen unter uns. Da die Größe des Verbrechens bekannt ist, handelt es sich darum, die Bereitschaft zum Verbrechen zu untersuchen. Sie umfaßte alle Schichten, in erschreckendem Maße auch die Arbeiterschaft. Andererseits war der Widerstand dagegen weiter verbreitet, als der Anschein erkennen ließ. Er war es besonders im intellektuellen Bürgertum, das sich zu seiner grenzenlosen Enttäuschung von der Arbeiterschaft — als Klasse — im Stich gelassen sah. Die Frage ist, warum der Widerstand nicht aktiviert wurde. Die Alliierten haben sie in ihren Radiosendungen immer wieder und immer dringlicher vorgelegt. Am dringlichsten haben wir selbst sie uns in all den Jahren vorgelegt. Aber wenn jemand nicht eingesperrt war, so ist das kein Beweis für seine Widerstandslosigkeit. Wir dürfen komplizierte Dinge nicht vereinfachen. Wahrheit ist etwas, was nicht nur gesagt, sondern auch ertragen werden muß. Die Gründe, aus denen jemand vom Aeüßersten verschont blieb, liegen häufig in der Geschicklichkeit, mit der er sich der Schlinge zu entziehen wußte, oder in der Dummheit der jeweiligen Verfolger. Die Zahl derer, die Inquisitionen oder kleinere Strafen erlitten, ganz zu schweigen von denen, die Tag für Tag auf die Folter gespannt waren, obwohl ihnen das Grausamste erspart wurde, die Zahl allerer, von denen die Welt nichts weiß und nichts wissen wird, ist Legion. Ebenso wie manche in die Hölle der Lager geworfen wurden, ohne daß sie eine Tat begangen hatten, lediglich infolge ihrer in der Vergangenheit bekundeten Gesinnung, ebenso sind viele, deren Namen man nicht kennt, weil sie von der Gestapo nicht ge-

faßt wurden, im stillen Träger eines passiven Widerstandes gewesen. Ebenso wie manche nur zufällig nicht auswanderten, weil sie die Gelegenheit verpaßten, ebenso sind viele, die es mit Bedacht nicht taten, weil es ihnen unerläßlich erschien, die Entwicklung aus allergrößter Nähe zu beobachten. Ebenso wie aus vielen Emigranten ihre ungebrochene Kampfkraft sprach, so spricht aus vielen Daheimgebliebenen die Summe der Erfahrungen, die sie unter ihrem Volke sammelten. Märtyrertum ist immer gewaltig, immer menschlich bedeutsam. Wenn es mehr als schicksalhaft, wenn es politisch und historisch bedeutsam, entscheidend und beispielhaft sein soll, muß es von der Ueberzeugung getragen sein, daß es hinreißende Macht hat und die Umwelt zur Resonanz geneigt ist. Diese Voraussetzung hat der Nationalsozialismus zerschlagen, indem er jeden Fall dieser Art mit dem eisigen Mantel des Schweigens erstickte. Es zirkulierten Hirtenbriefe und Predigten; die Radio-sendungen des Auslandes berichteten; es sickerte vieles gerüchtweise durch; aber kein Historiker kann darin jenes Maß an Publizität erblicken, ohne das ein Märtyrer niemals ein Befreier wird. Nachdem zu Anfang, im Frühjahr 1933 und eigentlich lange vorher, alle seine Gegner versagt hatten, war der Nationalsozialismus nicht mehr mit Gewalt von innen zu stürzen. Die Geschichte lehrt, daß Versäumnisse zur Zeit sich zur Unzeit nicht nachholen lassen. Aber — und nun kommt erst das Entscheidende: wer die Geschichte der Revolutionen kennt, weiß, was passiver Widerstand bedeutet. Hat seine Summe eine gewisse Höhe erreicht, so gleicht sie in der Wirkung aktivem Widerstand. Die Summe des passiven Widerstandes in Deutschland blieb leider unter dieser Höhe. Trotzdem werden die Historiker zu erforschen haben, ob ohne diesen, wenn auch viel zu geringen, passiven Widerstand der Sieg der guten Sache nicht noch länger verzögert worden wäre. Die oft wiederholte Frage der ausländischen Sender: „Warum tut ihr nichts gegen Hitler?“ findet schon eine gewisse Antwort in der Feststellung, daß diese Frage von Hunderttausenden tatsächlich vernommen wurde, daß Hunderttausende mehrmals täglich nach dem Gesetz, das diese Sender abzuhören verbot, Zuchthaus und Henkerbeil riskierten. Es hat ebenso zur Unterhöhnung des Fassadenregimes beigetragen wie die immer zahlreicher werdenden Fälle von Desertion, von Arbeitsverweigerung, von Entziehung aus Zwangsdiensten durch Pillenschlucken und ähnliches. „Gesundheit ist das höchste Gut“, sagt das Sprichwort. Unzählige Deutsche haben dieses Gut verachtet und sich künstlich krank gemacht, um das verhaßte Regime, wenn sie es schon dulden mußten, nicht auch noch zu unterstützen. Jeder, der seine „freiwillige Spende“ so gering, wie er nur konnte, bemaß; jeder, der seine Kinder nicht in die Hitler-Jugend

schickte
Dienst f
sagte, se
Morgen“
sie alle
beteiligt.
Bewußts
trotz ihre
Ausfluch
jeningen,
des Red
dem Phi
spiel der
Vieles v
gepries
freudige
nämlich
Problem
der Ide
sollten
Guten
oder de
Nichtem
den wo
der Par
gleicher
verantw
schuldig
die wen
Kern
wortun
chenfra
in jene
Champf
verfolg
endet
rung:
aberm
Frank
nicht
eine
genon
dem
situat

schickte oder, als es Zwang wurde, sie mit Entschuldigungen vom Dienst fernhielt; jeder, der nicht wie ein Automat „Heil Hitler“ sagte, sondern gesittet wie seine Väter den Hut zum „Guten Morgen“ zog; jeder, der ein nationalsozialistisches Gesetz umging — sie alle waren zu ihrem kleinen Teile am passiven Widerstand beteiligt. Viele waren ihrer, aber es waren viel zu wenige. Das Bewußtsein, daß sie zu wenige waren, lähmte sie. Diejenigen, die trotz ihrer Gesinnung nicht einmal das riskierten, weil sie sich jede Ausflucht sichern wollten, tragen beinahe größere Schuld als diejenigen, deren Gesinnung sie zu den Feinden der Gewissensfreiheit, des Rechtes, der Wahrheit und Sittlichkeit hinzog. Sie unterlagen dem Phänomen, das Jakob Burckhardt als das „brillante Narrenspiel der Hoffnung“ bezeichnet hat.

Vieles von dem, was heute als alleinseligmachende „Einheitsfront“ gepriesen wird, mag zur selben Kategorie zählen. In einer freiheitsfreudigen Demokratie hat nur eine einzige Einheitsfront Platz, nämlich bei aller Meinungsverschiedenheit über grundsätzliche Probleme, die das individuelle Gewissen berühren, die Eintracht der Ideen, wenn gemeinsame Werte auf dem Spiele stehen. Wir sollten also nicht abwägen wollen, wieviel „besser“ unter den Guten der eine gegenüber dem anderen war, der Eingekerkerte oder der „auf freiem Fuß“ Gebliebene, der Emigrierte oder der Nichtemigrierte — unfrei waren sie alle; noch sollten wir ergründen wollen, wer mehr gequält wurde, der Jude oder der Christ, der Parteilose oder der Kommunist — Opfer waren sie alle. Mit gleicher Einmütigkeit und Strenge aber sollten wir aussprechen: verantwortlich sind wir ohne Ausnahme alle. Einige sind nicht schuldig, niemand ist unschuldig. Die Geschichte erhebt aber gegen die wenigen Nichtschuldigen eine dem sittlichen wie dem politischen Kern weit stärker entsprechende Anklage: sie tragen Verantwortung. Wieviel mehr, wieviel weniger, das ist eine simple Gretchenfrage. Das Hauptmaß ihrer Verantwortlichkeit liegt v o r 1933; in jener Zeit, da man, um ein Wort des französischen Moralisten Chamfort zu gebrauchen, die Brandstifter in Ruhe ließ und die verfolgte, welche die Sturmglocke läuteten. Die Anklage jedoch endet nicht mit einer Verurteilung, sondern mit einer Aufforderung: der Aufforderung, von hier und heute an die Verantwortung abermals, und besser, zu tragen.

Frankreich und Deutschland sind zwei Länder, die wahrhaftig nicht viel miteinander gemeinsam haben, ausgenommen gerade eine Hauptsache — das von den Deutschen bisher so wenig wahrgenommene Interesse am Frieden Europas und der Welt. Trotzdem gleichen sich die beiden Länder in einer historischen Grundsituation, die ein Deputierter nach der Julirevolution folgender-

maßen gekennzeichnet hat: „Es gibt keinen Republikaner in Frankreich, der an die Möglichkeit einer Dauer der Republik glaubte, und keinen Royalisten, der an die Möglichkeit baldiger Herstellung der Monarchie glaubte.“ Nicht auf Republik oder Monarchie kommt es dabei an, sondern auf das Kriterium der Unstabilität, des fehlenden statischen Momentes in der Dynamik der Geschehnisse. Dadurch erhält ein gewisses Mißtrauen gegenüber allen Veränderungen Berechtigung, das vielleicht in der momentanen Realität gar nicht begründet, aber nicht abzuweisen ist, und weil es nicht abzuweisen ist, Schaden stiftet. Fraglos ist heute in Deutschland niemand mehr, der sich offen zu seinen schlechten Instinkten bekennt oder offen der scheußlichsten aller Vergangenheiten nachtrauert. Aber wie steht es damit im geheimen? Werden die Dinge nicht öffentlich, weil sie sich nicht mehr oder noch nicht wieder an die Oberfläche getrauen, oder setzt sich ein neuer Grundzug der Ehrlichkeit durch? Man befreit sich nur schwer von dem Argwohn, daß die Selbstverständlichkeit, womit alle im vernichtenden Urteil über Herrn Hitler einig sind, nur eine Art von gesuchtem Alibi zu bedeuten hat. Die Begreiflichkeiten liegen im Gebiete der Vorstellung, sagt Schopenhauer; die Unbegreiflichkeiten treten ein, wenn man an das Gebiet des Willens stößt. Wir wollen nicht ungerecht sein, aber um es nicht zu sein, bedürfen wir der Klarheit. Man hat Napoleons Triumphe davon abgeleitet, daß er ein Sammelbecken der Unzufriedenen war. Mit Hitler war es kaum anders. Neben der allgemeinen politischen Unreife, neben den geheimbündelnden Generalen, der reaktionären Eisenstirnigkeit der Industrieritter und Krautjunker, neben der falschen Toleranz und dem Mangel an Selbstvertrauen bei den republikanisch-demokratischen Politikern verhinderten nach dem ersten Weltkriege Inflation und Arbeitslosigkeit jeden Durchbruch der Vernunft. Wie Irrlehren nur im Chaos gedeihen, so gedeiht Demokratie nur in Zuständen, die das tägliche Leben nicht zu einer beständigen Hölle machen. So richtig es ist, immer wieder auf die Ursachen hinzuweisen, so wenig darf man damit rechnen, daß jeder das für sich zu tun vermag, was so einfach und vernünftig erscheint: Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten. Vergebens wird man einem Menschen, der zu ertrinken droht, in die Ohren schreien: Denke an den, der dich ins Wasser gestoßen hat. Unter den Flüchtlingen aus dem Osten sind viele, die darüber sehr genau Bescheid wissen; und doch verfallen sie in ihrer trostlosen Lage den primitivsten Regungen eines ohnmächtigen Zornes über ihr Schicksal, doch verstehen diejenigen unter ihnen, die sich — mit welchem Rechte immer — für alte Gegner Hitlers halten, nicht, warum auch sie

solchen n
die Zukun
haben. G
in erster
kungen, i
Gerade, v
Probleme
langt, ist
ben. Eine
ist die de
zelen all
ten zu a
Maßgeber
virat Hit
Pgs, auf
sächlich v
durch, da
schuldig,
oder —
einst auf
sie sollen
wenn wir
aus Zufa
nicht we
„Volksge
Hitlers
Bösen in
fürchten
ergibt, al
male de
können,
Verweile
Gegenpo
keine M
einem p
mus“ ne
brauch g
getriebe
las, daß
menschl
zum Kr
setzen —
kundige
und En

solchen nachträglichen Leiden ausgesetzt sind, doch denken sie für die Zukunft an die Brachialgewalt, die sie selber so oft verworfen haben. Gar zu leicht wird vergessen, daß die Objekte der Politik in erster Linie Menschen sind, mit ihren Schwächen, ihren Schwankungen, ihren Widersprüchen.

Gerade, weil wir uns bewußt sind, daß die Behandlung gewisser Probleme mehr als das menschenmögliche Maß an Objektivität verlangt, ist es desto unausweichlichere Pflicht, prinzipienfest zu bleiben. Eine Frage, die mehr und mehr unser Volk zu bewegen scheint, ist die der sogenannten „kleinen“ Pgs. Wir wissen, was im einzelnen alles vorzubringen ist; es ist aber falsch, hier mit Argumenten zu arbeiten, die auf Relationen und Proportionen beruhen. Maßgebend ist einzig die unumstößliche Wahrheit, daß das Triumvirat Hitler—Goebbels—Himmler ohne das Heer der „kleinen“ Pgs, auf das es sich berief, nicht das geworden wäre, was es tatsächlich wurde. Folglich ist jeder einzelne „kleine“ Pg allein dadurch, daß er vorhanden war, in besonderer und gründlicher Weise schuldig, ganz gleich, aus welchen Motiven er das Abzeichen trug oder — verbarg. Wir wollen ihnen zwar nicht das antun, was sie einst auf Hitlers Geheiß jedem von uns anzutun bereit waren; aber sie sollen wissen, wofür sie zu halten sind. Daran ändert sich nichts, wenn wir feststellen, daß ihnen diejenigen gleichkommen, die bloß aus Zufall nicht Parteigenossen geworden sind, oder weil sie es nicht werden konnten, obwohl sie sich danach drängten — jene „Volksgenossen“, die aus Angst, Eigensucht oder Herdeninstinkt Hitlers Mitläuferschaft und damit die Basis seiner Macht des Bösen ins Riesenhafte vergrößert haben; ein trauriges Heer, das, fürchten wir, im Gegensatz zu Frankreichs alter Garde sich zwar ergibt, aber nicht stirbt. „Pg“ und „Vg“ werden hinfort die Schandmale der Deutschen sein, und wir werden sie nur auslöschen können, wenn wir darauf verzichten, sie gegen Sicht zu tarnen. Verweilen wir einen Augenblick bei den Extremen. Als äußerster Gegenpol gegen die „großen“ und aktiven Pgs, über die überhaupt keine Meinungsverschiedenheit besteht, erscheint das, was man mit einem politisch schlecht gewählten Ausdruck „Opfer des Faschismus“ nennt. Daß man hier nicht von allem Anfang an dem Mißbrauch gesteuert hat, der mit den daraus abgeleiteten Privilegien getrieben werden konnte, daß man nicht prüfte, stufte und auslas, daß man die Leiden selbst und nicht immer und überall den menschlichen Charakter und die fachliche Eignung der Leidenden zum Kriterium machte, wenn es galt, wichtige Amtsposten zu besetzen — das teilt sich in fortwährender Unruhe und in so offenkundigen Mißständen mit, daß viele von Maßnahmen, Verfügungen und Entscheidungen betroffene ordentliche Staatsbürger sich mit

einer grimmigen Ironie als „Opfer des Antifaschismus“ bezeichnen könnten. Schlimmer noch, daß es legislative Instanzen gibt, die nicht einsehen wollen, welches Verhängnis damit heraufbeschworen wird. Jeder Beamte, der im Dienst gewissen Verlockungen nicht widersteht, jeder Angestellte, der einen Ratsucher oder Beschwerdeführer mit Grobheiten abfertigt, aber auch jeder Geschäftsmann, jeder Straßenbahnschaffner, jeder Polizist und Postbedienstete, der mit denen, die ihm ausgeliefert sind, Frechheiten statt Höflichkeiten tauscht, ist nicht nur deshalb zu tadeln, weil, wie Schleich so hübsch sagt, Sitte ohne Sittlichkeit wie ein am Sonntag gewaschener Schornsteinfeger ist. Vielmehr ist jeder, der den Ausruf „Wie unter Hitler“ herausfordert, eine politische Gefahr. Der Volksmund neigt zu Uebertreibungen, aber niemals ohne ein Körnchen von Wahrheit. Die nächste Stufe lautet: „Schlimmer als unter Hitler . . .“ Und wir müssen sagen, daß diejenigen, die aus Starrköpfigkeit oder Torheit nicht Remedur schaffen wollen, uns nicht wertvoll genug sind, als daß wir uns nachher für die Folgen bei ihnen bedanken möchten. Die Atavismen des Obrigkeitsstaates, Kasernenton, Formularzwang, Vorschriftenunwesen, das statt einer Sache dem Strebsamkeitsnachweis des Bürokraten oder der schikanösen Ueberwachung der Bürgerschaft dient, müssen endlich mit ihren Keimen augerottet werden. Es darf nicht den leisesten Anschein haben, als sei irgend jemand in Deutschland am Werke, einen totalitären Staat durch einen anderen zu ersetzen. Wie sollten wir erwarten können, daß andere uns trauen, wenn wir einander selbst nicht trauen dürfen? Von Abraham Lincoln stammt der Satz: „Gott muß das gewöhnliche Volk sehr lieben, sonst hätte er nicht soviel davon geschaffen.“ Der Leute, die aller Demokratie gefährlich sind, weil sie Demokratie als das ausgeben, was ihnen gerade genehm ist, sind wir nun überdrüssig. Wir brauchen Leute, die, wie es Lincoln tat, das Volk zum Staate, den Staat zum Volke machen.

Als Karl
ausgenom
ritt er ge
in Dresde
getreten,
das, was s
darum den
folge auch
sie Jahrhu
Nation. W
worden ist
Gründe de
„Ich kom
sagte der
Gesicht un
der Paulsl
aber die F
sei, blieb
ist nach W
Das deuts
rungen zu
wieder ers
heren Nat
äußerlich
los die se
nahmen d
ausgeber?
sen Zeitu
wünscht,
Art, in d
ebenso w
das nicht
nach ihr,
politische
oder die
erscheine
Hut auf
Hugo St
feldwebe
dritten o

DER MACHTKOMPLEX

Als Karl XII. von Schweden, dem vieles mangelte, Tollkühnheit ausgenommen, mit seinem Kriegshaufen über Sachsen hinwegzog, ritt er geradenwegs vor das Schloß seines kurfürstlichen Feindes in Dresden. Tags danach hörte er, der Rat der Stadt sei zusammengetreten, worauf er sagte: „Ich denke, sie beratschlagen sich über das, was sie gestern hätten tun sollen.“ Vermutlich ist die Eiche darum der Lieblingsbaum der alten Germanen und in ihrem Gefolge auch der deutschen Poeten von 1813 und 1848 gewesen, weil sie Jahrhunderte zu ihrer Ausbildung braucht — genau wie unsere Nation. Wenn sie zwanzigmal vom Lehrmeister Schicksal geprügelt worden ist, macht sie sich beim einundzwanzigsten Male daran, die Gründe der Hiebe vom erstenmal zu erklären.

„Ich komme mir vor wie ein altes, gutes, deutsches Gewissen“, sagte der greise Arndt, als er „mit dem von Gesundheit blühenden Gesicht unter den schneeweißen Haaren“ auf der Rednertribüne der Paulskirche stand. Wie mancher kam sich seitdem so vor, aber die Frage, was das „alte, gute, deutsche Gewissen“ eigentlich sei, blieb unentschieden. Die unmerklichste Veränderung fühlen, ist nach Wilhelm Heine „die Probe von dem lebendigsten Leben“. Das deutsche Volk scheint nicht einmal die merklichen Veränderungen zu fühlen. Die Zahl der Zeitungen, die in Deutschland wieder erscheinen, wächst und wächst; fast kein einziger der früheren Namen ist unter ihren Titeln, und viele tragen schon rein äußerlich ein vollkommen neues Gesicht. Erstaunlich, wie gedankenlos die sonst so symbolfreudigen Deutschen mit wenigen Ausnahmen das hinnehmen. Glauben sie, es sei eine Marotte der Herausgeber? Oder eine Anordnung der Besetzungsbehörden? In diesen Zeitungen kann nun der Deutsche lesen, was er zu lesen wünscht, und auch, was er vielleicht nicht zu lesen wünscht — die Art, in der seine stummen Gefühle willkommenes Wort werden, ebenso wie die Art, in der ihm Wahrheit als etwas erklärt wird, das nicht schmeichelnd, sondern fordernd auftritt, damit er sich nach ihr, nicht sie nach ihm sich richte. Es hat seine sittliche wie politische Bedeutung, wenn Blätter wie die „Frankfurter Zeitung“ oder die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ nicht einfach weitererscheinen und ihren alten Hut behalten können, einerlei, ob der Hut auf dem Kopfe von Leopold Sonnemann, Geheimrat Duisberg, Hugo Stinnes, Joachim von Ribbentrop oder Hitlers Kompaniefeldwebel Amann sitzt, und einerlei, ob es gilt, dem ersten, zweiten, dritten oder vierten „Reich“ zu sekundieren.

Es ist nicht einmal das Widernatürliche an sich, das so widerwärtig und unheilswanger in der deutschen Geschichte ist; daß wir offenbar dazu verdammt sind, es als unsere Natur zu empfinden und es als solche zu bekämpfen, macht unser Leben von Generation zu Generation schwerer und tragischer. Daher rührt es, daß wir mehr als andere Völker uns mit uns selbst beschäftigen und doch nicht zu einem klaren Ergebnis gelangen. Nirgendwo gibt es so viele Selbstporträts, zeichnerische und schriftstellerische, wie bei uns; jedes zeigt neue und andere, stets zutreffende Züge; jedes verwischt durch den einen Charakter den anderen, jedes wird rätselhafter, jedes wird vieldeutiger. „L'énigme allemand“, das deutsche Rätsel, ist beinahe genau so sprichwörtlich und unlösbar geworden wie „Querelle allemande“, die deutsche kleinliche Zänkerelei. Das Verräterischste ist immer der Gebrauch der Sprache. Für den Franzosen ist es in Rede und Schrift eine selbstverständliche Höflichkeit, „Monsieur“ Bidault zu sagen, wie der Amerikaner „Mister“ Truman oder der Engländer „Mister“ Attlee sagt. Im Deutschen aber klingt „Herr“ vor dem Namen polemisch, anrühlig, ironisch. „Herr“ Hitler ist ganz etwas anderes als „Hitler“. Und noch etwas ist auffallend. Wo immer wir blättern, bei Lessing, bei Goethe, bei Hebbel, überall heißt es, wenn sie von ihrem Volke reden, „d e r Deutsche“ und „d i e Deutschen“, in der nämlichen Art des Unbeteiligten, Außen- und Abseitsstehenden, wie es bei ihnen „die Franzosen“ oder „die Engländer“ heißt. Die Gewohnheit ist über ein weiteres Jahrhundert auf uns übergegangen, oder historisch richtiger, ein weiteres Jahrhundert hat nichts daran zu ändern vermocht. Ein einziges Mal ist die Form „W i r Deutschen“ überliefert. Der sie anwandte, war Bismarck. Am 6. Februar 1888 prägte er im Reichstage das Wort: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“ — und es war eine Drohung. „Nous autres“ — unwillkürlich gerät man ins Französische. Wir anderen also — falls wir unsere Zunge zum Ungewohnten nicht geradezu zwingen, verbindet sie den Namen der Nation mit dem Artikel statt mit dem persönlichen Fürwort. Eine betäubliche Tatsache: gehören wir wirklich nicht dazu? Die dunklen Ehrenmänner, denen der Marburger Professor Ebbinghaus den „Gesinnungsdünkel“ attestiert hat, werden uns aller Wahrscheinlichkeit nach verdächtigen, die „deutsche Würde“ zu verletzen. Sie werden unsere Frage, die eine Frage der Verzweiflung ist, mit dem Nebengeräusch der Niedertracht bejahen. Schon hören wir da und dort die aus der Zeit nach 1918 vertrauten Stimmen, die hinter dem Tugendbarte des besorgten Patrioten ihre reaktionären Töne einschmuggeln: „Haltung, Stolz, keine Schuldbeteuerung, nicht sich selbst beschimpfen, nicht deutsche Eigenschaften anprangern. . .“

Aber die
heute g
Jahren d
gen habe
der gesp
sprechen.
niemals
lose Inte
sehr zu
rinnen, s
sind —
notwend
rend die
Nationals
Es ist in
ten Tag t
daß sie v
eigenen I
wägung
jeder Sie
fürchterl
„totalen
liche inn
um versch
den Elen
1924 vor
gelang: s
klägers H
Was den
infolge d
Völkern
Ausschlie
er stets
Verklein
auf dem
als Folg
auch in
kennenz
nalismus
sich in d
ziger Ja
Obersek
poden C
things a

Aber diese Leute sollen nicht eine Sekunde glauben, daß wir sie heute gewähren lassen. Wenn sie in den verflossenen zwölf Jahren der Schande und Schmach von „deutscher Würde“ geschwiegen haben, dann wird nicht geduldet werden, daß sie jetzt, da wieder gesprochen werden darf, ausgerechnet von „deutscher Würde“ sprechen. Dazu geht allen denen, die in dem Worte „Vaterland“ niemals eine Entschuldigung für Unsauberkeit, Tücke und geistlose Interessenpolitik gesehen haben, Deutschland denn doch zu sehr zu Herzen. Sie wollen endlich der entsetzlichen Tragik entinnen, sich des Landes schämen zu müssen, in dem sie geboren sind — und diesmal wird niemand sie hindern zu tun, was dazu notwendig und außerdem Rechtens ist. Denn dafür haben sie, während die sonoren Vertreter der „deutschen Würde“ sich mit dem Nationalsozialismus „abfanden“, zuviel gelitten.

Es ist in der Geschichte ohne Beispiel, daß die wirklichen Patrioten Tag um Tag die Niederlage ihres Landes herbeisehnen mußten; daß sie wußten, nur wenn ihre Landsleute den Krieg einmal im eigenen Lande hätten, würden sie vielleicht Vernunftsgründe in Erwägung ziehen; daß jeder Sieg des eigenen Heeres sie zittern, jeder Sieg der fremden Heere sie aufatmen ließ; daß sie in diesem fürchterlichen Sinne die dämonische Selbstzerstörungstaktik des „totalen Krieges“ sogar begrüßen mußten. Wer diese ungeheuerliche innere Tragödie durchlebt hat, kann die Wahrheit nicht darum verschweigen, weil sie beschämend ist. Es wäre der beste Weg, den Elementen des Bösen das zu ermöglichen, was Herrn Hitler 1924 vor einem der nur in Deutschland denkbaren Gerichtshöfe gelang: sich aus der Bank des Angeklagten in den Stuhl des Anklägers hinüberzuschleichen.

Was den deutschen Nationalismus eigentlich immer, besonders aber infolge der Entwicklung seit 1813 von einem auch bei anderen Völkern heimischen Nationalismus unterschied, ist seine militante Ausschließlichkeit. Ansehen und Ehre des eigenen Volkes erstrebte er stets auf Kosten der Nachbarn, die eigene Größe stets in der Verkleinerung aller übrigen Völker. Solche Anschauungen gedeihen auf dem Boden einer Ueberheblichkeit, die Unwissenheit nicht bloß als Folge mangelnder geistiger Fähigkeiten offenbart, sondern auch infolge der Ablehnung, Fremdes besser als oberflächlich kennenzulernen. Aus diesen Wurzeln bezog der deutsche Nationalismus seine penetrante Aggressivität. Anders, als sie war, malte sich in den Köpfen dieser Deutschen die Welt. Anfangs der achtziger Jahre bezeichnete der englische Kolonialminister und spätere Obersekretär für Irland, William Edward Forster, Disraelis Antipoden Gladstone als „a man who can persuade most men of most things and himself of anything“. Hätte er den Typus des deutschen

Nationalisten charakterisieren wollen, so hätte er nichts Kennzeichnenderes sagen können — „ein Mann, der die meisten Leute zu den meisten Dingen und sich selbst zu allem überreden kann“. Wenn aber etwas schlimmer und gefährlicher ist, als daß ein Mensch schwindelt oder sich beschwindeln läßt, so ist es dies, daß er von der Ehrlichkeit des Geschwindelten überzeugt ist. Nicht erst die zwölf Jahre einer „gelenkten“ Presse, sondern bereits ihre zahlreichen „nationalistischen Vorgänger mit dem unaufhörlichen Gebrodel der Zeit von 1920 bis 1933 haben das deutsche Volk zersetzt. Ein großer Teil der Zeitungsleser hat die tägliche Abspeisung mit Gläubigkeit aufgenommen, ein geringer Teil ließ sie mit Abscheu und ohnmächtigem Zorn über sich ergehen, der weitaus größte Teil hat sich trotz eines bleibenden Restes von Skepsis so lange Gift einträufeln lassen, bis er in entscheidenden Dingen allen Lügen und Verdrehungen zugänglich war und mit Zweifeln allenfalls Nebensächlichkeiten bedachte. Nur weil der deutsche Volkskörper schon durch und durch mit diesen Krankheitskeimen infiziert war, konnte der Nationalsozialismus mit seiner Maxime, daß der korrumpierteste Mensch auch der folgsamste sei, das letzte Stadium der Verseuchung erreichen und, wie alle totalitären Staatsverfassungen, die Menschen nicht in Tiere, sondern in Teufel verwandeln. Dies also war die eigentliche, diabolische „Systemzeit“, während die von Goebbels als solche angeprangerte Weimarer Republik ihre Energien auf nichts so leidenschaftlich verwandte wie darauf, systemlos zu sein. Es sind nicht die propagandistischen Details, die Goebbels zum Triumphe führten. Es ist der Gesamttrick, der auch feinere Gewissen einschläferte, indem er ihnen vortäuschte, die schlechten Instinkte seien in Wirklichkeit die guten. Raub und Willkür wurden Rechtsmoral, Sklaverei wurde soziale Fürsorge. Grandioser Mumpitz wurde Kunst, affenartiger Dilettantismus wurde Dichtung. Schwindel wurde Wahrhaftigkeit, Lüge wurde Religion. „Die Kräfte der Freiheit und Menschenrechte sind stärker als alle Kriegswaffen“, hat General MacArthur nach dem Siege über Japan, den letzten der Aggressoren, festgestellt. Freiheit jedoch ist erst wertvoll, wenn man weiß, wovon man frei sein muß, und das müssen die Deutschen, müssen wir Deutschen nun lernen. Es ist der doppelte Weg von der Empfindung des Widernatürlichen als Natur und vom Widernatürlichen selbst zum Natürlichen.

„Freiheit. Gleichheit. Brüderlichkeit.“ — So lasen die Pariser an einem feuchtgrauen Dezembertag 1793 über einer der Proklamationen, die sich unter der Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses folgten wie ein Hagelschauer dem anderen und mit dem stupiden Automatismus der zum Guillotinerummel erniedrig-

ten Ideal
und des
verzichtet
einem no
zu erkun
Neues, d
niemals e
Brüderlich
aber unter
wie ein si
welchem
Umstände
sprachlich
Brüderlich
besser als
1794, de
späteren
Es ist, m
immer z
beanspru
schmählic
Machiave
ist wie z
Artaxerx
rische, da
an sich r
gründet
kurze Fr
ersten T
ten Teil
richtet.
licherwei
liegen v
„Dritte
Revoluti
und Ang
Grunds
eine Fah
ein Pro
von Tre
waren
beide „
punkte,
aus. Es

ten Ideale die französische Nation als Auftraggeber der Diktatur und des Schreckens hinstellten. Die Leute hatten längst darauf verzichtet, sie zu beachten; sie fanden es überflüssig, sich unter einem notgedrungen aufgespannten Regenschirm nach dem Wetter zu erkundigen. Aber diesmal enthielt die Proklamation etwas Neues, denn der Drucker hatte einen Punkt gesetzt, wo bisher niemals einer gestanden hatte. Freiheit, Punkt. Gleichheit, Punkt. Brüderlichkeit, Punkt. Punkt heißt französisch point. Point heißt aber unter Umständen auch „keine“. Der Volkswitz, der aufsteht wie ein säuselnder Wind, ohne daß man je wüßte, welchem Busch, welchem Teich, welchem Wiesental er entsprungen ist, sah solche Umstände hier. Er las den Punkt also mit und übersetzte ihn in sprachlichen Ausdruck: „Freiheit — keine. Gleichheit — keine. Brüderlichkeit — keine.“ Die Anekdote, die das überliefert, birgt besser als Talliens Anklage im Konvent den Schlüssel zum 28. Juli 1794, dem Tage der Hinrichtung Robespierres, und damit zum späteren Einbruch des Generals Bonaparte in die Staatsgeschäfte. Es ist, mit einem Wort, der Dispens von den Moralgesetzen, der immer zum Untergang führt, gleichgültig, in welchem Namen er beansprucht wird, gleichgültig, ob er den nackten Machttrieb, schmähliche Willkür oder Vernunft und Ordnung durchsetzen soll. Machiavelli, der eigentlich niemals so „machiavellistisch“ gewesen ist wie zwei- bis dreitausend Jahre vor ihm die Könige David und Artaxerxes, trägt trotzdem die Verantwortung für all das Mörderische, das sich auf ihn gegründet hat. „Wer die Alleinherrschaft an sich reißt und den Brutus nicht tötet, oder wer eine Republik gründet und die Söhne des Brutus nicht tötet, wird sich nur eine kurze Frist halten“, behauptet er in den „Discorsi“. Nach dem ersten Teile des Satzes suchte Hitler zu verfahren. Nach dem zweiten Teile hat sich die Republik von Weimar bewußt nicht gerichtet. Gescheitert ist der eine wie die andere (und eigentümlicherweise fast im gleichen Zeitraum) an Ursachen, die weit abseits liegen von der Ebene der praktischen Machtpolitik. Weder das „Dritte Reich“ noch die Weimarer Republik war aus einer echten Revolution geboren. Sie waren beide geboren aus Ueberraschung und Angst, aus der Verwirrung des Augenblicks, aus der Rat- und Grundsatzlosigkeit einer Menge, die immer denen nachläuft, die eine Fahne tragen und den Erfolg für sich buchen. Sie waren beide ein Produkt der Verhältnisse, eine riesenhafte Anschwemmung von Treibholz, das einer Bucht zustrebte, die es auffangen konnte, waren beide gestützt auf majestätische Versprechungen, lebten beide „nach Lage der Dinge“ und gaben beide die alten Gesichtspunkte, gefärbt, vergrößert und umbenannt, für neue Prinzipien aus. Es ist hart, hier keinen Unterschied machen zu können, aus-

genommen den des persönlichen Charakters — die Reaktionäre von 1933 waren ebenso tückisch, brutal und hemmungslos, wie die Revolutionäre von 1918 harmlos, gewissenhaft und unentschieden waren; aber der Augenblick ist zu ernst, als daß man nach irgendeinem Beiwerk greifen dürfte, um den bitteren Geschmack des Wesentlichen abzuschwächen.

Ausländische Beobachter entdecken heute — sie sagen: „sogar heute noch“ und meinen: eigentlich wäre es nun, da das größte Chaos sich zu lichten beginnt, doch wohl an der Zeit — im deutschen Volke kein politisches Interesse, und je nach Einsicht und Urteilsfähigkeit wundern sie sich oder nennen sie Gründe. Die zwölfjährige Entwöhnung von der tätigen Anteilnahme am politischen Leben ist einer, die materielle Not, die, da Menschen nun einmal keine ätherischen Geschöpfe sind, alle seelischen und körperlichen Kräfte auf sich zieht, ein anderer der möglichen Gründe. Ausschlaggebend ist ein dritter. Den Parteien, soweit sie bestehen, gelingt es nicht, das Volk aufzurütteln, mitzureißen und an sich zu fesseln. Sie haben keine Gedanken, die über die von gestern hinauswiesen; keine Strenge des Wortes, die in einem so oft getäuschten Volke Glauben und Vertrauen wecken könnte; keine kompromißlos programmatische Treue, die sich an den auftauchenden Fragen bewährte; keine mutige Klarheit der Persönlichkeit, die für Gegenwart und Zukunft, statt bestenfalls aus der Vergangenheit heraus, lebendiges Vorbild wäre, gelebter Beweis für die Freiheit, das Recht und die Menschlichkeit, die in unverbrüchlicher Dreieinigkeit jedem demokratischen Gesetz an die Stirn geschrieben sein müssen. General Eisenhower faßte die Stimmung des Volkes sehr klar zusammen: „Weite Kreise der Bevölkerung glauben, daß die Parteien und die Führer, die heute in den Vordergrund treten, weitgehend die gleichen sind, die seinerzeit unfähig waren, die Probleme der Weimarer Republik zu lösen oder die Machtergreifung durch Hitler zu verhindern, und daß diese Personen wenig zu bieten haben, was konstruktiv erscheinen könnte.“

Gemeinhin ist es ein Aktivum, wenn man von jemandem sagt, er sei der alte geblieben. Heute ist es leider ein Passivum. Politik ist die Kunst, die Dinge dahin zu leiten, wohin sie unter dauernden Aspekten müssen, nicht dahin, wohin sie unter zeitlichen Bedingungen wollen; eine Sache sowohl der Klugheit wie der Wissenschaft, der Wahl sowohl wie der Ueberlegung, des Urteils sowohl wie des Beweises. Denn gleich dem Journalisten setzt sich der Politiker aus drei Wesen zusammen. Er ist Chronist, indem er die Ereignisse verzeichnet. Er ist Betrachter, indem er sie wägt und deutet. Er ist Sinn- und Gesetzgeber, indem er aus ihnen die geschichtsbildenden Elemente ausliest und danach die Richtung zu-

künftig
muß d
sieht, l
schauer
oft auc
blick il
muß n
merkt,
daß De
Anfäng
Unauf
Handlu
die „K
lager,
man h
(sie wa
len kor
zurück
sung, c
keit er
Symbo
dem di
sten W
rufen
Staatsp
bauen.
allzuse
banner
in Här
sich, a
von L
skopis
nicht l
und v
zurück
blicken
Trenn
sie zu
Mitgli
aber in
feiert
klären
lernt h
das Ge

künftiger Wege bestimmt. So wie der Journalist schreiben muß, muß der Politiker handeln: als seien die Dinge, die er kommen sieht, bereits geschehen. Ihre Tragweite, die ein weniger gut überschauender und weniger stark erkennender Geist erst nachträglich, oft auch dann schwer, zu datieren vermag, hat er schon im Augenblick ihres Entstehens zu erfassen. „Wo das Jahrhundert sinkt, muß man es stützen“, sagte Joubert. Wie aber, wenn niemand merkt, daß es sinkt? Zweimal hintereinander haben wir es erlebt, daß Deutschland dem Abgrund zugeführt wurde, weil niemand den Anfängen dazu widerstand. Das Kommende darf nicht auf der Unaufrichtigkeit aufgebaut sein, die wie ein Mühlstein an allen Handlungen der Weimarer Republik hing — vom Kampf gegen die „Kriegsschuldlüge“ angefangen, über die geheimen Waffenlager, die Schwarze Reichswehr, die Auslandsanleihen, mit denen man hinterher den verlorenen Krieg doch noch gewinnen wollte (sie waren angeblich aufgenommen, damit man Reparationen zahlen konnte, dann zahlte man weder Reparationen noch die Anleihen zurück), bis zum Regieren mit dem Paragraphen 48 einer Verfassung, die gefälligerweise mit diesem Paragraphen ihre Willfährigkeit erklärt hatte, sich einfach aufheben zu lassen. Es ist wie ein Symbol, daß die Ziffer des Paragraphen an das Jahr erinnert, in dem die deutschen Demokraten ihren „Völkerfrühling“ in dunkelsten Winter verwandeln ließen. Gewisse Erscheinungen von heute rufen allzusehr das Gedenken an die Gründung der „Deutschen Staatspartei“ wach, jenen Versuch, aus zwei Wracks ein Schiff zu bauen. Gewisse Kreise, die sich als Märtyrer aufspielen, fordern allzusehr historische Wahrheiten heraus wie die, daß das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold einmal eine ungeheuere Macht ungenützt in Händen hatte und Jahre eifrigster Arbeit damit krönte, daß es sich, als der kritische Moment gekommen war, durch einen Schein von Legalität der Usurpatoren, der auch als Schein nur mikroskopische Formen hatte, düpieren ließ und nicht binnen Tagen, nicht binnen Stunden, sondern binnen Minuten die Segel strich und von der Bildfläche verschwand. Andere wieder sehen wir zurückkehren, die im Frühjahr 1933 als Gewerkschaftler so weitblickend waren, daß sie glaubten, wenn sie nur recht scharf den Trennungsstrich gegen die sozialistischen Parteien zögen, blieben sie zugelassen, und die sich dann am 1. Mai Büros, Kassen und Mitglieder rauben ließen, nachdem ihnen durch einen raffinierten, aber im Grunde voraussehbaren Schachzug der 1. Mai als Arbeiterfeiertag ebenso gestohlen worden war wie das Geld. Sie alle erklären: wir haben gelernt. Wir zweifeln nicht daran, daß sie gelernt haben. Aber um das Volk davon zu überzeugen, müßten sie das Gegenteil von dem tun, was sie heute tun. Sie beanspruchen

Machtfülle und Ausschließlichkeit, sie sind unduldsam und empfindlich gegen Kritik, sie beten an, was sie verbrannt haben (während sie sogar einiges von dem verbrennen sollten, was sie angebetet haben), und sie sind auf dem besten Wege, sich mit den nämlichen Eigenschaften darzustellen, die sie bei ihren verflissenen Widersachern mit Recht so übel vermerkt haben.

Das öffentliche Leben in Deutschland, soweit es vorhanden ist, krankt daran, daß der Machtkomplex, integrierender Bestandteil im Denken und Leben der meisten Deutschen, nicht überwunden ist. Es genügt eine Uniform, ein Schalter, eine Ladentheke, ja ein Schreibtisch, um den Bazillus virulent zu machen. Leider klingt es nur paradox und ist es nicht, wenn man sagt, daß dort, wo lauter Vorgesetzte zu finden sind, auch nur lauter Untergebene erwartet werden können. Rudolf Virchow, als fortschrittlicher Politiker nicht minder groß denn als fortschrittlicher Arzt, meinte am 28. Januar 1863 im Abgeordnetenhaus: „Ja, meine Herren, es gibt eine Art von preußischer Sprache; das ist diejenige, welche die Herren vom Ministertisch gegenwärtig reden. Es ist aber die Sprache, welche man in der ganzen Welt nicht versteht.“ Der Ministerpräsident, der am Ministertische saß, hieß Bismarck. Zwar hat er die ihm später zugeschriebene Aeußerung „Macht geht vor Recht“ niemals wörtlich getan; aber er ist und bleibt der Prototyp eines Wesens, das das Gesetz aus der Macht entwickelt, statt, wie es andere Völker tun, die Macht aus dem Gesetz. Nicht so, daß der Machtkomplex bei uns keine Gegenspieler gehabt hätte. Jedoch Geist und Intelligenz, die einen Teil von ihnen stellen, setzten sich schwer in die Robustheit der Praxis um, und der andere Teil bestand aus hoffnungsgeschwellten Schwärmern, die auf der Wartburg und dem Hambacher Schloß Verbrüderungsfeste feierten, dem Charakter nach Vorfahren derjenigen, die gleich nach 1918 mit Sängerfesten den österreichischen „Anschluß“ fördern wollten. Aus dem Mangel an wirklich politischen und der Fülle von mehr prophetisch-doktrinären Naturen folgt die Ohnmacht der Gegenspieler des Machtkomplexes. Engels, Marx (und Hegel, der selbstverständlich dazugehört) waren alle drei Deutsche. Nehmen wir als vierten Bismarck hinzu, so haben wir alle Komponenten des historischen Ablaufs beisammen. Wir können und dürfen nicht davon ablassen, Deutsche so zu betrachten, wie sie im Zusammenhang mit der deutschen Geschichte betrachtet werden müssen. Wenn schon Gracians Handorakel erkannte, es gehöre jetzt mehr zu einem Weisen als in alten Zeiten zu sieben, und es sei mehr erforderlich, um mit einem einzigen Menschen fertig zu werden als vordem mit einem ganzen Volke, so wollen wir dreihundert Jahre später wenigstens danach handeln. Die Bedeutung der Par-

teien lie
Volkes
antwort
Samenk
ihre Ide
ohne S
gaben n
flüssig
beherrlich
Parteien
daß sie
unverh
und sel
tischen
wenn s
begünst
Erzieht
Opport
seines
puissan
Görres
Mensch
und st
gerade
aus de
zu heb
Wir
wäre v
leben
Aufkla
zu ein
publik
demok
die Fr
die K
gehen
despe
für di
so vie
waren
und e
beteil
Staate
Zaber

teien liegt darin, daß sie berufen sind, den politischen Willen eines Volkes zugleich auszudrücken und zu formen. Sie tragen die Verantwortung dafür, daß im Sturm der zeitlichen Gegensätze das Samenkorn der Zukunft befruchtet wird. Sie haben die Pflicht, ihre Ideen an der Problematik der Staatsgewalt zu erhärten oder ohne Substanzverlust abzuwandeln. Wenn sie diesen drei Aufgaben nicht gewachsen sind, stiften sie Schaden statt Nutzen. Ueberflüssig werden sie nie, weil sie unter allen Umständen ein unentbehrliches Instrument der Politik bleiben. Wenn man jedoch den Parteien dies zugesteht, muß man auch den Parteilosern zugestehen, daß sie als Partei bewertet werden. Sie setzen sich ja nicht nur aus unverbesserlichen Spießern und Ueberindividualisten zusammen, und selbst wenn es so wäre, präge sich darin ein Teil des politischen Charakters des ganzen Volkes aus. Eine Partei ist gut, wenn sie die Erziehung des Volkes zur Souveränität der Nation begünstigt. Eine Partei ist schlecht, wenn sie selbst sich gegen die Erziehung durch die Ereignisse sträubt oder diesen Vorgang mit Opportunismus verwechselt. In der hundertzwanzigsten Nummer seines „Rheinischen Merkurs“, den die Franzosen die „cinquième puissance“, Europas „fünfte Großmacht“, nannten, schrieb Joseph Görres: „Nur von innen heraus muß die Besserung gehen, nicht Menschen und Partei, nein, die Grundsätze muß man unerbittlich und streng verfolgen.“ Es stimmt insofern nicht, als die Politik gerade bestrebt sein muß, die Kräfte Grundsatz, Mensch, Partei aus der Sphäre der Widersprüche in die der Uebereinstimmung zu heben.

Wir Deutschen haben eine kurze politische Geschichte, und es wäre wohl einer Untersuchung wert, warum das stärkste Partei-
leben sich zwischen 1880 und 1900 entfaltete, mit einem letzten
Aufflackern zwischen 1908 und 1914, und warum das Parteiwesen
zu einer grotesken Posse wurde, als ihm mit der Weimarer Re-
publik die größten Freiheiten zugefallen waren. Als die Sozial-
demokraten ein Bebel führte, die Nationalliberalen ein Bennigsen,
die Freisinnigen ein Eugen Richter, das Zentrum ein Windthorst,
die Konservativen ein Kardoff, schien das Parlament vorüber-
gehend eine Schule des Parlamentarismus zu werden. Die Krüger-
depesche, das Daily-Telegraph-Interview, der Fall Zabern waren
für die in den Parteien verkörperte Macht der Volksmeinung eben-
so viele Anlässe, sich mitreißend und mitgerissen zu entzünden,
waren ebenso viele Momente der Hoffnung auf Demokratisierung
und evolutionären Fortschritt in Deutschland. Prüft man die Wahl-
beteiligung jener Zeit, so entdeckt man nur in Preußen, dem
Staate des Dreiklassenwahlrechtes, ein Heer von Parteilosern. Die
Zabernaffäre füllte das Jahr 1913. Wäre darauf nicht der Krieg

gekommen, so hätte die deutsche innere Geschichte vielleicht eine glückliche Wendung genommen.

Es scheint ein historisches Gesetz zu sein, daß die großen Briganten, die Welten in Blut und Tränen erschüttern, am Ende lautlos verschwinden. Auch der wildeste Spuk muß verfliegen, eben weil er ein Spuk ist. Mussolini, Hitler, Himmler, sie alle versanken wie der Geist von Hamlets Vater in Nacht und Nebel. Es regnete zwar Feuer und Schwefel, doch die Welt krachte nicht zusammen; kein Donnergetöse entstand, in Deutschland merkten die Leute nicht einmal, daß sie ihres „Führers“ ledig geworden waren. Sie vermißten ihn weder, noch atmeten sie auf; sie wußten ganz einfach nichts. Was mit der Niederlage über sie hinstürzte, war so apokalyptisch, daß es ihnen außer der Rede das Gefühl verschlug. Urplötzlich sollten sie eine Meinung äußern dürfen; aber sie hatten keine Meinung. War 1918 viel echte revolutionäre Leidenschaft vertan, mißbraucht, enttäuscht worden, so zeigte sich diesmal auf den verhärmten Gesichtern weder die Röte der Begeisterung noch die Blässe des Zornes. Strömten 1918 die Soldaten ins Land zurück, so strömten sie 1945 aus dem Lande hinaus, in die Gefangenenlager. Zehn Millionen Männer fehlten. Zehn Millionen, die dem politischen Leben überhaupt erst seine Legitimation geben sollten. Vorläufig versammelten sich die Träger von Namen, bei deren Klang man aufhorchte, weil man wußte, daß man sie schon gehört hatte, und sich besinnen mußte, wo; es versammelten sich die „Uebriggebliebenen“, erfreut, daß ihrer so viele waren, und präsentierten sich dem Volke als neue Parteivorstände. Man zählte ab und machte in Gruppen rechts und links schwenkt marsch; dann wieder gab man das Kommando, zu einer Kompaniefront aufzuschließen. Man sandte Programme aus, und die Leute lasen es wie eines; man einigte sich auf ein Programm, und die Leute fragten: Wozu dann Parteien? Die Worte, die an ihr Ohr klangen, glichen den Worten von 1918: Wiederaufbau, Opferbereitschaft, auf zur Tat! Von Wilhelm II. über Bauer, Stresemann, Brüning zu Hitler hatte nie jemand etwas anderes verlangt. Statt „Auf zur Tat!“ hieß es bei den Aktivisten vergangener Zeit: „Arbeiter, heraus auf die Straße!“ Damals war das Ziel die proletarische Diktatur. Eine Verheißung für die eine, ein Schreckgespenst für die andere Seite. Inzwischen hatte alles abgewirtschaftet, Verheißung wie Schreckgespenst. Symptomatisch die Philosophie mancher Versammlungsteilnehmer: „Ich gehe nicht in eine Partei, man hat jetzt gesehen, wohin man kommt, wenn man in der Partei war; wer weiß, was in weiteren zwölf Jahren ist . . .“ Also empfiehlt sich, wie der Schweizer Essayist Hans Albrecht Moser einmal gesagt hat, „in dieser Welt von heute Feigheit von selbst“.

Das M
Partei
sen? I
gleich
Volke
Hie D
Marxi
War e
versch
„Anti
scheid
demol
listisch
mehr
Leistu
den A
gerad
der d
glieds
über e
Jurist
waren
die T
erst a
Vollm
sagen
auftat
barba
die G
Seit H
die M
uns d
wir n
mehr
Daß
mach
Mind
lers
Edme
zules
Ersch
sie n
Sie j

Das Mißtrauen, einmal rege, stieg. Hätte nicht die Kommunistische Partei von Rechts wegen jetzt Demokratische Partei heißen müssen? Denn was trennte sie eigentlich noch von den anderen, da sie gleich ihnen sich zur Demokratie bekannte? Im Gefühlsarsenal des Volkes bestanden die Trennungswände der Vergangenheit fort. Hie Diktatur des Proletariats, hie sozialistische Demokratie. Hie Marxismus, hie Bürgertum. Was aber war Schein, was Wirklichkeit? War es nützlich, daß verwischt wurde, was einmal nicht ohne Grund verschieden gewesen war? Würde die negative Sammlungsparole „Antifaschismus“ standhalten, wenn es einmal um positive Entscheidungen gehen sollte? Was war „christlich-sozial“, was „liberal-demokratisch“? Waren die einen religiös, die anderen materialistisch? Betonten die einen mehr das göttliche Recht, die anderen mehr das Handelsrecht? Welche historischen Erinnerungen, welche Leistungen, welche Fragwürdigkeiten waren mit den Namen unter den Aufrufen verknüpft? Jünger würden sie unterdessen auch nicht gerade geworden sein . . . Dies und mehr war der „Volksrhabarber“, der den Auftritt der neuen Parteileute begleitete. Wer die Mitgliedschaft anmeldete, tat es meist aus der Sentimentalität gegenüber der eigenen Vergangenheit. Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, Juristen, Aerzte, Künstler gingen dorthin, wo sie früher gewesen waren, gingen, um alte Bekannte zu treffen und der alten Fahne die Treue zu halten, gingen oder blieben. Die Geister schieden sich erst an den praktischen Problemen, die jenseits des klischierten Vollmondscheines schöner, von altersher bekannter und jedem Versagen zugrunde liegender Rhetorik an einem dunkleren Horizont auftauchten. Denn trotz allem ist Voltaire im Recht: „Wenn diese barbarische Gleichgültigkeit der wahre Naturinstinkt wäre, müßte die Gattung Mensch es doch wohl immer so getrieben haben.“

Seit Hitler benzinübergossen verkohlte, sind die Tage, die Wochen, die Monate weitergerast wie bisher, und nur die Uhr ist, so will es uns dünken, stehengeblieben. Zuerst haben wir uns gewundert, daß wir noch leben; dann haben wir uns allmählich daran gewöhnt, und mehr noch, auch an die Art dieses Lebens haben wir uns gewöhnt. Daß wir dabei auf die übrige Welt nicht den besten Eindruck machen, wissen wir. Wir können nur fragen: wie sollten wir auch? Mindestens zwei Jahre lang, wenn nicht länger, sind wir nach Hitlers Willen eine „belagerte Festung“ gewesen. Man braucht nur Edmond de Goncourts Tagebuch der Belagerung von Paris nachzulesen, um zu verstehen, daß die gleiche Lage immer die gleichen Erscheinungen zeitigt. Die gegenwärtige Periode krankt daran, daß sie noch halb zum Gestern und nur erst halb zum Morgen zählt. Sie ist gleicherweise Ueberbleibsel wie Vorbereitung. Auf Unrat

wachsen Brennesseln, das ist unvermeidlich. Der Unrat stammt von Hitler, also stammen auch die Brennesseln von ihm. Aber er ist nicht mehr, und das Gewucher des Unkrauts fällt zusammen mit den ersten Versuchen einer neuen Demokratie. Nichts leichter, als ihr zur Last zu legen, daß die Brennesseln ins Kraut schießen, und zu ignorieren, daß jemand sie gesät und den Boden bereitet haben muß. Nichts bequemer, als der Demokratie, ehe sie überhaupt vorhanden ist, alle persönlichen Mißhelligkeiten in die Schuhe zu schieben. Das alles ist menschlich, wenngleich es dumm ist. Historisch ernst und bedeutungsvoll wird es erst, wenn die Frage, ob die persönlichen Mißhelligkeiten vorher mit der gleichen Bereitwilligkeit dem Nationalsozialismus angekreidet wurden, verneint werden muß.

Dreihu
heit at
geschie
sucht.
des sec
Umstän
die gar
des ihu
zwich
Frucht
nisse z
landet
18. Ju
cäsaris
Heere
Arden
Osten
Folge
seine
hörte
Deuts
unter
war e
wahrh
gesagt
geschl
Mense
gebor
von c
„groß
auf d
diese
zischt
blasse
Pulve
imme
licher
ter i
streb
ist k
Jahr

UM DEN EHRLICHEN NAMEN

Dreihundert Tage bedeuten nichts in einer Epoche, da die Menschheit aus einem Zustand, der fast dem Chaos vor der Schöpfungsgeschichte vergleichbar ist, eine bessere Zukunft zu entwickeln sucht. Dreihundert Tage erschienen auch wie ein Nichts während des sechsjährigen Krieges, der neben der zermalmenden Wucht aller Umständlichkeiten und Hemmnisse eines mechanisierten Trosses, die ganze fürchterliche Tyrannei der Materie über die Konzeption des ihrer bedürftigen Geistes, offenbarte. Andererseits vermag die zwischen Epik und Dramatik wechselnde Geschichte, wenn eine Frucht gereift und das Maß voll ist, in hundert Tagen die Ereignisse zur letzten Entscheidung zusammenzuraffen. Am 1. März 1815 landete Napoleon an der Küste der Provence; am Abend des 18. Juni befehligte er mit den beiden letzten Bataillonen der alten cäsarischen Garde die letzte Attacke seines Lebens. Die Hitlerschen Heere, die im Westen gerade die ungeheuerliche Farce der Ardennenoffensive aufgeführt hatten, traf am 12. Januar 1945 im Osten der Schlag, der sie taumeln ließ und in atemversetzender Folge bis zum 7. Mai die Auflösung eines morschen Organismus in seine einzelnen Atome vollendete. Die sogenannte „Wehrmacht“ hörte jählings auf zu existieren; mit ihr Hitler und mit ihm Deutschland, das sich als erstes Land der Erde seinem Wahnsinn unterworfen hatte. Was von Soldaten wie von Zivilisten übrigblieb, war eine Herde zusammenhangloser Individuen, an der sich bewahrheitete, was ihr Hirt, Wolf Hitler, einst lästerlich von Polen gesagt hatte: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.“

Menschen, die in die „Epochenzeiten“ der Geschichte hineingeboren sind, haben kein beneidenswertes Los. Derartige Zeiten, von den zu gauklerischer Metaphysik neigenden Deutschen gern „große“ genannt, verachten selbst den geringen Lebensanspruch, auf den auch der, der weiß, daß mehr als ein leidliches Dasein auf dieser Erde selten zu erlangen ist, ein Recht zu haben glaubt. Es zischt in ihnen von Raketen, vor denen die ewigen Gestirne verblassen. Aber die Raketen verpuffen, wenn die Feuerwerker ihr Pulver verschossen haben, und die Gestirne bleiben dort, wo sie immer gewesen sind, das Dunkel erhellend, das über den künstlichen Blitzen undurchdringlich zusammenwogt. Die Macht, die hinter ihnen wirkt, ist nicht müßig; wenn der Mensch ihnen widerstrebt, so zwingen sie ihn — einfach durch ihr Dasein. Gneisenau ist kein Mann, an den wir uns mit Liebe erinnern. Doch was er im Jahre 1812 schrieb, deckt sich zu sehr mit dem Wesen der jetzigen

Epoche, als daß wir es nicht zitieren dürften: „Die Welt scheidet sich ab in solche, die gezwungen oder freiwillig für Bonapartes Ehrsucht oder dagegen fechten; auf das Gebiet der Länder scheint es hierbei weniger anzukommen als auf das der Grundsätze.“ Genau so war es während des sechsjährigen Krieges, dessen Schrecken noch keine zwei Jahre und doch schon so lange hinter uns liegen, daß viele bereits vergessen haben, wie oft sie gelobten, mit trockenem Brot zufrieden zu sein, wenn nur erst keine Bomben mehr fielen. Weil jener Prozeß der Abscheidung, von dem Gneisenau spricht, erforderlich war, um den Krieg richtig in Gang zu bringen und den Schauplatz der Schlachten mit dem Schauplatz der Grundsätze zu vereinigen, darum dauerte dieser Krieg so lange. Und weil derselbe Prozeß auch jetzt wieder, nur auf anderer Ebene, notwendig ist, darum währt es so lange, bis wirklich Frieden wird. Jedoch nur dem oberflächlichen Betrachter oder dem, welchem durch die Unendlichkeit seiner Not der Blick für das Endliche genommen ist, mag es so scheinen, als komme die Weltpolitik nicht vom Fleck. Der Deutsche sieht lediglich die Reihe der Konferenzen; er sieht nicht, daß sie Etappen auf einem nicht von ungefähr mühseligen Wege darstellen und als Etappen wesentlich sind. Der Ausländer wiederum sieht in seiner durch die Vergangenheit nur allzu gerechtfertigten Skepsis das deutsche Volk als eine hoffnungslose amorphe Masse an, ohne zu berücksichtigen, daß ein Volk, auf das im Sommer 1945 das französische Sprichwort „On ne sait ni qui vit ni qui meurt“ zutraf, das buchstäblich nicht wußte, wer lebte oder gestorben war, zuerst einmal sich selbst finden muß, ehe es mehr finden kann. Wir wollen nicht wieder in den Fehler von 1918 verfallen, als alles zugleich angestrebt und gar nichts erreicht wurde. Was wir billigerweise von der Welt erwarten dürfen, ist nicht Hilfe, nicht Großmut oder gar Entgegenkommen, sondern Verständnis für die Arbeit derjenigen, die ihr Volk systematisch zur Ueberwindung seiner Fehler erziehen wollen. Wir scheuen nicht davor zurück, zu diesem Zweck die Wahrheit in ihrer häßlichsten Nacktheit zu zeigen, und wir ertragen gern die Gegnerschaft derer, die eine Schande nennen, was Ehre ist, und Ehre, was eine Schande ist. Wir erblicken keinen patriotischen Sinn darin, beispielsweise hervorzuheben, daß nicht alle Soldaten, die kämpften, für Hitler kämpften, und nicht alle Soldaten, die in fremden Ländern beehrte Ware „organisierten“, es nach Freibeuterweise taten, wenn die Ausnahmen vielleicht zehn Prozent betrogen.

Ein Gespräch wie das, das wir um die Weihnachtszeit 1944 anhören mußten, auf einem dunklen, durch Bombentreffer zerrütteten Bahnhof einen der maroden Züge mit hin und her gejagten, die Reste ihrer Habe in Koffern und Säcken schleppenden Menschen

erwart
war ei
müßte
„Dann
Stolze
Italien
liches
perlich
schnitt
nahme
eines
Natio
digen
Zukur
den a
los un
Chara
wird;
nicht
Schwe
der R
Teil
zeich
die B
eigen
einer
das
führe
deckt
Haus
mete
Abw
Das
keit.
den
Stem
lei, v
im g
wied
wron
gear
vor.
Auf

erwartend, läßt uns noch heute das Blut in den Adern kochen. Es war ein Urlauber, der einer Frau klarmachte, warum wir siegen müßten. „Wenn wir nicht siegen, sind wir verloren“, sagte er. „Dann werden wir bestraft für all das“ — er hatte gerade mit dem Stolze des „siegreichen Helden“ einige „Taten“ aus Rußland und Italien erzählt —, „und dahin darf es nicht kommen.“ Kein sittliches Gefühl für die Unmoralität des Handelns, bloß noch ein körperliches Gefühl für die Härte der Strafe — das war der durchschnittliche Zustand. Daß es in der Masse verschwindende Ausnahmen gab, ist eine Beiläufigkeit. Auch im römischen Sumpfe eines Caligula und Nero lebte ein Seneca; in der verrottetsten Nation wird sich immer noch ein (verfemter) Kreis von anständigen Elementen erhalten. Dies allein wäre keine Hoffnung für die Zukunft. Was uns hoffen läßt, ist das Bewußtsein, daß auch unter den anderen nicht alle gemein und lasterhaft, viele nur gedankenlos und schwächlich waren. Wir bestehen darauf, daß zwischen den Charakterfesten, dem Treibholz und den Kriminellen unterschieden wird; ebenso, wie wir darauf bestehen, daß diese Unterscheidung nicht dazu benutzt werden darf, Grundtatsachen zu verwischen, die Schwere des Tatbestandes zu verschleiern und die Notwendigkeit der Reinigung zu bagatellisieren. Die Auffassung, daß ein großer Teil der von einer schurkischen Generalität mit Tapferkeitsauszeichnungen geschmückten Soldaten nicht für Hitler, sondern für die Heimat ihren Mann gestanden habe, können wir uns nicht zu eigen machen, weil sie wertlos ist. Sie bedeutet nur die Enthüllung einer katastrophalen Einsichtslosigkeit. Hat übrigens nicht schon das „Genie“ eines Goebbels ausgereicht, um sie ad absurdum zu führen? Sogar Goebbels hat „das neue Gesicht“ eines Krieges entdeckt, in dem, während angeblich an der Front „zum Schutze von Haus, Hof, Weib und Kind“ gekämpft wurde, Tausende von Kilometern hinter den Fronten Haus, Hof, Weib und Kind ohne jede Abwehr der entsetzlichsten aller Vernichtungen preisgegeben waren. Das Schicksal, das Menschen und Völker peitscht, will Gerechtigkeit. Dieses zwanzigste Jahrhundert wird von allen Jahrhunderten den schlechtesten Ruf genießen. Es trägt wie keines zuvor den Stempel der Unmenschlichkeit. Das ist die deutsche Schuld, einerlei, wie viele von uns daran unmittelbar, mittelbar oder auch nicht im geringsten beteiligt waren. Wie nach 1918, so taucht auch jetzt wieder das Märchen von dem englischen Sprichwort „Right or wrong, my country“ auf. Wenn mit vorbildlichen Sprichwörtern gearbeitet werden soll, dann schlagen wir „Charity begins at home“ vor. Im übertragenen Sinne: jeder kehre vor seiner Tür. In der Aufgabe, vor die heute die gesamte Welt gestellt ist, werden wir

Deutschen am ehesten die Gemeinschaft mit dieser Welt wiedererlangen. Die Aufgabe ist: dem zwanzigsten Jahrhundert einen ehrlichen Namen zu geben.

Daß in der Welt heute keine große Neigung herrscht, Deutsche anzuhören, ist begreiflich. Wenn man diese Abneigung aber verewigen wollte, so wäre zu erwidern, daß die ohnehin zeitraubende Rehabilitierung des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr viel Spielraum in der Wahl des Zeitpunktes gewährt. Man kann nur dann fortfahren, uns den Rat zu erteilen, uns für alles Widerwärtige bei Hitler zu bedanken, wenn man sich selbst uns als den lebendigsten und lautersten Widerpart Hitlers vorstellt. Als der Herzog von Wellington einmal über seine und seines Gegners Taktik befragt wurde, antwortete er: „Sein Pferd hat ein Zaumzeug, wie es glänzender nicht aus der Werkstatt des besten Sattlers hervorgehen kann; wenn aber ein Riemen bricht oder eine Schnalle zerspringt, taugt es zu nichts mehr. Mein Pferd ist bloß mit Stricken gezäumt, und wenn einer davon reißt, mache ich einen Knoten, und die Sache ist in Ordnung.“ Um die Aufgabe gegenüber einem Jahrhundert vorwärtszutreiben, dessen schlechter Ruf im Ueberblick späterer Generationen vermutlich auf alle zurückfallen wird, die in ihm lebten, sollte man nicht warten, bis das deutsche Volk die Stricke durch ein funkelndes Geschirr ersetzt, sondern, sobald es den Knoten gemacht hat, darin einen brauchbaren Anfang anerkennen. Wenn man unermüdlich darauf hinweist, daß gewisse Unmenschlichkeiten von heute die natürliche Folge der Unmenschlichkeiten von gestern sind, so ist man im Recht, weil es seine Richtigkeit hat. Wenn man es aber tut, ohne auf Abhilfe zu sinnen und zu drängen, so berücksichtigt man zu wenig die nicht bloß deutsche, sondern allgemein menschliche Veranlagung, die das Unermüdliche schließlich als ermüdend empfindet. Das Nachspiel der Hitlerischen Epoche muß, wie das der Napoleonischen, zwangsläufig die allerstärksten Wirkungen fortpflanzen und die Gegensätze, die die Welt nicht erst seit heute und gestern erregen, allenthalben verschärfen. Um das Jahrhundert ehrlich zu machen, müssen wir uns befreien von der Erörterung der tausend vorüberfliegenden, rein logischen Möglichkeiten, die wir doch nicht zu Ende denken können, weil das Ende uns ersticken würde. Wir müssen das Nächstliegende ergreifen und uns darauf beschränken. Kein Wunsch, keine Energie, keine Institution kann Meinungsverschiedenheiten und Streitfragen zwischen Menschen, Völkern oder Staaten aus der Welt schaffen; wichtig ist allein, wie man sie zu lösen versucht, und wo alle vom gleichen Geiste der Friedfertigkeit und Duldsamkeit beseelt sind, gibt es ausgezeichnete Methoden, die freie Entfaltung der Meinungen dem allgemeinen Nutzen dienstbar zu machen. Es ist daher ein-

fältig,
Spott a
heit ka
Mängel
heit ha
eine le
Premie
durch
Faktor
einer
der Sa
So schä
lichste
Arbeit
schöne
und es
sein.
Blatte
sen, di
len wi
hunde
als ein
oktroy
nach e
in ihr
zehnte
der gr
nur in
lisatio
sich d
art „I
leiden
Rest
gekon
ein he
so ha
daß D
mehr
„Laßt
Aurel
Röme
seines
Natio

fältig, der Organisation des Weltsicherheitsrates mit einem billigen Spott auf den entschlafenen Völkerbund zu begegnen. Die Menschheit kann es sich nicht mehr leisten, Ideen zu verwerfen, weil ihnen Mängel anhaften. Wie Deutschland jetzt zum letzten Male Gelegenheit hat, seine eigene Geschichte zu korrigieren, so hat die Welt eine letzte Wahl „zwischen Leben und Tod“, wie der englische Premier Attlee es ausdrückte. „Die Selbstverleugnung, die uns durch den Krieg getragen hat, muß auch jetzt der alles überragende Faktor werden“, sagte er. Jeder Kompromiß ist denkbar, nur einer nicht — der zwischen Gut und Böse. Entweder Gott oder der Satan. Bis hierher hat dieses Jahrhundert der Satan regiert. So schändlich wir Deutschen der Welt mitgespielt haben, am schändlichsten haben wir uns selbst mitgespielt. Weltkrieg, Inflation, Arbeitslosigkeit, Hitler, neuer Weltkrieg, Wüste: wahrhaftig ein schöner Pakt für eine einzige Generation. Das Leben ist so kurz, und es soll doch nach des Schöpfers Bestimmung nicht nur Leid sein. „Die Blattern haben viel Unheil gestiftet, die moralischen Blattern noch ungleich mehr“, heißt es bei einem der vielen Weisen, die Deutschland ohne Gewinn in seiner Mitte gehabt hat. Heilen wir uns von unseren Blattern, damit wir das zwanzigste Jahrhundert von den seinen heilen. Wir betrachten Herrn Hitler nicht als einen Usurpator, der sich und seine Lehre dem deutschen Volke oktroyierte, nicht als eine Gottesgeißel, die dem deutschen Volke nach einem unerforschlichen Ratschluß geschickt wurde; wir sehen in ihm eine Inkarnation all dessen, was sich im Laufe der Jahrzehnte an schlechten Instinkten nach systematischer Verdrängung der guten angesammelt hat. Wenn er gesiegt hätte, wäre es nicht nur in Deutschland, es wäre in der ganzen Welt mit jeglicher Zivilisation zu Ende gewesen; aber die Mehrheit unseres Volkes hätte sich darüber nicht gegrämt, die ohnehin öfters zu hörende Redensart „Ich persönlich habe unter dem Nationalsozialismus ja nicht zu leiden gehabt“ wäre allgemein geworden, und ein kümmerlicher Rest von Anständigen hätte Selbstmord begangen. Daß es anders gekommen ist, dafür ist die Trümmerstätte, die uns verblieb, zwar ein hoher Preis, doch die Sache ist ihn wert. Wenn keine andere, so haben die Militaristen wenigstens die eine Lehre empfangen, daß Deutschland auch mit grenzenlosen Anstrengungen keine Kriege mehr gewinnen kann.

„Laßt ihn doch Mensch sein, ehe er Kaiser wird!“ sagte Marc Aurel, als ein paar in Staatsräson und Heldenidealen hartgesottene Römer seinem Sohne Vorwürfe machten, weil er über den Tod seines Lehrers weinte. Heute, da unserem Volke Begriffe wie Nationalismus und Militarismus erklärt werden müssen, gibt es

kaum Einprägsameres und Ueberzeugenderes als die Feststellung, daß Nationalismus und Militarismus die Tendenz verfolgen, den Menschen aus dem Menschen auszutreiben und ihn statt dessen Kaiser werden zu lassen. Kein Nationalist, der nicht auch Militarist, kein Militarist, der nicht auch Nationalist wäre. In dem System, das daraus entsteht und das im Nationalsozialismus endlich die unverhüllte und diabolisch zugespitzte Form gefunden hat, die im Sinne der Allmacht Geschichte zu einem gigantischen Abschreckungsmittel werden soll, trägt jeder „den Marschallstab im Tornister“. Diese Napoleon zugeschriebene Floskel hat in der Wirklichkeit des Systems nie bedeutet, daß der Tüchtige auf ehrliche Weise an den Platz gelangen müsse, der ihm nach Fähigkeiten und Charakter gebührt. Im Gegenteil, der Charakter war nur ein Hindernis, und die notwendigen Fähigkeiten bestanden in dem Maß an Bereitwilligkeit, mit der sich der Anwärter das Herz aus dem Leibe reißen und alles seelische Gefühl, das Bewußtsein des Menschentums und den Stolz der Menschenwürde, durch ein mechanisches Instrument, eine Art Korsett, ersetzen ließ. Mit der Devise „Wer befehlen will, muß gehorchen lernen“, die zu jenen plausiblen Lebensregeln gehört, denen die Unwahrhaftigkeit leider nicht an der Stirn geschrieben steht, weil mehr als Massenverstand aufgeboten werden muß, um die Frage zu stellen, ob es denn keine andere Teilung der Menschheit gebe als die, daß die einen zu befehlen, die anderen zu gehorchen haben — mit dieser machiavellistischen Parole wurde der Gehorsam nicht einmal erzwungen, sondern höchstens erschlichen. Der Schein sprach für die Richtigkeit: konnte denn in diesem System nicht jeder wie ein kleiner Kaiser in seinem kleinen Reiche herrschen? Der Blockwart, der Kompaniefeldwebel, der Bannführer, der Unteroffizier vom Dienst und wie sie alle hießen, diese kleinen Caracallas, Neros und Caligulas, waren sie nicht ein Abbild der großen? „Die Großen mit ihren langen Armen schaden oft weniger als ihre Kammerdiener mit den kurzen“, hat Lichtenberg gesagt; wir möchten, ein wenig anders, sagen: daß die „Großen“ solchen Schaden anrichten konnten, hat die Armee der „Kammerdiener“, auf die sie sich stützten, ermöglicht.

Wir wollen uns durch nichts darüber täuschen lassen, daß praktische Erwägungen auf dieser Erde zuletzt doch immer eine größere Rolle spielen als ideologische. Die Mehrzahl der Deutschen zählt sich heute nicht zu den freien Menschen. Vielmehr zählte sie sich dazu, als man unfrei war, unter Hitler. Sie behauptet, nicht frei zu sein, weil Deutschland besetzt ist und über seine Geschicke nicht selber entscheiden kann. Ihr klarzumachen, warum dieses Recht verwirkt ist, ist lange nicht so einfach, wie es einem halbwegs ver-

nüft
loren
wirku
wort
wönne
begeg
Arbei
proye
lichke
danke
der G
einger
aus d
land,
Entwi
nicht,
war. S
es ist
Tradit
1918
uns e
Stern.
heißt
dem:
Nach
sinnlo
mungs
vinisti
ständi
halb
Auf j
sen e
Schar
verkü
Als C
ehelic
rung
„kein
Napo
wegn
Zeit
um d
diesm
Gefä

nünftigen Menschen erscheinen mag. Daß die äußere Freiheit verloren sei, damit wir die innere gewinnen, ist ein mehr oder weniger wirkungsvoller Predigttext, aber in einem Volke, das dem Bibelwort „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ mit Uebermut begegnet ist, bedarf es einer langwierigen und beschwerlichen Arbeit, um das stumpfe Gewissen wieder zu schärfen und das an protzenden Lärm gewöhnte Gehör für die feineren Töne der Menschlichkeit empfänglich zu machen. Seit 1848 der demokratische Gedanke mit Militärstiefeln niedergetreten werden konnte, hat sich der Glaube an die Stärke und Bedeutung der rohen Gewalt zu sehr eingenistet, als daß sich ein besserer Glaube aus sich selbst heraus durchzusetzen vermöchte. Daher ist die Demokratie in Deutschland, wo sie einen neuen Anlauf nahm, nicht eine Folge innerer Entwicklung, sondern äußerer Niederlagen gewesen. Sie erhob sich nicht, weil sie kräftig, sondern weil ihr Gegner schwach geworden war. So war es nach 1918, so ist es auch jetzt. Wir möchten sagen: es ist jetzt noch mehr als 1918 der Fall. Jetzt liegt jede, auch diese, Tradition ferner, als 1914 die von 1848 gelegen hatte. Beide Male, 1918 wie heute, steht die Geburtsstunde der Demokratie, wenn wir uns euphemistisch so ausdrücken wollen, unter keinem günstigen Stern. Für den, der nicht denken kann (und wie viele können es?), heißt Demokratie infolge der Umstände: Entbehrung. Und außerdem: Verlust der Souveränität. Dagegen anzukämpfen ist schwer. Nach 1918 verlegte man sich aufs Leugnen. Man versuchte, mit sinnlosen Lohnerhöhungen bei gleichzeitiger inflationistischer Hemmungslosigkeit dem Volke das Gefühl der Not und mit einer chauvinistischen Politik der Proteste und Ränke das Gefühl der Unselbständigkeit auszureden. Davon ist heute wahrscheinlich nur deshalb nicht die Rede, weil einfach nicht die Rede davon sein kann. Auf jeden Fall ist für uns Deutsche das Säkulum abgelaufen, dessen erster Tag der 9. Februar 1812 war, der Tag, an dem auf Scharnhorsts Betreiben in Preußen die allgemeine Wehrpflicht verkündet wurde.

Als Charles Louis Napoleon, der vielleicht eheliche, vielleicht uneheliche Sohn des Königs von Holland, 1836 über einer Verschwörung gefaßt wurde, schickte ihn Louis-Philippe nach Amerika, um „keinen Märtyrer zu machen“. Nach vier Jahren kam Louis Napoleon wieder, mit einem zahmen Adler im Gepäck, der in Vorwegnahme Hitlerischer Effekte dazu bestimmt war, zu passender Zeit aus der Höhe auf das Napoleonische Haupt herabzuschweben, um die Phantasie des Volkes zu entflammen. Der Adler blieb, für diesmal, im Käfig, und sein menschliches Ebenbild wanderte ins Gefängnis. Vor Gericht sprach Louis Napoleon die klassischen

Worte: „Ich vertrete vor Ihnen ein Prinzip, die Souveränität des Volkes; eine Sache, das Kaisertum; eine Niederlage, Waterloo. Das Prinzip haben Sie erkannt, der Sache haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen.“ Man verurteilte ihn zu einer milden Haft, die lebenslänglich sein sollte und nach sechs Jahren durch seine Flucht beendet wurde. Als Maurergeselle verkleidet, war er entkommen, als ehrenwerter Abgeordneter kehrte er 1848 zurück. Der symbolische Adler lebte nicht mehr, aber nach weiteren vier Jahren schwebte die unsterbliche und erhabene Raubvogelseele über der Zeremonie, mit der Louis Napoleon zum Kaiser der Franzosen gekrönt wurde. Eine lehrreiche Parabel. Der Adler und die Krone schweben, gleichnishaft unsichtbar, auch um viele Deutsche, die ihre Vergangenheit als Gerüchteträger mit sich schleppen. Ihnen gegenüber besteht die Klugheit nicht in Mäßigung, sondern in Aussonderung, ohne sie diese stündlich fühlen zu lassen. Nicht nur, daß man die ehemaligen Parteigenossen nicht zu einem Block der Ausgestoßenen zusammenschweißen darf; zur Blockbildung neigen auch die heimgekehrten und heimkehrenden Soldaten; die Jugendlichen; vielleicht eines Tages auch die Emigranten wie die in Deutschland verbliebenen und über die Marter hinweggekommenen Juden. Den Soldaten ist es meistens ergangen wie Balzacs Major Genestas, der von sich sagt: „Da ich nie zum Befehlen gelangt, sondern immer in der Front gewesen bin, um Säbelhiebe auszuteilen oder zu empfangen, habe ich es gemacht wie die anderen auch: ich bin dahin gegangen, wohin Napoleon uns geführt hat . . . Da gibt es stets die gleichen Dinge zu tun; sich um sein Pferd kümmern, manchmal Hunger und Durst leiden, sich schlagen, wenn es nötig ist, das ist das Leben des Soldaten.“ Was der Jugend heute vor allem mangelt, ist Wissen; was sie im Ueberfluß hat, ist Selbstbewußtsein. Und genau wie die Jugend, wie die Soldaten, wie die ehemaligen Parteigenossen, wie die Parteiführer, wie die Juden und alle Antifaschisten, überhaupt wie wir Deutschen alle, werden die Emigranten, wenn sie heimkehren, vieles zu lernen haben, nämlich keine Ersatzansprüche zu stellen, „das Erlittene als ein Teil Erdenschicksal auf sich zu nehmen und ein Gesetz der Verjährung anzuerkennen, das nicht bloß nach Jahren, sondern nach der Größe des Risses seine Entscheidung fällt“. Das sind Worte Jakob Burckhardts. Sie legen den Grund zu einem Gemeinschaftsgefühl nicht innerhalb von Gruppen, von „Blocks“, wo es gefährlich und reaktionär ist, sondern innerhalb einer umfassenden organischen Demokratie, wo es gesund und fortschrittlich ist und auf der Erkenntnis beruht, daß Gleichheit als politisch wirkender Faktor nur gerade den erträglichsten Grad von Ungleichheit darstellt.

Wer d
vergege
des Kr
Als sol
Pg het
als Par
weiten
Jahren
keine
„Eben
Daß di
Form
man d
Augen
scher
Bezieh
grund
und m
die ve
bezeic
klären
wütet
manch
Gesam
Kanai
Ihre
zurück
regier
schrif
Kant
Quell
seligk
heit,
sollte
sich
Situa
ist z
gesch
liche
brad
des
häng
hätte
den,

Wer die Folgen seiner Zugehörigkeit zur NSDAP tragen muß, vergegenwärtige sich, daß auch diejenigen Deutschen die Folgen des Krieges mittragen müssen, die Hitlers Gegner gewesen sind. Als solche haben viele so Furchtbares erlitten, daß das Los eines Pg heute, selbst wenn er sich in übertriebener Selbstbemitleidung als Paria fühlt, dagegen eine Annehmlichkeit ist. Wir haben einen weiten Weg vor uns, bis wir dort sind, wo schon vor hundert Jahren jener französische Bürger war, der, befragt, warum er keine Kokarde als Abzeichen der Freiheit trage, antwortete: „Eben darum nicht, weil ich ein freier Bürger bin.“

Daß die Geschichte sich nicht wiederholt, ist richtig, wenn man die Form der einzelnen Ereignisse betrachtet, und ein Irrtum, wenn man das Wesen der Beziehungen, die Kette der Bedingungen, vor Augen hat. Deshalb sagte Taine: „Wir werden desto mehr Herrscher unseres eigenen Geschickes, je genauer wir die gegenseitigen Beziehungen der Dinge erkennen.“ Bald nach 1790 hatten zwei grundverschiedene Charaktere, aus grundverschiedenen Richtungen und mit grundverschiedenen Motiven, Erkenntnisse ausgesprochen, die vom Schicksal ausersehen waren, das Ende einer Epoche zu bezeichnen, soweit sie diese nicht schon in ihrer Gesamtheit erklären. Als im jakobinischen Frankreich die Septembermorde wüteten, antwortete Danton, der in seinem Umgang manchmal sehr, manchmal gar nicht wählerisch war, auf Vorwürfe des französischen Gesandten in Berlin, Grafen Ségur: „Sie vergessen, daß wir die Kanaille sind, daß wir aus der Gosse kommen, daß wir, sollten Ihre Anschauungen jemals wieder zur Geltung gelangen, dahin zurückgetrieben würden; folglich können wir nur durch die Furcht regieren.“ Fast zur gleichen Zeit druckte die „Berliner Monatschrift“ in einem Aufsatz, dessen Verfasserschaft unbekannt, aber Kant zugeschrieben worden ist, den Satz: „Eine der ergiebigsten Quellen moralischer Vollkommenheiten und moralischer Glückseligkeit fließt für den Deutschen nicht — er hat keine Gelegenheit, Patriot zu sein.“ Heute, nach hundertfünfzig Jahren, in denen, sollte man meinen, Entwicklung über Entwicklung Zeit gehabt hätte, sich zu bilden und auszureifen, heute noch läßt sich über unsere Situation nichts Zuverlässigeres sagen. In diesem langen Zeitraum ist zwar unendlich viel in Deutschland geschehen; aber alles, was geschah, bewegte sich innerhalb desselben dubiosen und sehr endlichen Kreises. Die fortschrittlichen Professoren der Paulskirche brachten keinen anderen Gedanken als den unglücklichsten, den des preußischen Kaisertums, hervor, und selbst wenn die Anhänger einer Republik nicht in der Minderheit gewesen wären, hätte ihre revolutionärste Leistung wahrscheinlich darin bestanden, daß, wie Börne sagte, „die Langeweile ihre Guillotine“ war.

Hitler ist tot, doch am 1. Januar 1945 lebte er noch. Damals prophezeite er, das Jahr 1945 werde „die geschichtliche Wende herbeiführen“. Weiß Gott, er sprach wahr. Damals schien es noch, als glaube er, delirierend, an seinen Sieg. Nach dem, was seither bekannt geworden ist, muß man vermuten, daß er genau wie der zitternd bellende Goebbels von seiner Niederlage überzeugt war und, infantil wie er war, nur noch die eine Begierde hatte, hinreichend Zeit zu gewinnen, um Deutschland so gründlich und nachhaltig zu zerstören, daß den Ueberlebenden das Leben vergällt werde; wie ein giftiger Junge, der einem anderen das Spielzeug zertrümmert, weil er selbst es nicht haben kann. Die Welt hat in diesem technischen Jahrhundert äußerlich Fortschritte, innerlich Rückschritte gemacht.. Sogar die Diktatoren sind jämmerlicher geworden und beschränken ihre Effekthascherei auf das Teuflich-Primitive, statt sie mit einer Selbstgefälligkeit der Lebensweisheit zu verquicken, wie noch Napoleon, der, nachdem er sein eigenes Ich an die Stelle Europas gesetzt hatte, inmitten der zweihundert-dreiundzwanzig Quadratkilometer des Inselchens Elba bemerkte, was auch für Hitler gilt: „Nicht die Koalition hat mich gestürzt, sondern die liberalen Ideen; ich habe die Völker beleidigt.“

Von Jahr zu Jahr zählen wir schon lange nicht mehr 365 Tage; von Jahr zu Jahr, das heißt schon lange: von Generation zu Generation. Da sind die Großmütter, nun siebzig oder darüber: als sie vierzig waren, verloren sie vielleicht den Mann und die Söhne; sie zogen die Enkelkinder auf, die sich dann verheirateten und wieder Kinder hatten, und nun hat sie dasselbe Geschick in der zweiten und dritten Generation noch ereilt. Da sind die Väter, die im vorigen Weltkrieg als Gefangene hinter dem Stacheldraht saßen, und nun erleiden die Söhne das nämliche Schicksal. All die Jahrzehnte hindurch — was bleibt? Krieg, Inflation und Arbeitslosigkeit; Aufrüstung, Kraft durch Furcht, Krieg, Krieg, Krieg; Tod und Verderben, Elend und Not, Tränen und Blut. Wahrhaftig eine mit Wolfsschluchtrequisiten überladene Szenerie. Immer und immer wieder erschien ein Samiel, der die zauberkräftige Bleikugel goß und den Leuten ihr bißchen Leben stahl, ihre kleinen Freuden, ihre Familie, ihr Ersparnes, ihre Liebhabereien. Der sie lehrte, daß sie das Paradies auf Erden erlangen würden, wenn sie ihm erlaubten, die Erde zur Hölle zu machen. Der ihr Letztes forderte, damit die kommende Generation das Allererste habe. Der für das Opfer von heute die Belohnung von morgen versprach. Der alles nahm und nichts gab. Und immer und immer stand die kommende Generation mit leereren Händen da als die vorausgegangene. Wie sagt Renan? „Das Vaterland der Idealisten ist das

Land,
und ni
Unter
Hitler
düpiert
war d
die sie
mus g
als de
„neue
einen
einer
als An
Däner
englis
rausch
lischer
zug a
deuts
aber
Feldh
kanal
„neue
Wo e
Tages
fürch
die s
Treue
gelan
Hitle
seine
einm
wall
„Ver
erst
dami
schie
Hoff
Besti
so w
vern
genu
geta
Wi

Land, in dem man ihnen zu denken erlaubt.“ Soll das niemals und niemals Deutschland sein?

Unter dem Beifall unseres schamlos gewordenen Volkes hatte Hitler Polen niedergeschlagen; er hatte versucht, Rußland zu düpieren, und hielt den Versuch für gelungen. Nichts Erstaunliches war daran. Erstaunlich allein war die Haltung einer Volksmasse, die sich aus Angst vor dem Kommunismus an den Nationalsozialismus geklammert, jahrelang die Propaganda gegen Sowjetrußland als den „Weltfeind Nr. 1“ geglaubt hatte und nun aufatmend den „neuen Kurs“ entweder wie eine Selbstverständlichkeit oder wie einen genialen Schachzug hinnahm, ohne auch nur die Möglichkeit einer Amoralität in Betracht zu ziehen oder überhaupt Amoralität als Amoralität zu empfinden. Nach einem Jahre waren Jugoslawien, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich unterjocht, englische Städte „coventriert“, unser Volk schwelgte im Siegesrausch und in gestohlenen Genüssen, verlachte die schwachen englischen Luftangriffe und erwartete hoffnungsvoll den neuen Beutezug auf die britische Insel. Wieder ein Jahr später erfroren die deutschen Soldaten vor Moskau und verschmachteten in der Wüste; aber was machte es, weitere Teile der Welt lagen dem „größten Feldherrn aller Zeiten“ zu Füßen, vom Nordkap bis zum Suezkanal und vom Atlantischen Ozean bis zur Wolga dehnte sich das „neue Europa“, die „neue Ordnung“ des organisierten Diebstahls. Wo eigene Erfolge fehlten, waren die Japaner die Helden des Tages, und das vorher so gefürchtete Amerika war nicht mehr zu fürchten, im Kaukasus war die „Reichskriegsflagge“ gehißt, und die steigende Zahl der Vasallen beteuerte ihre unerschütterliche Treue. Abermals ein Jahr danach waren die Amerikaner in Afrika gelandet, nach Goebbels zu feige, in Frankreich zu landen; Herr Hitler, der stets „alle Möglichkeiten einkalkuliert“ hatte, war mit seinem Gegenschlag gegen Tunis wieder einmal obenauf. Noch einmal ein Jahr später brannten die deutschen Städte, der Atlantikwall verwehrte jeden Angriff auf die „Festung Europa“, jeder „Verräter“ wurde bestraft und die großartige deutsche Strategie erst richtig sichtbar: sie hatte vorher so große „Räume“ erobert, damit sie jetzt in der Lage war, sie aufzugeben. Zuletzt endlich erschien, wie eine Rakete über den Trümmern der Wohnungen und Hoffnungen, mit der Ardennenoffensive das große Wunder, die Bestätigung des Glaubens, daß der Führer die feindlichen Heere so weit hatte „hereinkommen“ lassen, um sie desto sicherer zu vernichten. Heute — ist die Sprache der Tatsachen eigentlich laut genug? Hat man endlich begriffen, was man in all den Jahren getan hat? Wie dumm, wie leichtfertig, wie skrupellos man war? Wie man sich selbst belog und betrog? Wofür man opferte,

hungerte, krank und verderbt war? Tötete und töten ließ? In Angst und Bedrängnis lebte, mutig draußen, mutlos drinnen, Tapferkeit in Feigheit, Wahrheit in Lüge verkehrte? Die lodernden Gefühle des Zornes gegen Menschen mögen verlöschen; aber das, was geschehen ist, geschehen konnte, muß mit jedem vergehenden Tage an Deutlichkeit gewinnen. Jeder Flüchtling, jeder Kriegsgefangene, jeder Krüppel, jede Witwe und Waise, jeder Greis und jede Greisin, die am Abend ihres Lebens einsam und verlassen sind, fernen Gräbern nachtrauernd, letzte Reste einer einst zahlreichen Familie, jeder, der Hab und Gut und das Dach über dem Kopf, seine Rente, seinen Arbeitsplatz verloren hat, jeder, der hungert, friert, in Elend, Krankheit, Siechtum und Not erstickt — dieses ganze aschgraue Heer, durch die großen Schatten der Ruinen marschierend, Mitternachtsgespenster eines Volkes, das einmal lebendig war und einzig so wieder lebendig werden kann, gelobe sich in dieser ernstesten Stunde des Jahrhunderts: in jeder versickernden Minute nur einen Gedanken zu haben — wie dies kam, durch wen und durch was. Denn dann erst können wir Folgerungen ziehen, dann erst wird dieses verfluchte preußische Jahrhundert wie eine vom Teufel gemalte Szenerie in den Orkus verschwunden sein.

Das S
 überr
 Beoba
 nungs
 einige
 bis zu
 Trape
 zurück
 alles v
 schen
 Regier
 Verein
 schem
 radika
 eines
 gunge
 Einerl
 Phant
 Probl
 die d
 infolg
 Wund
 versch
 auftat
 freut,
 die T
 und S
 die V
 bring
 wiede
 weil
 Elend
 popul
 Wahr
 land
 Tuge
 Ordn
 Mit H
 schuf
 Heer
 neue

DIE TOGA DES SCHICKSALS

Das Schwierigste in der Geschichte sind nicht die plötzlichen und überraschenden Daten. Das Schwierigste ist das, was der klare Beobachter zwar als Tatsache voraussehen, doch in der Erscheinungsform, vorher nicht beurteilen kann. Seit Jahr und Tag hatten einige von uns das Bild vor Augen, daß Herr Hitler in Deutschland bis zum letzten Zaunpfahl kämpfen werde, an den geklammert der Trapezkünstler Goebbels schreien könnte: „Wir werden alles zurückerobern!“ Nicht zu ahnen aber war, wie sich im einzelnen alles vollziehen werde. Nicht wenige von uns hatten gedacht, zwischen der letzten Phase des Deliriums, das die Handlungen von Regierung und „Wehrmacht“ seit August 1944 bestimmte, und der Vereinigung aller kämpfenden alliierten Heere werde auf deutschem Gebiete Spielraum bleiben, um die Nationalsozialisten so radikal auszurotten und in Wort und Tat so entschiedene Beweise eines anderen Deutschlands zu geben, daß die Kapitulationsbedingungen nur noch offene Türen einzurennen hätten.

Einerlei, wieviel an dieser Hoffnung Realistik und wieviel daran Phantastik war, sicher ist, daß, hätte sie sich erfüllt, gewisse Probleme nicht entstanden wären. Wir tragen schwer daran, daß die deutsche Frage heute nicht von uns selber zu lösen ist und infolgedessen ihren Schatten auf die Weltpolitik wirft. Es ist kein Wunder, wenn darüber unter den anderen Nationen Meinungsverschiedenheiten auftauchen; es wäre ein Wunder, wenn keine auftauchten. Ein Deutscher, der sich über solche Unstimmigkeiten freut, verdient seinen Namen nicht. Wahre Patrioten werden durch die Tatsache, daß unser Land unaufhörlich die Ursache von Mühen und Sorgen anderer bildet, noch mehr bedrückt, als sie es durch die Vergangenheit ohnehin sind. So lange man es nicht zuwege bringt, unser Volk urteilsfähig zu machen, so lange wird immer wieder falsches Denken den Schritt zur Wahrheit stören. Nicht, weil Wahrheit unpopulär zu sein pflegt, ist so viel und so großes Elend in der Welt, sondern weil gefährliche Irrtümer meist als populäre Wahrheiten verkleidet gehen. Eine dieser populären Wahrheiten, die durch eine entsprechende Erziehung ganz Deutschland aufgezwungen werden konnten, ist die von den „preußischen Tugenden“ des Fleißes, der Sparsamkeit, der Manneszucht, der Ordnung und vor allem des Gehorsams.

Mit Hilfe des Gehorsams (und der Subsidien seiner Bundesgenossen) schuf Friedrich Wilhelm vor dreihundert Jahren das erste stehende Heer. Gehorsam ermöglichte es Friedrich dem Zweiten, einen neuen, größeren Staat zusammenzurauben. Ungehorsam gegen

Preußens Herrschaftsansprüche nahm Bismarck zum Anlaß, um Oesterreich zu erniedrigen und Süddeutschland zu bändigen. Wenn ich euch befehle, auf Vater und Mutter zu schießen, so müßt ihr gehorchen, krächte Wilhelm der Zweite den Rekruten des Gardekorps zu, als die Ruhrbergleute streikten. Gehorsam, blinder Gehorsam — so tönt es durch die ganze preußisch-deutsche Geschichte hindurch, hinunter bis zum letzten erbärmlichen Unteroffizier, der den Kasernenhof mit dem Gebrüll der machtberauschten Subalternität erfüllt und in der systematischen Ausrottung des Menschgefühls seiner Untergebenen Befriedigung gesucht hat. Gehorsam 1866, Gehorsam 1870, Gehorsam 1914, Gehorsam 1933, Gehorsam 1939. Wichtiger als die Verfassung war das Militärbudget, und zu diesem Zwecke lagen Gelehrte und Generale sich in den Armen. Motto und Quintessenz alles Lebens bildete „Deutschland und der nächste Krieg“ — der Titel, den der Chauvinistengeneral Friedrich von Bernhardi seinem militantesten Buche voranstellte. Wie ihm der Krieg die höchste idealistische Kraftentfaltung der Menschennatur, so bedeutete dem verpreußten Sachsen Treitschke die Idee vom ewigen Frieden nichts als Unsinn. So wurde die Nation lange vor Hitler geistig versklavt. So wurde, Generation um Generation, vom Generalstab eine Mobilmachungsorder nach der anderen erlassen. So schrie das Volk jedesmal vor Begeisterung auf, wenn ein flitterbehängter Lohengrin aus dem mystischen Gral des Gehorsams nahte und die Erfurter Arie „Ich dulde keinen neben mir, jeden, der gegen mich ist, werde ich zerschmettern“ sang, mit der Wilhelm der Zweite um vierzig Jahre Herrn Hitler vorwegnahm.

Die Welt, die das alles gewußt und gehaßt, daneben aber die teils gelungenen, teils mißlungenen Ausbrüche eines besseren Genius aus der preußischen Zwangsjacke bewundert hat, die Welt, die sich sträubte gegen die stupide Barbarei des Potsdamer Neuen Palais, der Reichskanzlei und des Obersalzbergs und verlangend die Arme ausstreckte nach dem bedrohten Reiche der deutschen Kultur, das wie eine zauberhafte Blüte aus dem Unrat der Nesseln und aus märkischem Hungersand leuchtete, mit den letzten Wurzelfasern von einer immer magerer werdenden Mutterschicht Erde zehrend — diese Welt konnte es nicht fassen, daß das deutsche Volk, aus dem viele wieder viele kannten und als gute, menschliche und geistige Wesen schätzten, sich so völlig entwürdigten, mißleiten, vertieren ließ. Es allein mit dieser seltsamen Unterwürfigkeit, diesem perversen Gehorsamsdrang zu erklären, erschien ihr nicht möglich. Der preußische Geist hat „den deutschen Geist sich selbst bis auf den tiefsten Grund entfremdet und alle sich selber treu gebliebenen Deutschen vergewaltigt“, schreibt Karl Thieme, der ehemalige

Frank
„Das
Geist
sonst
verke
und
ansch
Auffa
unter
Geist
ein G
das R
was
auch,
verfä
Als E
mehr
glaub
auf. I
hatte
dem
Thien
den S
Bism
Marb
fasse
Gege
preuß
„jene
leicht
nette
Kolle
sache
war,
Ursa
sein
Bism
heit
des
Groß
und
war
Arro

Frankfurter Soziologe, in seiner in Basel veröffentlichten Schrift „Das Schicksal der Deutschen“. Was aber ist der „preußische Geist“? Ohne Zweifel existierten in Preußen gewisse Tugenden, sonst hätte ein Mann wie Macaulay nicht den zweiten Friedrich so verkennen können. Ohne Zweifel liegen in den Begriffen Disziplin und Gehorsam auch Keime zu einer sittlich-idealistischen Weltanschauung. Ohne Zweifel wiederum herrschte in Preußen die Auffassung, daß das einzige Recht in den Beziehungen der Staaten untereinander das Recht des Stärkeren sei. Aber „preußischer Geist“ ist weder das eine noch das andere für sich allein, sondern ein Gemisch von allem — bezeichnend, daß es Fichte war, der das Recht des Stärkeren philosophisch betonte —, und dies ist es, was das Preußentum so unausstehlich und grauenhaft, jedoch auch, hauptsächlich in verwirrten und verwirrenden Perioden, so verfänglich und verführerisch, alles in allem so verhängnisvoll macht.

Als Bismarck, der zu Napoleons General Govone äußerte, er sei mehr Preuße als Deutscher, den Krieg 1866 heraufbeschwor, glaubte er, die Mainlinie zu überbrücken. Im Gegenteil, er riß sie auf. Der Krieg, den er „um der deutschen Frage willen“ entfesselt hatte, bewies, daß die deutsche Frage eine preußische war. „Auf dem Trümmerfeld der alten deutsch-europäischen Ordnung“, wie Thieme es nennt, hatte Friedrich der Zweite Brandenburg mit den Splintern aus den Erbfolgekriegen in Preußen verwandelt. Bismarck konstruierte eine deutsche Reichseinheit, die der frühere Marburger, jetzige Genfer Ordinarius Wilhelm Röpke, der Verfasser der ausgezeichneten Bücher „Die Gesellschaftskrise der Gegenwart“ und „Civitas humana“, nicht mit Unrecht als „Großpreußen“ bezeichnet. Aus diesem Boden wuchs, wie Röpke sagt, „jener unheimliche Typus des Menschen, der, als einzelner vielleicht durchaus normal und sogar gutmütig, sofort zu einer Marionette wurde, wenn der Appell an ihn erging, im wohlgeschmierten Kollektivapparat seine Funktionen zu versehen“. Dies ist die Ursache, warum von allen modernen Diktatoren Hitler der einzige war, der den Staat „auf legalem Wege“ erobern durfte. Es ist die Ursache, warum schließlich Preußen dem Westen wie dem Süden sein eigenes Gepräge aufdrückte. Es ist die Ursache, warum das Bismarcksche „Deutsche Reich“ mit einer berechtigteren Wahrheit als derjenigen, die sich aus der Personalunion in den Figuren des Monarchen und des leitenden Staatsmannes begründen läßt, Großpreußen genannt zu werden verdient. Daß es im neunzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht der Westen und der Süden waren, die Preußens Rechte mißachteten, sondern daß Preußens Arroganz im Verein mit seiner Verschlagenheit den Frieden Han-

novers, Hessens und Bayerns brach, ist vermutlich nicht zu leugnen. Vertreter aller deutschen Länder verdamnten den Krieg von 1866. Das Rheinland drohte mit Losreißung. Sogar in Berlin verurteilten Volksversammlungen diesen Krieg als „dem Rechte zuwider“. Erst die preußischen Kürassierstiefel haben die übrigen deutschen Länder für den militaristisch-nationalistischen Paradestechschritt reif gemacht, bis sie dann so weit waren, daß sie der Hitlerei nicht erst zum Opfer fallen mußten, sondern spontan ihr huldigten. Konsequenterweise haben sich die echten Preußen, weil sie Herren im Hause, das heißt im Nachbarhause, sein wollten, stets gegen den Unitarismus gewehrt. „Es gilt die Größe, die Machtstellung und Selbständigkeit des uns allen so teuren Preußen“: so begründete am 10. Januar 1914 der Graf von Behr im Herrenhause einen Antrag, der sich „gegen eine Verschiebung der staatsrechtlichen Verhältnisse zuungunsten der Einzelstaaten“ wandte. Das waren die „Junker“? Nun, am 14. oder 15. Januar desselben schicksalhaften Jahres fand der Nationalliberale Schiffer-Magdeburg im Abgeordnetenhause so preußische Töne, als wären sie unmittelbar der Flöte Friedrichs von Sanssouci entsprungen: „Preußisches Eisen in deutsches Blut, dabei bleibe ich.“ Nicht weiter erstaunlich. Preußen ist partikularistisch, wenn es um seine Interessen, und unitaristisch, wenn es um die Interessen der anderen geht. Jedoch heute geht es um das Ganze.

Es ist ein großes Unglück, wenn eine Nation von den anderen Nationen, aber es ist ein noch größeres Unglück, wenn die eine Hälfte der Nation von der anderen Hälfte der Nation verachtet wird. Etwas, was einem solchen Zustand so ähnlich sieht wie die Kreuzotter einer Blindschleiche, ist mit der Katastrophe durch Hitler heraufgeführt worden. Zu der alten Mainlinie ist heute viel weniger dank der Okkupationszonengrenze als dank dem kommunistischen Totalitarismus der Ostzone die Elbelinie getreten. Statt durch rechtzeitige Absage an jede zentralistische Tendenz zu retten, was der Rettung wert war und ist, drängte der Nationalkommunismus durch hartnäckige Ablehnung und Verdächtigung jedes Auflockerungswillens den Ruf „Los von Preußen“ bis hart an die Grenze des Rufes „Ohne Deutschland“. Die Toga, unter der nach der legendären Geschichtsschreibung der römischen Republik die Sendboten eines längst zur Gewalt entschlossenen Volkes Krieg oder Frieden zur Auswahl trugen, hat das Schicksal selber vor dem deutschen Volke auseinandergeschlagen: Föderalismus oder Separatismus — wählet! Durch das billige Taschenspielerkunststück, Föderalismus mit Separatismus gleichzusetzen, läßt das Schicksal sich nicht bluffen. Ueber die Ahnungslosigkeit von Volksrednern, denen sich die Alternative noch immer als Unitarismus oder Föde-

ralism
Kopf
schwiz
Sinn,
stellte
keit,
so die
offenl
sierung
schiel
Streit
sagen
Bürge
Sport
Groß
dieser
kanis
und S
begrü
so em
lich, i
Volk
Deuts
darun
nicht
daß
Barba
Uebe
über
fen,
Wen
schei
Mann
nisse
heira
oder
klare
Lebe
mit
den
men
bew
Ung
nen

ralismus darstellt, ist es hinweggeschritten. Der Selbstbetrug, den Kopf in den Sand zu stecken, damit, wenn die Felle schon wegschwimmen, man es wenigstens nicht sieht, hat keinen politischen Sinn, und, wenn es nicht die gegenwärtigen Tatsachen geböten, stellte auch jede einzelne historische Lehre uns vor die Notwendigkeit, den preußischen Geist zu verneinen, weil in Deutschland nur so die moralische Revolution gefördert werden kann und weil als offener Ausdruck dieser moralischen Revolution die Enthronisierung Preußens durch eine deutsche, den preußischen Rest einschließende Konföderation die ehrlichsten Züge aufweist. Der Streit darüber, wer uns Hitler und die Folgen beschert hat, ob, sagen wir: München, die „Hauptstadt der Bewegung“ mit ihrem Bürgerbräukeller, oder Berlin, die „Reichshauptstadt“ mit ihrem Sportpalast, dieser Streit ist müßig. Wenn das „Deutsche Reich“ Großpreußen war, so war Großpreußen das „Deutsche Reich“. In diesem Sinne zumindest besteht eine Kollektivschuld. Amerikanische Soldaten, die während ihres Vormarsches durch West- und Süddeutschland von der Bevölkerung mit Blumen und Jubel begrüßt wurden, hatten den Eindruck, daß Herr Hitler genau so empfangen worden wäre, wenn das Schicksal, weniger unbestechlich, ihn hätte siegen lassen. Selten hat ein Urteil über ein fremdes Volk von so hoher Urteilsfähigkeit gezeugt wie dieses. Wenn Deutsche heute auf Hitler böse sind, so sind sie es größtenteils darum, weil er den Krieg trotz all seines Genialitätsprozentums nicht gewonnen hat, und nicht, weil sie davon durchdrungen wären, daß der Nationalsozialismus Inbegriff aller schlechten Instinkte, Barbarei und Kannibalentum war. Vielleicht wird unser Volk nach Ueberwindung des größten Alltagselends erst richtig anfangen, über seine Schuld oder Verantwortlichkeit mit einer wirklich tiefen, fruchttragenden Leidenschaft zu grübeln.

Wenn sich ein Familiendrama ereignet, ist eine sichtbare Entscheidung gefallen. Aber es fing wahrscheinlich damit an, daß der Mann eine Frau heiratete, die er, wäre er im Besitz von Erkenntnissen gewesen, einem anderen überlassen hätte, und als er sie heiratete, tat er es, weil er verliebt war, oder weil sie Geld hatte, oder aus einem anderen, mehr oder weniger klaren oder unklaren Grunde. Zu irgendeinem früheren Zeitpunkte fiel in seinem Leben die u n s i c h t b a r e Entscheidung. Aehnlich verhält es sich mit einem Unternehmer, der bankrott macht; mit einem Künstler, den ein Erlebnis zur Schöpfung ruft, mit jedem Durchschnittsmenschen, der eines Tages rückschauend sein Leben entweder bewegt oder eintönig, verpfuscht oder begünstigt findet. Glück wie Unglück, Aufstieg oder Niederlage, beides mag man Schicksal nennen; aber der dramatische Höhepunkt, die sogenannte Wende

der Zeiten, das Augenfällige, an das der Sinn sich klammert, das er verherrlicht oder verflucht, ist eine Täuschung. Leben, das Geschichte, und Geschichte, die Leben ist, haben nichts Unvermitteltes, nichts Abruptes. Sie sind kontinuierlich. Das Schicksalsjahr ist das der unsichtbaren, nicht das der sichtbaren Entscheidung, und so betrachtet, wurde der Charakter der Deutschen zu Zeiten geprägt, deren Elemente weit weniger in die Augen springen als die, von denen am lautesten und streitbarsten geredet wird. Kein Volk der Erde hätte einem Jahrzehnt Goebbelsscher Propaganda unversehrt getrotzt; aber in keinem Volke außer dem deutschen hätte ein Goebbel überhaupt Fuß fassen können. Die Ereignisse nach 1933 sind sekundär, das Primäre liegt v o r h e r. Der demokratische Wille der sogenannten Weimarer Republik ist nicht allein an äußeren Umständen, an Zerfahrenheit und Handlungsunfähigkeit zerbrochen. Er ermangelte der ethischen Grundlagen, die einer politischen Demokratie den inneren Halt geben müssen. Solange in Deutschland von Demokratie die Rede war, sind diese ethischen Grundlagen beiseitegeschoben oder in aufgeblähten Phrasen verflüchtigt worden. Es ist bemerkenswert, wie oft bei uns die Söhne anscheinend aufrechter Demokraten Erzreaktionäre wurden. Der Name Kapp, geführt von einem Vater, der gegen Fürstenwillkür kämpfte, geführt darauf von einem Sohn, dessen Putsch die Weimarer Demokratie aus dem Sattel warf, ehe sie darinsäß, ist eines der geläufigsten Beispiele. Bei diesem Mangel an Kontinuität, der in Deutschland gerade das demokratische Denken bedroht, können Nationalsozialismus und Militarismus nicht als ausgetilgt gelten, wenn ihre Organisationsformen ausgetilgt sind. Dazu bedarf es der Ausmerzung der mittelalterlichen Terminologie, die den Nährboden solcher Giftpilze gebildet hat und immer wieder zu bilden imstande ist. Hugo Preuß, der Schöpfer der Weimarer Verfassung, vermied den Ausdruck „Republik“ und überschrieb seinen Entwurf „Verfassung des Deutschen Reiches“. Nach der sprachlichen Bedeutung ist „Reich“ etwas, was so und so weit „reicht“, sich erstreckt, sich ausdehnt. Im Staatssinne ist es also der Herrschaftsbereich, das lateinische „Imperium“. Vom Imperium ist Imperialismus abgeleitet. Imperium ist ein Herrschaftsbereich, der seine Grenzen hat. Imperialismus ist das Bestreben, den Herrschaftsbereich über Grenzen hinaus zu erweitern, die von vornherein für vorläufig und niemals endgültig erachtet wurden. Da dies nur auf Kosten anderer Völker geschehen kann, bedeutet es Gewalt, Unterdrückung, Länderraub. Die Geschichte des „Deutschen Reiches“ ist von Anfang an imperialistisch. Der erste „Verkörperer des Reichsgedankens“ war Otto der Erste, der Dänemark, Polen, Böhmen, Ungarn und Oberitalien unterwarf; der letzte war

Herr A
und zu
diese S
ad absu
„Reichs
Zeiten
bedient
Motiv z
Erde di
und be
ihren I
der Bü
veredel
Wortge
Deuts
solche
wurde.
gramm
kreuz
teriali
soziali
Beflec
ditier
gewiss
dufte
Roma
sonne
tum,
brack
tünch
sonal
Hitler
Das
dem
woll
„Nu
Schil
purp
es r
staa
mal
und
eine
nur

Herr Adolf Hitler, dessen Hirnverbranntheit bis zum Suezkanal und zum Kaukasus griff. Mit seinem „Großdeutschen Reich“ hat diese Sorte Geschichte ihren Abschluß gefunden und sich selbst ad absurdum geführt.

„Reichsgedanke“ ist eine Umschreibung für Imperialismus. Zu allen Zeiten hat die innere Unrast der Deutschen sich dieses Ausdrucks bedient, um dem Expansionsdrang ein staats- und völkerpolitisches Motiv zu verleihen. Nicht zufällig ist nur bei zwei Völkern der Erde die Sehnsucht nach dem Mittelalter so groß: bei den Japanern und bei den Deutschen. Denn es sind diese beiden Völker, die ihren Imperialismus mit Metaphysik verbrämen, so wie man auf der Bühne blutrünstige Schlachtszenen mit Trommeln und Hörnern veredelt. „Schlachtenmusik“ ist ja auch ein typisch deutsches Wortgebilde, das nach Theodor Körner schmeckt. Das „Reich der Deutschen“ wurde eine Art politischer Religion und rangierte als solche neben dem „Reich Gottes“, mit dem es mystisch identifiziert wurde. So wurde der ursprünglich sprachliche Begriff zum programmatischen: programmatisch für verschwommene Romantik, kreuzzügähnliche Abenteuerlichkeit, idealistisch verkleideten Materialismus. Eine Rattenfängerflöte, auf der zuletzt die Nationalsozialisten grinsend gespielt haben. Wenn es noch dieser äußersten Befleckung bedurft hätte, um das Wort „Reich“ völlig zu diskreditieren, so ist es jetzt geschehen. Es ist das Lieblingswort einer gewissen- und bedenkenlosen Sippe gewesen, die seine weihrauchduftende Mittelalterlichkeit, seine falsche Inbrunst, seine von der Romantik alter Papptürme umwitterte und vom Glanze der Abendsonne vergoldete Kulissenpoesie, seinen zeremoniellen, aus Rittertum, Minneliedern, Turnierordnungen, Lanzen, Fahnen und Schabracken gemischten Pomp — kurz, den ganzen germanisch getünchten Gefühlsinhalt benutzte, um entweder ihre schäbigen Personalinteressen oder ihre Verrücktheit damit zu decken. Adolf Hitler im Ornat Karls des Fünften — das war das „Reich“. Das Reich, in dem die Sonne nicht untergehen sollte. Es ruhe in dem Frieden, den wir zusammen mit der übrigen Welt stiften wollen.

„Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach“, sagt Schillers Verrina, während er Fiesko ins Meer stürzt. Mit dem purpurnen Mantel, in diesem Falle dem Ausdruck „Reich“, kann es nicht sein Bewenden haben. Der Herzog, in diesem Falle der staatsrechtliche Körper, muß nach. So, wie unser Vaterland niemals mehr „Deutsches Reich“ heißen darf, so, wie wir die klare und saubere, eine wirkliche Abrechnung und Abkehr enthaltende, einen wirklich neuen historischen Abschnitt einleitende Bezeichnung „Republik Deutschland“ fordern, so fordern wir das Ge-

füge eines Bundesstaates, in dem die deutschen Länder größere Selbständigkeit und Bedeutung haben als je zuvor. Damit wird für die Zukunft nicht nur die gefährlichste gesamtdeutsche Aggressivität, sondern auch jeder Anlaß zu zänkischem Partikularismus, der immer aus Angst vor Unterdrückung entsteht, zerschlagen. Es gehört geradezu zur Vorbereitung des Prozesses der Demokratisierung, das Denken des deutschen Volkes in staatsrechtliche Bahnen zu lenken, auf denen die Gegengewichte gegen anmaßendes Preußentum am ehesten erkennbar und wirksam sind. Der und jener meint demgegenüber, der Nationalsozialismus sei mangels einer starken Zentralgewalt gerade über die Länder zur Macht gelangt. Aber dieser Hinweis entbehrt der Logik. Natürlich gibt es auch süddeutsche „Preußen“, und sie sind schlimmer als die norddeutschen. Die Kahr, Himmler e tutti quanti haben es hinreichend gelehrt. Die Zusammenfassung zu größeren Staatsgebilden wird indessen ganz andere Perspektiven eröffnen. Nicht die Existenz der Länder an sich, sondern ein antiquiertes Duodezstaatementum, an dem der November 1918 nicht rüttelte, weil so viele Parteifunktionäre auf ebenso viele Posten zu setzen waren, ernährte den „unbekannten Soldaten“, der sich in München als Straßenredner zu den ihre partikularistische Suppe kochenden Eckenstehern gesellte. Eine Bundesrepublik Deutschland sollte sich aus neun oder zehn großen, in sich lebensfähigen Ländern zusammensetzen, in deren Gesamtvertretung das west- und süddeutsche Element überwiegt.

Die Konferenz von Algeciras, steht in den Geschichtsbüchern, beendete die Marokkokrise. Es handelte sich aber gar nicht um die Marokkokrise; es handelte sich um die deutsche Krise. Während die Blicke aus dem dunkelkalten Winter der Wilhelmstraße in den sonnigen Konferenzsüden gerichtet waren, schrieb der Großherzog Friedrich von Baden an den Kaiser: ein Krieg mit Frankreich sei schädlich und könne nur von denen gewünscht werden, die die hochentwickelte deutsche Industrie ruinieren wollten. Der deutsche Kaiser hingegen, der die Majestät dieser Krone nur neben dem Gottesgnadentum eines Königs von Preußen trug, wollte den friedlichen Ausgang, weil er „zur Zeit“ die Chancen für einen Krieg „aus militärisch-technischen Gründen“ für nicht günstig hielt und deshalb, „ohne Blamage“ und ohne „nach Olmütz zu gehen“, davor bewahrt bleiben wollte. Da infolgedessen die preußisch-deutschen Vertreter in Algeciras abwechselnd als Karl und Franz Moor auftraten, sagte ein kluger italienischer Diplomat, die Deutschen litten an zwei Krankheitssymptomen, von denen normalerweise nur das eine oder das andere, niemals beide gleichzeitig, vorhanden sei: Größenwahn und Verfolgungswahn. Herr

Hitler
Hins
denk
dem
mir?
(desse
Karik
respo
geschi
und z
mache
wozu
eine
daß,
kräfti
Vater
ander
Völke
steher
Künst
Hung
und C
gesagt
Ansch
tiker
gorier
Schul
komm
erzäh
nung
Mäd
bekan
Aeuß
stisch
Seine
— ge
den
Fasch
ruhig
sen
spruc
sönl
exen
hat

Hitler, der stets in Superlativen sprach, bildete auch in dieser Hinsicht den Superlativ, über den hinaus keine Steigerung mehr denkbar ist. Sein polterndes „Ich werde nicht dulden!“ kam mit dem weinerlichen „Was wollen meine Feinde denn eigentlich von mir?“ in einem Atemzuge. Den „deutschen Bürger und Mann“ (dessen Gipfelung Hitler in einem Maße war, daß es bereits in die Karikatur umschlug) hat Friedrich Hebbel als Münchener Korrespondent der Gutzkowschen Zeitung „Telegraph“ im Jahre 1839 geschildert: „Er geht mit sich um wie mit einem geladenen Gewehr und zittert vor dem Kannibalen, den böse Verhältnisse aus ihm machen könnten.“ Immerhin, falls es wahr ist, daß er vor dem, wozu er sich hinreißen lassen könnte, mitunter zittert, so besteht eine Hoffnung, und es muß nicht in alle Ewigkeit sein Fluch sein, daß, wie Hebbel fürchtete, wenn er einmal „einen frischen, lebenskräftigen Sohn zeugt, dieser sich als höchste Aufgabe setzt, seinen Vater zu ermorden“. Denn wie könnte das Leben der Völker anders verlaufen als das Leben der einzelnen Menschen? Die Völker bestehen ja weder aus noch durch Staatstheorien. Sie bestehen aus Männern und Frauen, Fabrikanten und Arbeitern, Künstlern und Handwerkern; diese alle wieder sind Satte oder Hungrige, Heißsporne oder Leidenschaftslose, Produkte aus Talent und Charakter, aus Temperament und Verhältnis, schopenhauerisch gesagt: aus Wille und Vorstellung. Und doch ist diese einfachste Anschauung diejenige, die am wenigsten beachtet wird. Die Politiker denken selten in zu kleinen, meist in viel zu großen Kategorien. Sie führen die Sprache der Algebra, wo die Sprache einer Schulfibel nicht nur ausreichend, sondern unumgänglich wäre. Ein kommunistischer Gemeindebeamter aus der Umgebung Berlins erzählte von einem jungen Mädchen, dessen Vater die Anerkennung seiner Tochter als „Opfer des Faschismus“ betreibt. Das Mädchen hatte im letzten Kriegsjahre in der Stadtbahn Offiziersbekanntschaften gemacht und, vielleicht aufs Glatteis gelockt, Aeüßerungen getan, die einem seiner neuen Freunde zu „defaitistisch“ erschienen, als daß er darüber hätte hinweggehen können. Seiner Anzeige folgte der Volksgerichtshof, dem Volksgerichtshof — gnädigerweise das Gefängnis. Der kommunistische Beamte, der den Fall jetzt zu prüfen hat, spricht sein Urteil: nicht „Opfer des Faschismus“, sondern Opfer des Leichtsinns. Er ist ein einfacher, ruhig denkender Mann, ein Arbeiter, Tischler von Beruf; wir wissen nicht, ob er sich dabei zu einer offiziellen These in Widerspruch gesetzt hat. Dieses junge Mädchen ist vielleicht als Persönlichkeit auch kein hervorragendes Objekt, um daran etwas zu exemplifizieren, aber die Folgerung ist beispielhaft. Der Wissende hat manchmal die Pflicht zu schweigen; und ein andermal hat er

die Pflicht zu reden. Das Leben zu retten, um es für die Zeit zu bewahren, da es gebraucht wird, ist nicht schimpflich, sondern klug — solange es auf ehrenhafte Weise geschieht, versteht sich. Verfolgung der freien, klaren und entschiedenen Meinung in Deutschland ist kein Privileg des Hitlerregimes. Sie wurde von den Machthabern der Weimarer Republik geübt, und sie wird es heute wiederum von denen, die auf Schleichwegen Machthaber werden wollen. Man kann nicht einmal behaupten, daß die Methoden wesentlich anders seien, der Unterschied liegt nur in den Graden. Wie viele Gerichtsverfahren, wie viele unerhörte Gerichtsurteile haben die „Hüter der Verfassung“ zwischen 1920 und 1933 den besten Freunden der Republik angehängt! Was geschah mit den Leuten, die die Verstöße gegen den unterschriebenen Vertrag von Versailles aufdeckten, die einer Talleyrandschen Justiz auf den Spuren waren und soziale Maßnahmen für dringender als Panzerkreuzer hielten! Die Scham über das, was unter der Weimarer Verfassung geschah, geschehen konnte, geschehen durfte, ist beinahe größer als die Scham über das, was nachher kam. Aber schon hören wir heute wieder (während wir damit beschäftigt sind, uns der schmutzigen Eier zu entledigen, die nationalistische Kuckucke in das deutsche Nest legten), daß wir die Vögel seien, die „das eigene Nest beschmutzen“. Wir hören wieder, daß wir „verneinende Kritik“ und „ewige Neinsagerei“ treiben; wir hören wieder, daß wir die Segnungen „demokratischer Neuerungen“ nicht begreifen. Hat man in Deutschland überhaupt je etwas anderes gehört, wenn die unbequeme Wahrheit gesagt wurde? Lessing schlug sich mit einem Klotz herum; seitdem fühlt sich jeder Klotz berufen, den zu beleidigen, der das Haus von dem Unrat reinigen will, welchen die Klöße hineingeschafft haben.

Hitlers Siege waren ebenso viele Niederlagen des deutschen Volkes; heute sehen wir merkwürdige „Demokraten“ im Begriffe, aus der Niederlage den Sieg einer neuen Diktatur zu machen. Weil wir einmal erlebt haben, daß nicht aller Spuk sogleich wie Rauch im Sturm verfliegt, glauben wir die Notwendigkeit zu erkennen, „in dieses alles Moralität zu bringen, indem wir mit Bewußtsein wirken und leiden“. Dieser Satz ist hundertundfünfzig Jahre alt; er stammt von Georg Forster, auf den, wie ein Biograph sagt, „in seinen jungen Jahren das Vaterland stolz war, und der, als Jakobiner und Vaterlandsverräter gebrandmarkt, zu Paris in Elend und Einsamkeit gestorben ist“. Forster wußte, daß es auch vermöge einer freien Verfassung nicht „lauter gute, weise, glückliche Leute“ geben kann. „Es ist wahr“, schrieb er aus dem jakobinischen Paris an seine Frau, „die Freiheit gibt mehr Raum zur Entwicklung der Kräfte, aber gleichwohl wird auch diese in

gewiss
fahr n
Moralit
zur Ve
trunke
und al
rückte
sinnig
lüst al
schaue
erklär
angem
Bezeic
denen
den m
Brühe
Die Fi
Nation
Wirtsc
Männe
die En
und d
scheid
die ak
lahme
Quere
in der
Reprä
gierun
kann
Hand
bestel
daß I
und
Repa
weite
ler es
in ein
wenn
unter
bloß
wir
die n
erfu

gewisser Weise wieder einseitig.“ Es scheint, daß eine solche Gefahr nirgends so groß ist wie in Deutschland, weil nirgends die Moralität der Aufrichtigkeit so gering und daher die Voraussetzung zur Verkleidung, zur Scheinheiligkeit so leicht ist. So wie ein Betrunkener oft sich selbst für den einzigen Nüchternen ausgibt und alle Welt ringsum der Trunkenheit zeiht, oder wie ein Verrückter sich selbst für verstandesklar und alle anderen für wahn-sinnig hält, so ist es in Deutschland jetzt Mode, diktatorisches Ge-lüst als Demokratie zu bezeichnen und diejenigen, die es durch-schauen, mit dem Unterton des Bedauerns für undemokratisch zu erklären. Indessen, die Zeiten sind vorüber, in denen man mit angemäßen und durch nichts als durch Tartüfferie gerechtfertigten Bezeichnungen weiterkam, ebenso wie die Zeiten vorüber sind, in denen man, nach Lessing, mit Erfolg versuchte, „über einen Kohl, den man zum siebenundsiebzigsten Male aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen“.

Die Frage, ob Deutschland wieder einen geachteten Platz unter den Nationen finden kann, war nie eine Frage der Politik oder der Wirtschaft, sondern immer der Moral. Das hatten schon die Männer der Weimarer Republik nicht begriffen. Es ist richtig, daß die Entente nach 1918 den Fehler beging, zwischen nationalistischen und demokratischen Deutschen nicht im geringsten zu unter-scheiden; ein ungeheuerlicher Fehler war es sogar, aber diejenigen, die als nationalistische Wölfe im demokratischen Lammfell den lahmen Karren der Weimarer Republik in die Kreuz und die Quere zogen, haben kein Recht zu irgendeinem Vorwurf. Ging es in der Außenpolitik ehrlicher zu als in der Innenpolitik? Die Repräsentanten Deutschlands, die „geschlossen hinter der Re-gierung“ standen, argumentierten: das Saint-Germain-Oesterreich kann für sich allein nicht bestehen, und sie taten unter der hohlen Hand das ihre, um es dahinzubringen, daß es nicht für sich allein bestehen könne. Sie veranstalteten Ausstellungen, um zu beweisen, daß Deutschland unter der Last der Reparationen zugrunde gehe, und sie taten alles, um es dahinzubringen, daß es auch ohne Reparationen zugrunde ging. Vermutlich wird die Welt nach weiteren zwanzig Jahren wissen, welcher ein verhängnisvoller Feh-ler es war, wenn alle Deutschen jetzt wiederum mehr oder weniger in einen Topf geworfen wurden. Wie aber könnte es anders sein, wenn wir nicht mit äußerster Strenge dafür sorgen, daß wirklich unterschieden werden kann? Daß Wahrheit Wahrheit und nicht bloß gefälschte Lüge ist? In den hinter uns liegenden Zeiten waren wir froh, wenn wir auf einen Gegner der Herrschenden stießen, die nach ihrer Behauptung „die echtste Demokratie der Welt“ erfunden hatten; wir fragten und forschten nicht lange nach

Einzelheiten der Gesinnung. Heute sehen wir diese scheinbar untereinander verschworene Gruppe in ihre tatsächlichen Bestandteile zerfallen; wir sehen die Monarchisten, die Bismarckianer, die Deutschnationalen, die Militaristen, die Kirchlichen, die Sozialisten, die Wirtschaftlichen — und wir erinnern uns, daß dieser gelegentlich sagte: „Hitler begeht nur den einen Fehler, daß er die Kirche angreift“, und jener: „Hitler begeht nur den einen Fehler, daß er gegen die Warenhäuser ist“, und der dritte: „Hitler begeht nur den einen Fehler, daß er Antisemit ist“, und wir erkennen, daß sie Hitler überhaupt nur deshalb haßten, weil er so unterschiedslos hitlerisch handelte. Der Nationalsozialismus und das Elend, das seine Folge ist, haben die Mehrzahl unseres Volkes zu Egoisten gemacht, die alle bedeutenden sittlichen Kräfte nur noch danach beurteilen, ob sie ihren persönlichen Interessen augenblicklich nützlich sind. Nicht nur, daß sie keinen Blick für die darin ruhenden ewigen Wahrheiten haben; in der Verworrenheit ihres Tagesablaufes fällt es ihnen immer schwerer, in der Geschichte jene klare Linie zu erkennen, die trotz aller Abirrungen zum Siege des Rechtes führt. Jedoch Gerechtigkeit wird erst dann ein Lebensinhalt, wenn man sich davon überzeugt hat, daß das Leben davon abhängt. Recht, Menschenwürde, Gewissensfreiheit sind hohe, überpersönliche Werte nur für denjenigen, der davon durchdrungen ist. Für die anderen sind es Zaubermittel, um eingefrorene Bankkonten aufzutauen. Die Freiheit, die nach Jefferson auch gegen den von unten kommenden Druck zu schützen ist, stellt keine Ware dar, von der nach Erfüllung der Ablieferungspflicht der Rest auf dem freien Markte verkauft werden kann. „In freiem Entschluß“, sagt Jefferson, „gibt der einzelne so viel von seiner individuellen Freiheit auf, wie zum staatlichen Zusammenleben nötig ist.“ Aber dieser freie Entschluß des einzelnen bedingt andererseits, daß die Anforderungen des Staates — also auch der Rudiimente, die heute Staatsstelle vertreten — in engen Grenzen gehalten werden und seine Beamten eine vorbildliche Auffassung von der Freiheit und den demokratischen Grundlagen haben.

Wenn
ihr d
kenn
gewic
Nach
schrei
er pro
Ueber
daß u
Denk
zu wi
unter
Vierz
so pr
stütze
in der
Der J
gewöl
rung
figur
stisch
vom C
lichst
gehob
aktio
Kraft
Geor
Ben
Main
Revo
Verk
tung
über
Chan
zeug
Drei
des
der
unte
emig
Fran

GESPRÄCH VON LAND ZU LAND

Wenn man die Weltgeschichte als Ganzes überblickt, wird man in ihr den ununterbrochenen Versuch des Menschengeschlechtes erkennen, das Bewegliche, das in seiner Natur liegt, in eine Gleichgewichtslage zu bringen. Das aber, was in diesem Sinne für die Nachwelt wirklich denkwürdig ist, wird von den Geschichtsschreibern allzu häufig als Nebenwerk behandelt. Galiani irrte, als er prophezeite, das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten werde in der Ueberlieferung nur insofern eine Rolle spielen, als bemerkt werde, daß unter dem fünfzehnten Ludwig Voltaire davon sprach. Seinem Denken, das darauf gerichtet war, die Menschen nach ihrem Werte zu würdigen und in ihrer Geschichte das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, lag eine Vermutung wie die zu fern, Ludwig der Vierzehnte könne ganzen Generationen deutscher Historiker die so primitive und folglich eindrucksvolle Theorie vom „Erbfeind“ stützen. Die Daten, die offizielle Bedeutung erlangen, sind eben in den seltensten Fällen diejenigen, die sie zu erlangen verdienten. Der Pfälzische Erbfolgekrieg bietet den minderen Geistern, die gewöhnlich führend sind, ein dankbareres Thema als die Einführung der Handelsbilanz durch die Merkantilisten, und die Schauerfigur Mélaçs, der Heidelberg niederbrannte, hat auf der chauvinistischen Marionettenbühne imposantere Reize als der Staatsmann vom Genie Colberts. Kein Geschichtsschreiber, auch der weltbürgerlichste nicht, hat einen Tag wie den 29. September 1788 je hervorgehoben, und doch wiegt er alle Poltertage der Haupt- und Staatsaktionen an innerer Wirksamkeit, an latenter Magie und zentralen Kraftströmen auf. Es war der Tag, an dem der bei Danzig geborene Georg Forster, nachdem er, kaum vierunddreißigjährig, einen großen Teil der Welt gesehen hatte, kurfürstlicher Bibliothekar in Mainz wurde. Der erste Deutsche, der nicht nur die Französische Revolution richtig einschätzte, sondern auch die schicksalhafte Verkettung mit dem Prozeß des Fortschritts sah, die in der Haltung der deutschen Fürsten zum Ausdruck kam; der einzige Deutsche überhaupt, der einen klaren Kopf behielt und sich weder vom Champagner der Phrasen berauschen noch sein Urteil durch bezugte oder erdichtete Greuel erschüttern ließ.

Drei Jahre nach dem Sturm auf die Bastille bewohnte das Schloß des Kurfürsten von Mainz der französische General Custine. Wieder einmal hatte der Kampf um den Rhein begonnen, diesmal aber unter anderen Auspizien, denn während in Koblenz noch die emigrierte Aristokratie Klein-Versailles spielte, hatte ein anderes Frankreich moralische Eroberungen gemacht, und im Prachtsaal des

Mainzer Schlosses versammelte sich der deutsche Republikanerklub, dem Forster angehörte. Wie immer man die letzten Konsequenzen bewertet, zu denen er sich fortreißen ließ, Tatsache bleibt, daß dies die erste bewußt politische Bewegung in Deutschland war, die über das Aufbegehren von Individuen hinausging; und wie man auch im einzelnen den Einzug der französischen Armee betrachten will, es war der erste Westwind der Freiheit, der ihr voranwehte. Die Berichte darüber gleichen aufs Haar den Berichten, die jetzt noch ganz frisch sind. Bei Nacht floh der Kurfürst, nicht ohne vorher die Wappen von seinem Wagen abkratzen zu lassen; der panische Schrecken des Adels war über allen Begriff — „vier Tage lang hat das Flüchten gewährt, und fünfzehn Meilen in die Runde hat sich's verbreitet, alle vorteilhaften Nachrichten von der österreichisch-preußischen Armee sind bis auf die letzte Silbe erlogen“.

Einer der Mainzer Kurfürsten hatte im fünfzehnten Jahrhundert einen mächtigen Stein mit den Worten vor das Gerichtshaus gesetzt: „Ich lege euch da einen Butterweck hin; wenn ihn die Sonne zerschmilzt, so sollt ihr eure Rechte und Freiheiten wiederhaben.“ Am 3. November 1792 geschah dieses Wunder in einem symbolischen Akt, an dem die Bevölkerung teilnahm. Die Sonne aber, die ihre Kraft an dem Stein der Unfreiheit zu messen begann, war, anders als die himmlische, im Westen aufgegangen. Die Rheinländer haben das später nicht vergessen, als Frankreichs Generale, ebenso starr in politicis wie elastisch im Felde, alles taten, es sie vergessen zu machen. Sie konnten auch nicht vergessen, daß diejenigen, die den Rest der freiheitlichen Hoffnungen begruben, aus dem Osten zu ihnen kamen. Heute, hundertfünfzig Jahre nach alledem, spürt man die tiefe Tragik in der Feststellung eines damaligen Beobachters: „Die Preußen scheinen übrigens am Rhein nicht beliebt zu sein und manchmal zu vergessen, daß sie nicht in den Marken von Westfalen und Pommern, sondern unter Leuten leben, die in der Schule der Revolution und unter Franzosen großgezogen sind.“ Dieser Beobachter, Carl Julius Weber, war den Franzosen keineswegs freundlich gesinnt, weder ihrer Nation im allgemeinen noch ihrer Politik im besonderen.

Jacques Bainville, der 1915, als die Schützengräben des ersten Weltkrieges achtzig Kilometer vor Paris verliefen, seine Geschichte Frankreichs als eine Geschichte nicht eines Volkes, sondern zweier Völker schrieb, zählte zwanzig kriegerische Zusammenstöße zwischen Deutschen und Franzosen in genau siebenhundert Jahren, von Bouvines, wo Philipp der Zweite mit Otto dem Vierten fertig wurde, bis zur Marne, wo Frankreich sich entscheidend behauptete. Seitdem ist ein weiterer hinzugekommen. Der Geist Bain-

villes
der si
Ausbr
Außer
gegen
dens
Und
barte
sich s
wobei
einan
besser
lässig
anspr
apodi
Must
Hut
jeder
Es is
dies
besti
wahr
liches
den
mens
halte
der V
gilt u
der I
darin
das
tiger
hinst
Fede
sage
zu z
Gren
Paq
Spek
sters
o d
des
dies
wor

villes soll hier wahrhaftig nicht beschworen werden, denn ein Geist, der sich auf die Anschauung gründet, diese Kriege seien nur die Ausbrüche einer dauernden Rivalität gewesen, ist kein guter Geist. Außerdem ist er gegen sein eigenes Land ebenso ungerecht wie gegen das Nachbarland. Aber, sagt Joubert, „eine Idee des Friedens wie des Verstandes verbindet sich mit der des Studiums“. Und das Studium auf diesem Gebiete zeigt, wie aus zwei benachbarten Völkern ein Teil, und zwar der beste, hüben wie drüben, sich ständig im Kampfe mit dem anderen Teil aufreiben mußte, wobei die Protagonisten dieses anderen Teiles, obwohl untereinander schärfste Gegner, sich doch unablässig zum Schaden des besseren Teiles die Bälle zuspielten. Dabei wurde nichts vernachlässigt — außer der Realität. Der Machtpolitik geht der Machtanspruch, dem Machtanspruch der Machtspruch voraus — die apodiktische Verallgemeinerung von Charakterzügen nach dem Muster jenes Reisenden, der, als ihm in Avignon der Wind den Hut vom Kopfe nahm, in sein Tagebuch notierte: „Avignon ist zu jeder Jahreszeit heftigen Stürmen ausgesetzt.“

Es ist nun einmal Menschenlos, daß, wenn wir geboren werden, dies nicht nur an einem bestimmten Orte, sondern auch in einer bestimmten Zeit geschieht; wenn wir diese simple Erscheinung wahrnehmen wollten, wären die Voraussetzungen für ein friedliches Zusammenleben zwischen den Völkern besser, und wir würden vielleicht aufhören, dies und jenes, was in Wahrheit bloß menschlich ist, für französisch, britisch, russisch oder deutsch zu halten. Statt dessen verfolgt uns dieser verblendende Zustand von der Wiege bis zum Grabe. Wenn wir einen herrlichen Baum sehen, gilt unser erster Gedanke allem Möglichen, dem ästhetischen Bild, der Fülle der Zweige, der Symmetrie des Wipfels, den Vögeln, die darin nisten, singen und Nahrung suchen — nur der Wurzel, die das Ganze bewirkt, ihr gilt kein oder höchstens ein letzter, flüchtiger Gedanke. Aehnlich ist es mit den Ereignissen, auf die wir hinstarren, statt uns mit den Ursachen zu befassen. Wie viele Federn haben sich in den letzten hundert Jahren bemüht, den sagenumwobenen Rhein auch noch mit einer mythischen Gloriole zu zieren — von Arndts „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ bis zur „verbindenden Völkerstraße“ der Bertram und Paquet; und niemand, niemand hat gemerkt, daß all solchen Spekulationen längst das Wasser abgegraben war durch Georg Forsters Wort von 1792: „Der Rhein bleibt französische Grenze, oder Deutschland wird so frei, wie alles schon jenseits (westlich) des Rheines es unaufhaltsam geworden ist.“ Dieses „oder“ in diesem Satz ist der einzige Blitz der Klarheit, der aus all der Verworrenheit, dem Pathos, aus aller Romantik und allem Nationalis-

mus hervorleuchtet. Er flammte auf und versank in Nacht. Dieses eine einzige Mal ist der „Kampf um den Rhein“ sowohl der machtpolitisch getrübtten Atmosphäre entrissen wie all der Unbegreiflichkeit entkleidet worden, die er für Menschen haben muß, die der These von der Machtpolitik als beherrschendem Motiv ungläubig gegenüberstehen. Dieses eine, einzige und unbeachtete Mal wurde der historische Sinn entdeckt. Weil seine Stimme ungehört verhallte, wurde Georg Forster der erste Separatist und als solcher geächtet. Die Versuche mancher braven Deutschen, seine Haltung aus innerer Zerrissenheit und häuslichem Leid zu erklären, um einen unbestreitbar bedeutenden Geist noch für die deutsche Nation zu retten — so, wie die Inquisition die Hexen aus Besorgtheit um ihr Seelenheil verbrannte —, diese Versuche sind bezeichnend allein für die Neigung unseres Volkes, vor bitteren Erkenntnissen zurückzuschrecken und den Fluch des Wahnsinns für erträglicher zu erachten als das Geständnis der Wahrheit.

Als zu einem Zeitpunkt, da Napoleons Stern schon im Niedergang war, einem seiner Generale im Feldzug am Rhein ein Fuß amputiert werden mußte, entstand in Paris das Bonmot: Frankreich habe also doch einen Fuß am Rhein. Sowenig wie der Urheber dieses vom Esprit diktierten Scherzes an etwas anderes als eben den Esprit gedacht haben dürfte, sowenig haben wir Deutschen zu unserem Nachteil begriffen, daß aus einem solchen Witwort der Ernst einer geistigen Situation erhellen könne. Seitdem haben die Rheinlande noch zweimal französische Besatzung erlebt. Falls eine Okkupation weise gehandhabt wird, kann sie ein Mittel dazu sein, daß Völker sich mischen, zumindest daß sie sich kennen und achten und schätzen lernen und Vorurteile nicht länger die erste Stufe des Urteils bilden. René Mayer, Generalkommissar für die Angelegenheiten der französischen Besatzungszone, hat die Gelegenheit einer Anwesenheit in Berlin ergriffen, um seine Aufgabe zu erklären. Er hat zunächst auf eine zwangsläufige Gemeinsamkeit verwiesen: die von Hitler beiderseits des Rheines hinterlassenen Ruinen. Er hat ausgesprochen, daß Deutschland sich selbst bekehren müsse, und die Bedeutung der moralischen Rehabilitation über die der materiellen Reparationen gestellt. Er hat die historische Verwandtschaft der beiden Völker berührt, hat die unsagbare Trauer, die Enttäuschung und Fassungslosigkeit über die Entartung eines in den Blütezeiten seiner Kultur bewunderten Deutschlands ausgedrückt; er hat sich für seine Arbeit zu zwei Versen aus Goethes „Tasso“ bekannt: frei sein im Denken, im Handeln schränkt die Welt genug uns ein. Was haben wir dem gegenüberzustellen? Einer der erstaunlichsten Sätze, die je ein Deutscher erdacht hat, kommt in der Rede vor, die der Philosoph

Karl C
im Juli
ein Enc
zustand
und W
des Mo
so prof
samer
größere
vorbeh
spekula
schaur
festigt,
Kürzlic
barsten
katoris
ben: „
antwor
Schon
Intelle
Sie ve
lieferte
listen
ist es
Geistes
aber n
stigen
rinnen
gewese
brutal
und d
sich in
drei g
ist, d
vierte
könne
ebens
sie di
„repu
Elite
in je
unter
vor d
Auge

Karl Christian Planck in der Turnhalle des Klosters Blaubeuren im Juli 1870 gehalten hat: ein Gefühl gehe durch die Völker, daß ein Ende werden müsse „für immer des ewigen Haders und Kriegszustandes; unmöglich ist es, daß all der Gewinn geistiger Bildung und Wissenschaft immer wieder verkehrt werde für die Zwecke des Mordes und der Zerstörung“. Erstaunlich deshalb, weil Worte so profunden sittlichen Wertes von einer Beschuldigung „gewalttätiger Eigensucht“ gegen das Nachbarvolk gefolgt sind und „die größere und dauerndere Wahrheit“, der „Weltberuf“, Deutschland vorbehalten wird. Äußerungen dieser eines Hegel würdigen, spekulativ-idealistischen Art haben auf der Gegenseite die Anschauung vom „antieuropäischen Fanatismus“ der Deutschen befestigt, die in ihrer Ausschließlichkeit genau so irreführend ist. Kürzlich hat ein französischer Schriftsteller, den eine der wunderbarsten, aber auch gefährlichsten Mitgiften seines Volkes, die advokatorische Schärfe der Logik, auszeichnet, das folgende geschrieben: „Ich bin der Meinung, daß die deutsche Elite genau so verantwortlich ist wie die Massen, die nicht auf sie hören wollten. Schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert haben die deutschen Intellektuellen sich nicht mehr mit ihrem Volke solidarisch gefühlt. Sie verachteten die realen gesellschaftlichen Gegebenheiten und lieferten diesen wichtigen Bereich des Lebens kulturlosen Spezialisten aus.“ Darüber mag man im einzelnen streiten, im Grunde ist es wahr, daß die „so große politische Naivität“ die deutsche Geisteselite zu politischem Handeln unfähig gemacht hat. Man kann aber nicht, wie Albert Béguin, in einem Atemzug sagen, die Geistigen seien in Deutschland den Massen, denen sie hätten entrichten wollen, „durch einen paradoxalen Gegenschlag“ ausgeliefert gewesen, sie seien zur Unterwerfung und zur feigen Billigung brutalster Akte bereit, wenn man sie zwingt, Stellung zu nehmen, und das deutsche Volk sei immer nur dann einig, wenn die Einigung sich im Namen schlimmster Kollektivbegierden vollziehe. Das sind drei ganz verschiedene Dinge, von denen keines für sich falsch ist, die aber nicht miteinander, sondern nur einzeln mit einem vierten oder fünften Faktor in Zusammenhang gebracht werden können: mit der Tatsache, daß die geistige Elite mindestens ebenso sehr von gewissen Volksinstinkten abgestoßen wurde, wie sie diese abstieß; daß infolgedessen die ehrgeizigen Höfe und ihre „republikanischen“ Nachfolger es leicht hatten, mit dem Geist der Elite zu paradien, den sie doch verkannten, verabscheuten und in jeder Weise mißbrauchten; daß die deutsche Nation als einzige unter den größeren des Abendlandes im neunzehnten Jahrhundert vor die Aufgabe gestellt war, ihre politische Mündigkeit in einem Augenblick zu erklären, da fast alle Kräfte durch die Elementar-

probleme der Technisierung und Industrialisierung beansprucht wurden; und daß schließlich die Auflösung des Verhältnisses zwischen dem europäischen Kulturerbe und den geistigen Zeitgenossen durch viel allgemeinere Entwicklungen veranlaßt ist als durch solche, die durch eine speziell deutsche Struktur bedingt sind. In Frankreich haben zwar die Intellektuellen niemals so sehr abseits vom Volke oder, vorsichtiger ausgedrückt, von seinen Lebensformen, seinen gesellschaftlichen Einrichtungen und seinem staatlichen Gefüge gestanden wie bei uns; trotzdem ist auch dort zeitweise die selbständige, politisch lebensfähige Ordnung verlorengegangen, die wir, wie man uns vorwirft, noch nicht haben schaffen können. Es gibt eine hübsche Anekdote, die unsere beiderseitigen Notwendigkeiten recht gut beleuchtet. Ludwig der Dreizehnte, eifersüchtig auf Richelieu, der ihn überglänzte, trieb an einem Ballabend die einer Majestät angemessene Höflichkeit zu weit, als daß man nicht den Aerger herausgemerkt hätte; er ließ beim Aufbruch dem Kardinal den Vortritt, worauf dieser einem Bedienten die Fackel abnahm und sagte: „Nur auf diese Weise, Sire, ist mir der Vortritt erlaubt!“ So scheint es uns auch; und die Fackel sei die der Gerechtigkeit. Die Freiheit ist ihre Folge, nicht umgekehrt, und Gerechtigkeit ohne Macht ist genau so deprimierend wie Macht ohne Gerechtigkeit. Sie ist, wenn man mit einem der großen französischen Geister so sagen darf, das Recht des Schwächeren.

Einst fuhren die Reisenden aus allen Ländern der Welt auf prächtigen Vergnügungsdampfern den Rhein hinauf und hinunter, und die einzigen Ruinen, die sie erblickten, die Burgen auf den Bergen, erinnerten an eine Epoche, die ruiniert zu werden verdiente. Wenige waren sich bewußt, daß ein Strom wie dieser die gesamte Kultur der Menschheit zu erzählen weiß, weil sich ihre Entwicklung an seinen Ufern fast lückenlos abgespielt hat. Und nun waren es Deutsche, die zum ersten Male das Land am Rhein, den sie als den „deutschesten aller Ströme“ angeschwärmt hatten, so gründlich zerstörten, daß vielleicht gerade die vereinigte Kraft zweier Völker ausreichen wird, das Grauen, das darüber lagert, zu tilgen. Es hat wohl so kommen müssen, weil immer etwas kommen muß, was in der Welt ohne Beispiel ist, ehe erreicht werden kann, was Georg Forster so definierte: „An Vollkommenheit, zu der es in menschlichen Dingen gebracht werden könnte, glaube ich freilich nicht mehr; allein es gibt doch Grade und Stufen des mehr oder weniger Unvollkommenen, und wenn da nur das Bessere errungen wird, so ist alles geleistet, was man von der Menschheit verlangen kann.“

Kant,
Nachba
etwas
Aussich
wurde,
ten die
sich ih
die zu
Pappel
it is ir
Starrsi
ben st
erreid
und v
Es ist.
Deuts
ohne
man c
vom S
nicht
sprich
Erört
gezet
es be
warex
Zwan
gorie
Deba
wie
Gäns
nicht
weil
hoch
stän
der
tem
Hitl
gese
zuck
inne
Mär

DER GEIST VON NÜRNBERG

Kant, wird erzählt, mußte seinen Blick auf einem Turm in der Nachbarschaft ruhen lassen, wenn er scharf und mit Erfolg über etwas nachdenken wollte. Daher war, als im Laufe der Jahre die Aussicht auf den Turm durch rüstig wachsende Pappeln verdeckt wurde, die Grundlage seiner Philosophie bedroht. Entweder mußten die Pappeln fallen, oder der denkende Geist mußte versuchen, sich ihrer an Stelle des Turmes zu bedienen. Kant weigerte sich, die zweite Möglichkeit überhaupt in Betracht zu ziehen. Die Pappeln wurden geopfert. „Obstinacy is never so stiff as when it is in a wrong belief“, sagt ein alter englischer Vers. Diese Art Starrsinn, die gefährlichste, weil sie sich auf einen falschen Glauben stützt, hat heute in Deutschland einen ziemlich hohen Grad erreicht. Man fordert den Turm der alten Gewohnheiten zurück und verschließt die Augen gegen die Pappeln neuer Erkenntnis. Es ist, was das Wesen betrifft, kein Unterschied, ob man erklärt, Deutschland könne nicht existieren ohne zentralistische Staatsform, ohne riesige Industrie, ohne seine ehemaligen Grenzen, oder ob man die kühnsten Ansprüche an das tägliche Leben stellt und sich vom Schicksal ungerecht behandelt findet, wenn man den Tee noch nicht bekommen hat, den ein Abschnitt der Lebensmittelkarte verspricht. Beide Male wird vergessen, daß der Ausgangspunkt jeder Erörterung nicht ein verlorener, sondern ein von Deutschland angezettelter Krieg ist. „Der Uebel größtes ist die Schuld“, heißt es bei Schiller. Er lebte in unwirschen Zeiten, aber gegen unsere waren sie paradiesisch. Uns erscheint als der Uebel größtes der Zwang, die Schuldigen zu differenzieren. Es kann über Kategorien und Stufen und Grade gestritten werden, doch es kann keine Debatte darüber geben, daß alle Pgs, ob groß oder klein, ebenso wie alle „Vgs“ („Volksgenossen“, mit dem Beigeschmack der Gänsefüßchen) ausnahmslos schuldig sind: alle diejenigen, die zwar nicht der Partei angehörten, aber dem Rattenfänger eifrig folgten, weil es bequem oder vorteilhaft schien; die unentwegt den Arm hochreckten und „Heil Hitler“ sagten, statt den Hut zu einem anständigen „Guten Tag“ zu ziehen; die nicht abwarten konnten, bis der Sammler mit der Büchse vor ihnen stand, und schon von weitem die Geldbörse zückten; die ihre Kinder gehorsam in die Hitler-Jugend schickten, lange bevor der Dienst dort ein Zwangsgesetz war; die während des Krieges, ohne mit der Wimper zu zucken, die nationalsozialistischen Gesetze und „Kriegsartikel“ innehielten, die Parole „Wir müssen siegen“ herumtrugen, jedes Märchen von den entscheidenden Wunderwaffen oder bevorstehen-

den überraschenden Aktionen verbreiteten oder in Gefallenenanzeigen behaupteten, ihre Angehörigen „für Führer, Volk und Vaterland“ verloren zu haben; die dem Himmlerschen Terror Vorschub leisteten, indem sie unkontrollierbare Gerüchte von Bestrafungen weiterflüsternten und so die allgemeine Angstpsychose verstärkten; die eine Unterscheidung zwischen Partei und „Wehrmacht“ aufrechterhielten, weil sie sich eine Gewissensentlastung davon versprochen, wenn Rundstedt oder Kesselring an Stelle von Hitler und Himmler die Welt unterjochte und versklavte und in Blut badete — sie alle, die kein Fragebogen erfaßt, sie alle sind schuldig. Denn hier handelt es sich nicht um Irrtümer, um Mißverständnisse oder Verblendung, hier handelt es sich um Charakterfehler.

„Dieser Sieg ist ein einmaliger“, sagte unter ihrem Beifallsgetöse Herr Adolf Hitler und wußte nicht, was er sprach, denn er beherrschte das „neue Europa“ und nicht die deutsche Sprache. Er wollte sagen, der Sieg sei „einzigartig“; statt dessen gebrauchte er am falschen Orte das Wort „einmalig“ und — behielt recht: während des ganzen Krieges erfocht er „einmalige“ Siege, nämlich Siege, die sich nicht wiederholten und auf der schnurgeraden Straße zur Niederlage lagen. Und was ist nun wirklich „einmalig“? Einmalig ist, daß ein Volk sich von solchen Jämmerlingen führen ließ; einmalig, weil in der Geschichte nur einmal vorkommend, ist es, daß einem Volke auch dann noch nicht die Augen aufgehen, als es den Krieg bis zum letzten Winkel im eigenen Lande gehabt hat; einmalig ist es, daß angesichts dieser Mondlandschaft, die aus blühenden Fluren und fleißigen Städten entstanden ist, erhebliche Teile eines „mit Mann und Roß und Wagen“ geschlagenen Volkes zu dem Nürnberger Prozeß nur ein Achselzucken haben: „Nach Stalingrad hätten sie eben aufhören sollen.“ Eine einzige Frage enthüllt ihre Gesinnungslosigkeit: Ihr hättet „sie“ demnach behalten wollen? Zweifellos hätte es ihnen nichts ausgemacht; nie hat ihnen etwas ausgemacht. Den Krieg zu verlieren, ist in ihren Augen eine Schande; ihn zu beginnen, nicht. Gewiß, eine fernere Zeit wird darüber urteilen, ob es nicht richtiger gewesen wäre, die Teufel ohne Prozeß zu hängen, mit der nüchternen Mitteilung: „Gestern vormittag acht Uhr fünfzehn wurde die Menschheit von ihrer schlimmsten Plage befreit“; eine fernere Zeit wird wissen, ob der Nürnberger Prozeß die Leidenschaften, falls sie, was wir glauben, irgendwo vorhanden und nur zumeist verschüttet sind, geweckt hätte, wenn seine Atmosphäre mehr von Leidenschaft durchbebt als von äußerster Sachlichkeit gekühlt gewesen wäre; eine fernere Zeit wird entscheiden, ob die Menschheit — nicht bloß die deutsche — für die herrliche Strenge des Rechtes nach

solchen die Tiefen aller Instinkte aufwühlenden Jahre empfänglich genug war, oder ob sie füglich einen dramatischeren Aktschluß erwarten durfte, übereinstimmend mit der Gewalt der ganzen apokalyptischen Tragödie; und eine fernere Zeit erst wird endlich ermessen, ob das Datum dieses Gerichtes schon zu spät oder noch zu früh war, allzu stark überschattet von dem beweglichen Gewölk des Kampfes um Frieden und Sicherheit. Nichts davon jedoch rechtfertigt die Art von Wiederhall, die der Prozeß in unserem Volke findet, das den Anklagepunkten noch einen schwerwiegenden hinzuzufügen hätte: Diebstahl des deutschen Vaterlandes. Das dreiste Gemurmel der Unwissenheit, der Einsichtslosigkeit, der janusköpfigen Gebärde, die auf der einen Seite, den Trauerwedel des Unglücks schwingend, Mitleid zu erregen sucht und auf der anderen Seite die theatralische Gekränktheit und den eitlen Zorn eines Frevlers zeigt, der nach mißglücktem Attentat den schuldlos Geprügelten spielt und herrisch das Recht fordert, das mit Füßen zu treten er sich zeitlebens angelegen sein ließ — dies erinnert an eines der schlechtesten Worte, die je gefunden wurden, das Fontanelles: „Wenn ich die Hand voller Wahrheiten hätte, würde ich mich hüten, sie zu öffnen.“ Schillers Postulat, man solle die Wahrheit mehr lieben als ein eingeschworenes System, kommt uns empfehlenswerter vor. „Beklagenswerter Mensch“, sagte er, „der mit den edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet als der Tagelöhner mit dem schlechtesten.“

Es gibt Augenblicke, da ein Funke die Welt in Feuer setzt. Es gibt andere, da man ein Feuer braucht, um in einem Haufen dürrer Reisigs ein paar Funken entstehen zu lassen. Unser Volk ist heute solch ein Haufen, und dies ist ein solcher Augenblick. Der Prozeß in Nürnberg zeitigt Wirkungen, die niemand geahnt hat. Er verführt viele Deutsche dazu, sich völlig rein zu fühlen. Die Schwächer sitzen ja auf der Anklagebank; mit jedem Dokument, das der Ankläger vorlegt, schwindet ein Fleck mehr von der Seele des Durchschnittsdeutschen, und indem die Galerie von Göring bis Keitel so schwarz wie mit Tinte übergossen erscheint, strahlt der Durchschnittsdeutsche so blank wie ein romantischer Vollmond über dem Schlosse von Heidelberg. Ja, er ist sogar stolz auf seine schlichte Dummheit, auf diese, ach, so typisch deutsche Reinheit eines Toren, der den Verbrechern von Nürnberg arglos ins Garn ging. „Was haben sie aus uns gemacht! Wenn wir das doch gewußt hätten!“ ruft der Jägerchor der Pgs und Vgs, für den es bis vor kurzem kein größeres Vergnügen gab, als die Völker der Erde zusammenzuknallen. Unter dieser Maske der Empörung rollen die treuherzigen Augen voll neuentdeckten, rosigen jungen demokratischen

Gefühls. Aber wenn überhaupt noch etwas zu beweisen bleibt, so beweisen sie dies: daß sie die gelernte Methode des Shakespeariſchen Claudius, das Einträufeln von Gift in die Ohren des Schlafenden, beherrschen wie eh und je, und daß sie die teutonische Göttermusik genau so gewandt und lustig auf der Hirtenflöte demokratischer Objektivität zu spielen verstehen wie das rührende Trompetensolo, das so leicht, so zart und schmelzend das Gemüt des einfachen Mannes betört, wenn es erst wieder einmal aus der staubigen Ecke eines Vereinslokals zu einem Bierglas herüberschallen wird.

Als mitten in den Januarunruhen 1919 die Nationalversammlung gewählt worden war, die der Republik eine Verfassung geben sollte, hat man nicht nur, weil die Schwaden des Pulverdampfes aus den Kämpfen im Berliner Zeitungsviertel noch düster und gewissenbeklemmend in den Straßen lagen, nicht nur, weil die leicht entzündlichen Speicher gefährlichen Grolls in Berlin nichts Gutes verhießen, die hügelumkränzte Stille der Ilmresidenz zum Tagungsort ausersehen; es war zugleich eine geistespolitische Demonstration, die Demonstration einer scharfen Antithetik erstens, die in der Beschwörung der Manen Goethes und Herders gegen die Manen der preußischen Friedrichs und Friedrich-Wilhelms gipfelte, zweitens aber die Demonstration alles dessen, was in entfesselten Gemütern gärte, deren Herkunft vom Wandervogel bis zum Borromäusverein, von Ludwig Uhlands Professorengral und Scheffels Gaudeamuspoesie bis zu Friedrich Naumanns Mitteleuropa reichte. Weimar und Thüringen, das bedeutete ja nicht allein „Ilm-Athen“, nicht allein Karl Augusts Musenhof, nicht allein die Stätte klassisch-humanistischer Ueberlieferung. Es bedeutete auch Wartburggedanken und Minnesang, es bedeutete Ritterhistorie und die blaue Blume der Romantik, das „Herz Deutschlands“ im geometrischen wie im mystischen Sinne, und es bedeutete nicht zuletzt für die Schlangenklugheit der ewigen Realpolitiker die mittlere Linie, auf der sich Bayern und Preußen begegnen sollten. Jedoch die Geschichte, die in dem zeitlichen Parallelogramm der opportunistischen und programmatischen Kräfte die konstanten Komponenten zu erkennen trachtet, findet auch dort, wo scheinbar Traditionen abgerissen, Zäsuren vertieft und neue Akzente gesetzt sind, die Fäden wieder, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verknüpfen. Indem die Männer der Nationalversammlung von 1919 Weimar zustrebten, um sich von Potsdam zu entfernen, näherten sie sich einem dritten Orte, dessen Geist, zu dem der beiden anderen addiert, die in vielem widerspruchsvolle Summe des deutschen Charakters ergibt.

Aus dem mittelalterlichen Städtereichtum Deutschlands, der (worauf Hans Delbrück hingewiesen hat) so frappierend ist, wenn man die ursprüngliche Abneigung der Germanen gegen Stadtsiedlungen bedenkt — im Gegensatz zu den geborenen Städtebauern, den Römern, deren architektonische Kompositionen sie zerstörten, wo immer sie konnten —, aus dieser Fülle von Namen, deren Glanz sich, eine natürliche Folge der durch die feudale Güterwirtschaft verursachten Ueberproduktion, als Marktherrlichkeit entwickelt hat, ragt protagonistenhaft der Name Nürnberg hervor. Eine historische Linie führt von der alten Zollernburg nach Sanssouci, von der ständischen Zunftordnung zum Potsdamer Paradeschritt, von der intrigengewohnten Handwerkerbetriebsamkeit zu der argwöhnischen Einsamkeit des slawischen Dorfes, vom Schauplatz kaiserlicher Reichstage zur Ideenwelt des Gegenspielers Maria Theresias, von den Meistersingern zum Flötenkonzert des aufgeklärten Despoten; aber diese Linie schneidet Weimar nicht, das in jeder Hinsicht abseits und fast außerhalb aller geschichtlichen Beziehungen bleibt, dessen kunstvoll klare, jeder Ueberlieferung abholde Luft mit den spätgotischen, barock-dramatischen Gesichtern eines Veit Stoß oder Peter Vischer oder Dürer, von dem Goethe einmal zu Stieler sagte, er wäre ein ganz anderer Künstler geworden, wenn er in Italien gelebt hätte, so wenig gemein hat wie Karl Augusts Politik mit der aus merkantilen und scholastischen Interessen gemischten Ratsphilosophie eines Willibald Pirckheimer. Geist von Potsdam, Geist von Weimar, Geist von Nürnberg — das Reich der Deutschen. Darum so unbegreiflich, darum so schwierig. Man sagt, die Nürnberger hätten dem gewalttätigen Theater der nationalsozialistischen „Reichsparteitage“ genau so innerlich unbeteiligt gegenübergestanden wie dem so untheatralischen Gerichtshof, der über die Akteure dieser zwölf Teufelsjahre das Urteil spricht. Wir wollen das dahingestellt sein lassen, wir haben gelernt, daß man weder aus Fahnenwäldern, Illuminationen und Heilgeschrei noch aus dem Jammer von Rattenparadiesen gültige Schlüsse ziehen kann; aber nicht grundlos war Nürnberg einer der Eckpfeiler des „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts“, und was immer der einfache SA-Mann dachte, der, unter der Last eines nicht bloß weltanschaulich gefüllten Tornisters schweigend und keuchend, mit Führergesängen auf den von Staub und Durst zersprungenen Lippen, den „Gepäckmarsch“ von den entferntesten Enden Deutschlands nach Nürnberg aushielt, er war nicht bloß ein Rekrut der gegen Freiheit und Recht antretenden Hitlerarmee, er war auch ein Erbe des deutschen Mittelalters mit all seiner verworrenen Sehnsucht, seinen seelischen Abgründen, seiner dunkel belasteten, wie Gift ins Blut gehenden Trunkenheit. Jene „Bai-

reuther Agnes“, die nach der Chronik am 23. Januar 1491 Hochzeit hatte und, weil ihr beim Abendtanz auf dem Nürnberger Rathause von raufenden Burschen der Schleier entrissen wurde, ein Brotmesser zog und es dem Nächstbesten durch den Hals stieß, ist zweifellos keine spezifisch deutsche Erscheinung jener Zeit; deutsch aber sind die Ratsherrenordnung und die geheime Majestät der verschwägerten und verschwisterten Gilden, die Verquickung von Handels- und Kulturpolitik, das profunde Mißtrauen zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft, der Absolutismus und der Untertanensinn auch innerhalb der Mauern der „freien Städte“, deutsch sind die merkwürdig zwiespältige Gesinnung, der Idealismus des Kalküls, die Penetranz der Rechthaberei bei einem eklatanten Mangel an elementarem Gerechtigkeitsgefühl.

Was einmal der Geist von Nürnberg und so vieler anderer Zeugnisse des deutschen Mittelalters war, ist, soweit es im steinernen Bild der Städte Ausdruck gefunden hatte, zum größten Teile ein Ruinenfeld. Die Frage ist, was daraus entsteht. Vorläufig scheint die Klage darüber, daß die deutsche Vergangenheit nicht mehr an ihren Bauwerken abzulesen ist, jedes andere Gefühl zu überwiegen. Aber es liegt ein geschichtlicher Sinn darin, daß derjenige, der das deutsche Mittelalter in seinen schrecklichsten Elementen triumphieren lassen wollte (und konnte, weil es leicht ist, die guten in die Abfallgrube zu werfen und die zur Verworrenheit neigenden Geister zu verwirren), nun auch sein gründlichster Zerstörer wurde. Entscheidend ist, ob der Geist, der den Saal des Weltgerichtshofes beherrscht, in der deutschen Geschichte der neue Geist von Nürnberg wird. „L'avenir commence à l'instant“ — die Zukunft wird in jedem Augenblick geboren, und die Taten von heute sind unser Schicksal von morgen. Genau wie das Weltgericht in Nürnberg nicht darum tagt, weil es den Siegern möglich ist, über Besiegte zu Gericht zu sitzen, genau so befinden sich die Angeklagten nicht dort, weil sie den Krieg geführt und verloren haben, sondern weil es ihre erklärte Absicht war, den Frieden zu brechen; das Unrecht zum Recht, die Lüge zur Wahrheit, zügellose Gier, Grausamkeit und Verbrechen jeder Art zum Inbegriff der menschlichen Bestimmung zu machen. Wer da meint, der Gerichtshof von Nürnberg sei Ankläger und Richter in einer Person, der verwechselt eine Formel mit einer Funktion, und wer (vielleicht in der stillen Hoffnung, daß ein solcher Prozeß dann niemals stattfände) behauptet, nur Deutsche sollten über Deutsche zu Gericht sitzen, der erkläre zuerst, was gebessert wäre, wenn man Angeklagte und Richter in einer Person vor sich hätte. Denn ein Todesurteil für Göring ist ja kein Freispruch des deutschen Volkes, und je kleiner unter uns

die Zahl ist, die es so auffaßt, desto größere Hoffnungen dürfen wir auf die Ausbreitung des neuen Geistes von Nürnberg setzen. Bevor über einer Szene, die in ihrer erschütternden Wirkung nur den „Eumeniden“ des Aischylos vergleichbar ist, der Vorhang fällt, tritt die junge Mutter, Kind noch selbst, schwerhörig und beschränkt das ganze Stück hindurch, in plötzlicher Klarheit und tragischer Entschlossenheit vor den Polizisten, der das Verhör gegen den Vater und Mörder ihres Kindes beginnen will: „Ich werde die Wahrheit sagen; befragt auch mich!“ Und Nikita, der Mörder, erwidert: „Da ist nichts zu fragen. Ich habe alles allein getan. Es war mein Gedanke, und es war meine Tat. Führt mich fort — ich werde nichts mehr sagen.“ Das Drama, das so schließt, heißt „Die Macht der Finsternis“. Es erschien 1887, und sein Verfasser war der Graf Leo Tolstoj. Als er dreiundzwanzig Jahre später starb, fand man in seinem Nachlaß ein unvollendetes dramatisches Werk mit dem Titel: „Das Licht leuchtet in der Finsternis.“ Als letzte Worte der Hauptperson waren vorgemerkt: „Ich bin fortwährend im Zweifel, ob ich recht gehandelt habe; ausgerichtet habe ich nichts, im Gegenteil . . . Ich bin ein Beispiel der Schwäche . . .“ Der russische Dichter erinnert, wie einer seiner Herausgeber sagt, „mit größter Kraft und Eindringlichkeit an die Pflichten, die jeder gegen seine Nächsten hat, Pflichten, die kein Gesetz befiehlt und keine Verordnung, sondern nur das eigene Gewissen“. Wie während der Jahre, da Hitlers Heere, schon dem Untergang geweiht, Rußlands fruchtbare Erde auszehrten, in der ganzen freien Welt Tolstojs Roman „Krieg und Frieden“ seherische Stärkung war, so rücken jetzt Worte aus seinen Dramen in den Kreis nachdenklicher Betrachtung. „Es war mein Gedanke, und es war meine Tat; führt mich fort — ich werde nichts mehr sagen.“ Trifft es nicht die, durch deren Schuld die Welt an allen vier Enden angezündet wurde? „Ich bin fortwährend im Zweifel, ob ich recht gehandelt habe“ —; ist es nicht eine gewaltige Mahnung für die ordnenden Mächte, Frieden und Sicherheit zu schaffen auf dieser verheerten Erde, ein Ruf aus der Tiefe des Geistes, sich nicht mit Versicherungen und Satzungen zufrieden zu geben, sondern unablässig jede Anstrengung zu verdoppeln, damit kein Tolstojsches „Beispiel der Schwäche“ daraus werde? Die Trompeten von Jericho warfen Mauern um; Mauern aufzurichten, fürchten wir, bedarf es stärkerer Mittel als akustischer Effekte, und wenn es richtig ist, daß ein Wunder aus der Kraft des Glaubens geschieht, so ist es ebenso richtig, daß die Kraft des Glaubens nicht aus dem Schein, nur aus der Treue zur Wahrhaftigkeit genährt werden kann. Das Licht leuchtet in der Finsternis; aber die Stelle des Johannis-Evangeliums, der Tolstoj den Titel für sein Stück entlehnte, fährt

fort: „Und die Finsternis hat sich das Licht nicht zu eigen gemacht.“ Vor kurzem erreichte uns der Brief eines Mannes, der an seinen Landsleuten verzweifelt. Er hat nicht recht, weil er vieles von dem, was Zeiterscheinungen sind, als Grunderscheinungen bewertet; jedoch die Zeiterscheinungen charakterisiert er richtig. Die echten Nationalsozialisten, meint er, freuen sich jetzt, weil es uns allen schlecht geht; sie streuen alarmierende Gerüchte aus — mit der Erklärung: das habt ihr davon, daß ihr den Führer nicht unterstützt habt. Die unechten Nationalsozialisten — so bezeichnet der Briefschreiber die sogenannten „Gepreßten“ — ärgern sich, daß sie nicht echter waren, weil sie dann, heute ohnehin kaum von den anderen geschieden, wenigstens früher mehr Vorteile gehabt hätten. Die Neo-Nationalsozialisten endlich sind die Durchschnittsmischung, die ständig vor sich himurmelt: „Unter Hitler haben wir doch mehr zu essen und zu heizen gehabt“ oder: „Nun werden wir ja sehen, was die anderen machen.“ Die „anderen“ sind die Leute, die heute, wie ihre Vorgänger 1918, das Odium einer fluchwürdigen Erbschaft auf sich nehmen. Man beurteilt sie wie Politiker, die frei schalten und walten können und unter keinerlei Zwang der Verhältnisse stehen. Dadurch kommt, so lesen wir in dem erwähnten Briefe, alles Demokratische, Republikanische und Humanitäre in Mißkredit. „Ist es wahr, fragen die Leute, daß unsere Demokratie immer mit Elend und Unfreiheit verbunden ist? Daß das ein vernichtendes Urteil über unser Volk selber ist, merken sie nicht.“ Der Brief ist damit nicht zu Ende. Er befaßt sich auch mit der Gegenseite: „Wenn Brüning mit der Streichung der Reparationen oder mit einer Kolonie von einer Verhandlung zurückgekommen wäre, wäre die NSDAP noch heute eine Gesellschaft komischer Originale, die nicht größeren Schaden stifteten als Herr Buccard in Frankreich oder Herr Mosley in England. So aber wurden die Reparationen unter dem Vor-Nationalsozialisten Papen gestrichen; das Saargebiet, die Militarisierung des Rheinlandes, die ‚Wehrhoheit‘, Oesterreich, die Sudeten, Memel, dazu eine durch Aufrüstung erzielte wirtschaftliche Scheinblüte — all das wurde als Hitlers Erfolg gebucht, bis der kleine Mann sich sagte: so also muß man es machen, das sind die richtigen Methoden. Heute wird das ganze Volk gleichmäßig bestraft, und diese Gleichmäßigkeit wirkt wieder verhängnisvoll auf den Geisteszustand des Volkes.“ Einen Ausweg gebe es nicht, behauptet der erbitterte Realist, und der Hauptgrund bleibe die politische Unfähigkeit der Deutschen. Hier scheint nicht viel zu widerlegen zu sein, denn das Vorgebrachte sind Fakten. Aber Fakten bieten immer bloß halbe Wahrheiten, solange sie nur aufgezählt und nicht eingeordnet werden. Die Tische sind leer, die Räume kalt, die Herzen einsam,

viele G
gezählt
Gedank
was wa
setzten
Gänse
sprach
werden
denn e
schriek
Pelzm
junges
Paris,
nahme
Hande
minist
er fan
verpra
Sizilie
und F
und v
was z
etwas
Haupt
kleide
die F
an all
längst
vor d
Wenn
Voll
müss
die F
Befel
kahlf
Zerst
des
was
träu
für
zu fi
der
Ung
Grat

viele Gattinnen, Mütter und Töchter in Trauer, alle in Sorge. Ungezählte mögen, den müden Kopf in kraftlose Arme gestützt, ihre Gedanken mit dem ominösen „Es war einmal“ beginnen. Ja, — was war einmal? Es war einmal ein deutscher Zollpolizist im besetzten Dänemark, der schickte Kisten voll Speck, Butter, Eier, Gänse nach Hause, die er „beschlagnahmte“ hatte, und seine Frau sprach ungeniert aus, was sie dachte: wenn der Krieg zu Ende ist, werden wir es nicht mehr so gut haben, weder ich noch mein Mann, denn er wird arbeiten müssen. Es war einmal eine junge Frau, die schrieb ihrem Mann nach Brüssel: Kannst du mir nicht Schuhe, Pelzmäntel, Stoffe, Ohrringe „organisieren“? Es war einmal ein junges Mädchen, das meldete sich als Luftwaffenhelferin nach Paris, um wie eine Göttin in Frankreich zu leben — und Göttinnen nahmen es bekanntlich mit nichts sehr genau. Es war einmal ein Handelsvertreter, der zog mit einem Auftrage des Wirtschaftsministeriums zum „Stabe Ost“ und raffte zusammen, was immer er fand. Es war einmal ein Sonderkommando in Griechenland, das verpraßte das Mark des unglücklichen Landes, zog weiter nach Sizilien, nach Tunis, nach Holland, nach Norwegen und Finnland und Polen und wieder zurück nach Ungarn, Rumänien, Bulgarien, und wohin es auch kam, ob Freund oder Feind, es holte heraus, was zu holen war, und sie sagten daheim und draußen, alle, für die etwas abfiel: „Meinetwegen kann der Krieg noch lange dauern, Hauptsache, wir verlieren ihn nicht.“ Denkt ihr an die Seidenkleider, die Russenstiefel, die Ringe, Uhren und Ledertaschen, an die Flaschen und Schüsseln, aus aller Herren Ländern gestohlen, an all das „Organisierte“, womit ihr im Kriege euere aus eigenem längst nicht mehr zu füllenden Tische verschönt habt, ohne euch vor dem Geruch von Blut und Raub zu ekeln, der daran haftete? Wenn ihr daran denkt, kommt es darauf an, wie ihr daran denkt. Voll Betrübniß, gewiß; doch ist es der Schmerz des Verzichtens, oder ist es der Schmerz der Reue und Scham? Wir tragen die Folgen nicht nur davon, daß die deutsche Armee auf Hitlers Befehl ein Land nach dem anderen wie ein Heuschreckenschwarm kahlfraß und auf ihren Rückzügen fremde Erde in bestialischer Zerstörungswut vernichtete, sondern auch davon, daß die Mehrheit des Volkes zu Hause keine Bedenken mehr trug, sich anzueignen, was anderen gehörte, und allein darauf sann, sich nach dem erträumten Siege in und an fremden Ländern zu bereichern, um für den Rest der Tage ein Wohlleben auf Kosten elender Sklaven zu führen. Und darum, einzig darum, sind dies Monate, über denen der Schatten von Millionen Gräbern hängt; Monate, an denen die Ungewißheit über unzählige Leben nagt; Monate, die mit dem Gram um die fernen Kriegsgefangenen, um die Vermißten und die

Flüchtlinge auf den endlosen Straßen so belastet sind, daß man mit Rousseau sagen möchte: „Von da an hörte ich auf, mich eines reinen Glückes zu erfreuen.“ Aber so wahr es ist, daß die Sonne über Bösen und Guten aufgehen und der Regen auf Gerechte und Ungerechte herabströmen muß, oder daß, „moderner“ gesprochen, ein Pilot nicht erst feststellen konnte, ob seine Bombe einen Pg, einen Vg oder einen Anti treffen werde, so wahr ist es auch, daß man Sokrates nicht nach Xanthippe und Dion nicht nach Calippus beurteilen kann, welche Gemeinschaft auch sonst zwischen ihnen geherrscht haben mag. Nach Ansicht des Bischofs von Chichester haben Deutschland und Europa nur die Wahl zwischen Nihilismus und Christentum: „Den Deutschen muß man den Mut und die Hoffnung geben, die aus einer wirklichen liberalen und demokratischen Politik resultieren.“ Es ist ein Trost, für den wir empfänglich und dankbar sind. Er kann uns indessen nicht die Aufgabe abnehmen, aus eigenem Geist und eigener Gesinnung die Voraussetzungen für eine wirklich liberale und demokratische Politik zu erschaffen. Staat, Religion, Kultur nennt Jakob Burckhardt „die drei Potenzen“. Wir haben keine mehr davon. Niemand kann sie uns bescheren. Als Simplicius, der jugendliche Held des ersten großen deutschen Romans, von der Hanauer Torwache aufgegriffen worden war, führte man ihn zum Verhör vor den Gouverneur. Deine Rede sei ja und nein, gebietet die Bibel, doch Simplicius war ein einfaches Kind des Volkes und trug als solches ahnungslos die Weisheit in sich, daß das Leben selten einfach genug ist, um eine vollkommene Aussage mit ja oder nein zu gestatten. Der Gouverneur forschte nach, woher Simplicius komme, wohin er wolle, was seine Beschäftigung und wo seine Heimat sei; und jedesmal erwiderte Simplicius, er wisse es nicht. „Weil aber jedermann das Böse zu argwöhnen pflegt, zumal der Feind in der Nähe war“, befahl der Gouverneur, ihn zu durchsuchen. Ein Tagebuch aus Birkenrinden wurde gefunden, in dem der Brief eines Anachoreten verwahrt war. Wer es ihm gegeben habe? Niemand; er habe es selbst gefertigt und immer besessen. Warum aus Birkenrinde? Weil andere nicht dazu taue. Weshalb er nicht auf Papier geschrieben habe? Weil im Walde kein Papier gewesen sei. In welchem Walde? Er wisse es nicht. Also entweder ein Erzschem oder ein Narr, schloß der Gouverneur und ließ ihn fesseln. Nehmen wir an, der Schluß sei richtig gewesen: so waren es die Verhältnisse, die aus Simplicius den Erzschem oder den Narren gemacht hatten.

In unserem düsteren zwanzigsten Jahrhundert ist Nürnberg darum ein Lichtblick, darum eine Oase wirklichen Fortschritts inmitten der makabren Einöde einer vom technischen Wahn beherrschten

Pseudo-
so doch
letztlich
Nürnb
wird d
liegt B
Erlösu
eine ge
Glaube
trügen
Hüten
schen
fung
ledigun
bösen
ierten
in der
breche
werde
von G
hinder
muß
ten d
Nürnl
so sel
Geist.
die a
Hand
Mens
Um
ständ
Ansi
nicht
gegel
Situa
neue
er k
Wal
nicht
Dich
Wip
Aest
ganz
Die

Pseudozivilisation, weil dort, wenn auch nicht die Verhältnisse, so doch wenigstens endlich einmal ihre Urheber gefaßt sind, die letztlich Verantwortlichen, die unmittelbaren Teufel. Aber auch Nürnberg ist nur ein Anfang, und erst was folgt oder nicht folgt, wird der Nachwelt ein Urteil erlauben. Nicht weit von Nürnberg liegt Bayreuth. Mit seinem Festspielhügel ist Richard Wagners Erlösungsmythos verbunden. Hüten wir uns, Nürnberg nun auch in eine geistige Nähe dazu geraten zu lassen. Hüten wir uns vor dem Glauben, daß die Verbrecher in Nürnberg Deutschlands Sünde trügen und, falls sie gehängt werden, unsere Schuld gesühnt sei. Hüten wir uns aber auch in einem größeren Bezirk vor dem falschen Lossprechungsglauben, vor dem Irrglauben, daß die Bestrafung der Rechtsbrecher die Stabilisierung des Rechtes, die Erledigung der Inkarnation des Bösen schon die Ueberwältigung des bösen Prinzips bedeute. Geben wir uns nicht mit einem statuierten Exempel zufrieden, denn die abschreckende Wirkung pflegt in der realen Welt nicht lange vorzuhalten, und jeder neue Verbrecher geht davon aus, daß er nicht, wie der vorige, erwischt werden wird. Wäre es anders, so hätte eine weit geringere Zahl von Galgen und Schafotten, als die Welt bisher gesehen hat, verhindert, daß die Rechtsbrecher noch Nachfolger finden. Nürnberg muß verewigt, muß in Permanenz erklärt werden. Nach dem letzten dieser Prozesse darf der internationale Gerichtshof zwar von Nürnberg aufbrechen, aber er darf Nürnberg nicht verlassen: nicht so sehr Prozedur oder Organisation wie der Geist. Jener große Geist, der unverbrüchliche Begriffe zeugt. Jene große Gesinnung, die an unverbrüchlichen Begriffen nicht deuteln läßt. Jene großen Handlungen, die Schwierigkeiten beseitigen und das Glück der Menschheit fördern.

Um aber zu Grimmelshausens Simplicius zurückzukehren, dessen ständige Entgegnung „Ich weiß es nicht“ war, so sind wir anderer Ansicht als der ihn verhörende Gouverneur. Wir meinen, er hätte nicht besser die Wahrheit sagen können, als es auf seine, zugegebenermaßen verdächtige, Art geschah. Es traf unbedingt seine Situation, die die Situation Deutschlands war und es immer von neuem ist. Simplicius wußte es wirklich nicht. Der Wald, aus dem er kam, stand so voller Bäume, und das Land, dessen Teil der Wald war, widerhallte von einem so chaotischen Wirrsal, daß er nichts mehr zu unterscheiden vermochte. Ihn deuchte, wie sein Dichter sagt, alle Bäume seien nur ein Baum, „und auf dessen Wipfel säße der Kriegsgott Mars und bedeckte mit des Baumes Aesten ganz Europa; wie ich dafür hielt, so hätte dieser Baum die ganze Welt überschatten können“. Zeit: der Dreißigjährige Krieg. Die nationalsozialistische Propaganda hat mit dem Begriffe des

Dreißigjährigen Krieges gearbeitet, um die Periode seit 1914 zu charakterisieren. Sie hat es in dem betrügerischen Willen getan, Hitler ein Alibi vor dem Forum der Weltgeschichte zu sichern, gleichwie sie später, um Deutschlands Zerstörung zu rechtfertigen, die Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg, natürlich unter völlig verschobenen Perspektiven, heraufbeschwor — sie, die doch sonst von Analogien in der Geschichte nichts hielt und stets behauptete, 1918 werde sich nicht wiederholen. Nun, es stimmt, 1918 hat sich nicht wiederholt. 1918 war ein seraphisches Paradies gegen die danteske Verdammnis von heute, gegen dieses „friedelose Tier“ von Welt, voll von „der Verzweiflung Schrei der schmerzgebrochenen Geister, die alle nach dem zweiten Tod begehren“. So hat auch die Reminiszenz des Dreißigjährigen Krieges ihre Berechtigung unter historischen Voraussetzungen, die den Nationalsozialisten freilich so fremd waren wie einem Reptil der unendlich hingespante Aether. Seit eigentlich mehr als dreißig Jahren handelt es sich bei allen Auseinandersetzungen um die Rheingrenze — bitte, denkt nicht an patriotische Banalitäten; wir haben nichts Machtpolitisches, nichts Nationalstaatliches, wir haben Geistespolitik im Sinn, es ist die Rede von der Rheingrenze der Demokratie, und das ist die Frage, ob jenes untadelige demokratische Wesen, das mehr als hundert Jahre schon in den Ländern westlich des Rheins als menschlicher und nationaler Charakter, als Lebensform stabilisiert ist, endlich auch östlich des Rheins durchdringen kann oder nicht. Genau wie der Krieg von 1618 bis 1648 samt seinen Ergebnissen die Folge, nicht die Ursache der beklagenswerten deutschen Zustände war und den Zerfall des alten „Deutschen Reiches“, seit langem bereits im Gange, bloß zu einem grauenhaften Ausdruck brachte, genau so ist das Fortleben erstarrter Formen ohne einen echten, aufrichtigen Lebensinhalt, mit einem Worte: die Pauschalfiktion, die Signatur des Deutschtums in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Jene
er ha
schri
make
gewe
Krieg
gerät
Felse
und
verlo
nur
Mont
Befr
„Uel
An c
um d
werd
nach
Ganz
den
segt,
Siege
Früc
so to
antw
mens
walt
und
da
heile
mit
ein
Ged
die
Spr
tisch
schr
emp
Als
gew
„De

FURCHT VOR DEM FRIEDEN

Jener Holländer, von dem in einer alten Chronik zu lesen steht, er habe auf seinem Wirtshausschild einen Friedhof mit der Umschrift „Zum ewigen Frieden“ malen lassen, muß entweder ein makabrer Zyniker oder ein Geschichtsphilosoph ersten Ranges gewesen sein. Man weiß so viele Beispiele glänzend gewonnener Kriege; wenn man aber einen gewonnenen Frieden benennen soll, gerät man in die Verlegenheit des Odysseus, der zwischen dem Felsen der Szylla und dem Strudel Charybdis zu steuern hatte und glücklich sein mußte, daß er dabei nur sechs seiner Gefährten verlor. Es gibt Totenköpfe, die zu lachen scheinen, und nicht nur der erdichtete Hamlet, sondern auch der höchst wirkliche Montesquieu stand vor einem solchen Schädel in tiefer Betrachtung. Befragt, worüber der Tote wohl lache, bemerkte der Philosoph: „Ueber die Lebendigen, scheint mir.“

An die Toten des Krieges sollte jeder einzelne denken, der sich um den Frieden bemüht. Was in den vergangenen Jahren geopfert werden mußte, ist so ungeheuer, daß die Menschheit mit Recht nach einem Lohn dafür Ausschau hält. Wäre sie ein kompaktes Ganzes, so wäre sie sich darin einig, daß dieser Lohn nur der Frieden sein kann. Da sie sich aber aus vielerlei Völkern zusammensetzt, sind dort, wo „Frieden“ gesagt wird, häufig „Früchte des Sieges“ gemeint. Daß sie ebenso bitter schmecken werden wie die Früchte der Niederlage, wenn auf den totalen Krieg nicht ein ebenso totaler Frieden folgt, wissen im Grunde alle. Aber auch der verantwortungsvollste Staatsmann, der überzeugteste Fürsprecher der menschlichen Grundrechte kann die zuweilen unterirdischen Gewalten des Allzumenschlichen nicht von heute auf morgen bannen; und der Frieden der Welt müßte eigentlich von heute auf morgen da sein, wenn er die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, heilen soll, bevor ein Schwarm von Bakterien Gelegenheit hat, sie mit Brand zu infizieren. Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt, ist ein schönes Dichterwort aus der Sphäre, in der eng beieinander die Gedanken wohnen; an Konferenztischen, wo hart im Raume sich die Sachen stoßen, herrscht die Prosa der Tatsachen, in deren Sprache übersezt das Begehren des Unmöglichen einen ganz praktischen Sinn hat — nämlich den, mit Maximalforderungen zu schrecken, damit Minimalkonzessionen schon als Erleichterung empfunden werden.

Als Will Lawther, der Vorsitzende der britischen Bergarbeitergewerkschaften, Hamburger Arbeiterführer besuchte, sagte er: „Demokratie kann nicht aufgezwungen werden, sie muß in den

Herzen und Seelen der Menschen wachsen.“ Ein Gleiches gilt vom Frieden. Man kann ihn nicht schließen, ohne ihn ernstlich zu wollen, und man kann ihn nicht wollen, ohne selber friedlich und versöhnlich zu sein. Herr Hitler war das Gegenbeispiel. Er wollte den Frieden halten, den auch der Wolf hält, wenn man ihm ein Lamm nach dem anderen willfährig zum Fraße überläßt. Die Unterwerfung Chamberlains und Daladiers in München war der Höhepunkt einer Politik, die mit gleichbleibender Primitivität die große Friedenssehnsucht der Völker zu Erpressungen ausnutzte. Wo das Bedürfnis nach Ruhe, sei es aus dem Drange des Herzens, sei es aus Ohnmacht, alles überwog, hat es ein professioneller Unruhestifter in der Geschichte immer leicht gehabt. Als Friedrich Wilhelm II. von Preußen den Krieg mit Holland vom Zaun brach, wußte er genau, daß dem König von Frankreich durch innere Schwierigkeiten die Hände so stark gebunden waren, daß ihn, wie schon vorher bei der ersten Teilung Polens, alle Sympathien für die Ueberfallenen nicht beweglicher machten, als es jene vierzig Greise waren, die beim Einzug des Brennus in das verlassene Rom wie Bildsäulen auf dem Markte saßen. Bekanntlich schlug einer der vierzig, als er am Barte gezupft wurde, dem Eindringling ins Gesicht — eine leere Demonstration, die allen das Leben kostete. Der Triumph über den Nationalsozialismus verlöre an Wert, wenn er nur als Triumph, nicht auch als Verpflichtung, nur als die Niederwerfung der Bestie, nicht auch als Abkehr von allen ihren Eigentümlichkeiten aufgefaßt würde. Die Gefährlichkeit des Diabolischen liegt gerade in seiner Primitivität, in der stereotypen Wiederkehr des Gleichen, die den zivilisierten Menschen entwaffnet, weil er, im Grunde viel weniger skeptisch als gläubig, viel mehr zu Vertrauen als zu Mißtrauen neigend, an differenziertere Seelen- und Geistesvorgänge gewöhnt ist.

Wir sprechen von überraschenden Ereignissen, aber es gibt keine überraschenden Ereignisse, ausgenommen Naturkatastrophen. Jede Phase der Geschichte ist unlösbar mit der vorhergehenden verknüpft, und nur eine Politik, die das nicht als retrospektive Marginalie, sondern als aktiven Faktor für die Zukunft würdigt, wird fruchtbar, segensreich, hoffnungsvoll sein. Die Schwierigkeiten der Gegenwart beruhen ja nicht allein auf der Versuchung, einzelne Etappen isoliert zu betrachten. Ein Krieg ist Schlimmeres als das, was uns als Schlimmstes erscheint, Entfesselung barbarischer Instinkte. Indem die gesammelte Willenskraft darauf gerichtet wird, in möglichst kurzer Frist zu vernichten, was in unendlich langer sich gebildet hat, und indem aller Fleiß, alle Werke, alle Erfindungsgabe nur diesem einen Willen dienstbar gemacht werden, erfolgt eine Störung jeder göttlichen und menschlichen Ordnung,

überh
Friede
Niema
nicht
als di
auch
je we
den, d
selbst
darüb
der F
zur D
Unter
lichste
mit ih
sie sic
Bösen
Sache
geltun
die ei
staats
Der z
Beoba
Funkt
keine
die V
nis de
dern
seiner
soll d
Wir h
unter
wenn
steht
befin
Wenn
gewil
den
die d
daß
keit,
eine
Grun
dure

überhaupt des gesamten Kosmos, die sich nicht einfach durch Friedensverhandlungen und Ablegung der Waffen beseitigen läßt. Niemand vermag morgen so zu leben, als sei das, was gestern war, nicht gewesen; und doch hat die Menschheit seit 1918 nichts anderes als diesen Widersinn zu tun versucht, und doch scheint sie sich auch jetzt wieder in diesem Wahn zu gefallen. Je komplizierter, je weltumspannender, je technisch „vollendeter“ die Kriege werden, desto beklemmender wird die Frage, ob ihre Wirkung jemals, selbst in den fernsten Zeiten, aufzuheben ist. Erst wenn man sich darüber klar wird, begreift man, was es bedeutet, daß nicht mehr der Friede an und für sich, sondern die Erhaltung des Friedens zur Debatte steht.

Unter dem Zwang der Kriegsgesetze nehmen die Völker die entsetzlichsten Opfer auf sich — ständig in der bangen Ungewißheit, ob mit ihnen der Sieg errungen wird. Durch den Sieg allein machen sie sich indessen heute weniger denn je bezahlt. Der Sieg des Bösen pflegt die Herrschaft des Bösen zu sein; der Sieg einer guten Sache jedoch ist noch lange nicht die Herrschaft des Guten. Vergeltung und der Wunsch nach Rache sind natürliche Empfindungen, die einzig die Zeit unterdrücken kann; keine Verordnung, kein staatsmännisches Prinzip wird ihrer Herr ohne die Hilfe der Zeit. Der zweitfolgende Gedanke ist Bürgschaft, ist Sicherheit. Die Beobachtung, daß in zweitausend Jahren keine Bürgschaft je ihre Funktion erfüllt hat, macht die Ueberlegung nicht überflüssig, ob keine besseren Sicherheiten zu finden sind. Die Natur dem Gesetz, die Vernunft dem Gefühl, das Gewissen dem Vorteil, die Erkenntnis dem Irrtum entgegenzusetzen, ist keine vorübergehende, sondern eine dauernde Aufgabe. Die Furcht vor dem Kriege vermag seinen Ausbruch, wie die Erfahrung lehrt, nicht zu verhindern; soll die Furcht vor dem Frieden nun den Frieden verhindern? Wir haben, nach München, erlebt, daß die Furcht vor dem Kriege unter Umständen diesen nur schrecklicher macht; dann nämlich, wenn einer, ein Angreifer, der sie nicht hat, gegen alle anderen steht, die sie haben und sich infolgedessen in einer Zwangslage befinden, die den unverschämtesten Forderungen zustatten kommt. Wenn es heute in der Welt auch nur eine einzige Nation gäbe, die gewillt wäre, ähnlich zu verfahren, so bliebe nur der Spruch übrig, den Dante über den Eingang zur Hölle gesetzt hat. Eine Nation, die den Problemen der Zukunft so berechnend gegenüberstände, daß sie die gewaltige Friedenssehnsucht, die Friedensnotwendigkeit, die bare Unmöglichkeit, einen neuen Krieg zu riskieren, als eine neue Zwangslage bewillkommnete, in der sie nach den Grundsätzen einer Jetzt-oder-nie-Politik Forderung um Forderung durchzusetzen wüßte — eine solche Nation wäre auch für sich selbst

nicht gut beraten, weil sie sich gegen die historische Wahrheit verschlüsse, wonach zuletzt der selber Schiffbruch leidet, der die permanente Idee des Friedens Schiffbruch leiden läßt. Es war der Außenminister eines kleinen Landes, der auf einer Tagung der UN äußerte, der Frieden verlange Opfer wie der Krieg. Eine kleine Nation ohne Ehrgeiz hat es leicht, so zu sprechen, mag man einwenden; immerhin hat diese kleine norwegische Nation im Kriege Opfer ohne Zahl gebracht. Darin, daß der Frieden in Wirklichkeit viel höhere Opfer verlangt als der Krieg, daß aber das unentrinnbare Gebot der Stunde, die Mars regiert, dabei entfällt, liegt die eine Gefahr. Die zweite, vielleicht noch größere, liegt in einer Art von Torschlußpanik. Mancher möchte, bevor die Scheuertür endgültig geschlossen wird, noch eine möglichst große Ernte einbringen, möchte sich den verblüffendsten Nutzen sichern, bevor ein System geschaffen ist, in dem keine Eroberungen außer moralischen mehr erlaubt sind. Diese Furcht vor dem Frieden ist ein Mangel an Selbstvertrauen, der mit einem rein animalischen Instinkt der Selbsterhaltung zusammenhängt. *Sospetto licenziosa fede*, sagt der Italiener. Verdacht ist ein liederlicher Glaube und folglich eine schlechte Basis für den Frieden, dem Ueberfluß an Argwohn gleich schädlich ist wie Ueberfluß an Vertrauensseligkeit.

Bisher hat die Weltgeschichte noch keine Friedensschlüsse gekannt, die neben den Grenzen auf der Landkarte wichtigere Grenzen auf dem Gebiete der Moral und des Geistes gezogen hätten. Ein Versuch dazu, der erste, wurde 1918 unternommen; er blieb stecken in der Proklamation. Diesmal ist der Schritt dahin zwar kräftiger, zielbewußter, aber keineswegs weniger bedroht. Alle Daten historischer Friedensschlüsse haben bisher nichts weiter bezeichnet als das Ende eines Krieges. 1918 war das erste Jahr, in dem das Ende der Kriege wenigstens ins Auge gefaßt wurde, und in dieser Bedeutung, die wir noch kaum zu würdigen wissen, werden es, das vielgeschmähte, die Geschichtsschreiber des einundzwanzigsten Jahrhunderts sehen. Skeptiker meinen, es bestehe nicht mehr Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein neues Problem auf den zweiten Anhieb gelöst werde, als beim ersten Anhieb bestanden habe. Sie vergessen aber die Peitsche dahinter. Die Peitsche ist das Bewußtsein, daß von nun an jeder Krieg ein Weltkrieg und jeder Weltkrieg eine Etappe zum Weltende sein wird. Was noch zu fehlen scheint, ist die Einsicht, daß bei jedem Friedensschluß die passive Rolle des Besiegten stärker in die Waagschale fällt als die aktive des Siegers.

Diejenigen unter uns, die jetzt unentwegt auf die Alliierten blicken, begehen einen verhängnisvollen Fehler. Das deutsche Volk muß allein auf sich selber blicken. Könnten wir behaupten, es sei schon

ein n
seiner
mente
Gehö
haupt
Deuts
Demo
könne
Aussi
Europ
schwe
Es ist
den k
zimie
beson
Fraue
nur c
Anna
uns r
unser
Wege
gesch
nicht
ist g
gleich
ist al
Strei
land
Kohl
eben
zept
in d
peda
um
Win
Com
pass
stab
1926
schie
ließ
gese
Tag
191

ein neues Deutschland vorhanden, so wären wir berechtigt, in seinem Namen zu den Alliierten zu sprechen und für gewisse Momente um Aufmerksamkeit im Interesse der Welt, nicht etwa um Gehör in dem unseren, zu bitten. Wir können es aber nicht behaupten, denn es ist nicht so. Wenn frühere Revolutionäre jetzt als Deutschnationale und ehemalige Schaukelpolitiker als überzeugte Demokraten wiederkehren, hat sich noch nicht viel geändert. Wir können der Welt also nur ehrliche Fortsetzung unserer Arbeit in Aussicht stellen. Genau wie der Hochdruck, der sich da und dort in Europa zeigt, ist auch die Depression, die das deutsche Volk so schwer überwindet, nichts anderes als Furcht vor dem Frieden. Es ist die Furcht vor dem Unwiderruflichen. Man hat Angst vor den künftigen Landesgrenzen; Angst vor der wirtschaftlichen Dezimierung; Angst vor dem Leben überhaupt. Jedweder hegt seine besonderen Befürchtungen, die Unternehmer und die Arbeiter, die Frauen und die Männer, die Jugend und das Alter. Da tatsächlich nur die Wahl zwischen zwei Wegen und diese Wahl zwischen der Annahme einer neuen Situation und dem Sturz in den Abgrund uns nach freiem Ermessen gelassen ist, starrt ein großer Teil unseres Volkes auf das Phantom eines dritten, rein spekulativen Weges. Fünfundzwanzig Jahre ließ man geschehen, was nicht hätte geschehen müssen. Heute möchte man ändern, was zu ändern nicht mehr in unserer Macht steht. Nur noch ein einziges Kriterium ist gültig: der Friede der Welt. Wie er herbeigeführt wird, ist gleich, wenn er nur so herbeigeführt wird, daß er etwas Edleres ist als Furcht vor der Atombombe.

Streiks, Inflation, Nationalistenputsche bezeichneten in Deutschland die ersten fünf Jahre nach dem Kriege 1914/18. Mangel an Kohle, an Transportmitteln, an Nahrung und Wohnungen zerstörte ebenso wie der Mangel an entschiedener Politik und kühnen Konzeptionen die Grundlagen einer Demokratie, um deren Verfassung in der Nationalversammlung genau so viele lange Monate zäh und pedantisch gerungen wurde wie in Paris unter den „Großen Vier“ um die Friedensform Europas. Nicht einen, sondern fünf dunkle Winter hat Deutschland nach dem Novemberwaffenstillstand von Compiègne durchlitten, und als nach dem Zusammenbruch des passiven Widerstandes gegen die Ruhrbesetzung, nach der Markstabilisierung und dem großen englischen Bergarbeiterstreik von 1926 endlich eine, wenn auch nur bengalische, Sonne zu leuchten schien, war das Schicksal der Demokratie bereits besiegelt. Es ließe sich an tausendundeiner Einzelheit nachweisen, daß, abgesehen von den Ruinen, unter den Erscheinungen der heutigen Tage keine ist, die nicht ihren Vergleichswert in der Zeit nach 1918 hätte. Aber der Lebende hat recht, sagt man, und gewöhnlich

ist es das Recht, die eigenen Sorgen für ohne Beispiel in der Weltgeschichte zu halten.

Am 1. Mai 1916 trafen sich auf dem Potsdamer Platz zu Berlin zum ersten Male in aller Öffentlichkeit Demonstranten für den Frieden; am 9. Mai kamen die Vorgänge im Reichstag zur Sprache. Die Sozialdemokratie rückte offiziell davon ab; Karl Liebknecht, ein Führer der Demonstranten, wurde bei aller Anerkennung der Reinheit seiner Idee des Mangels an Beherrschtheit und Uebersicht über die Tragweite seiner Tätigkeit geziehen. Drei Jahre darauf, am 2. Mai 1919, endete die Münchener Räterepublik mit dem Totschlag von Gustav Landauer, der vielleicht der umfassendste Geist und menschlichste Mensch war, den die sozialistische Bewegung seit Lassalle hervorgebracht hat. Karl Liebknecht lebte um diese Zeit schon nicht mehr; ihn hatte eine ähnliche Kohorte gemordet wie die, die Landauer erschlug, nach vier weiteren Tagen schlimmster Exzesse einundzwanzig Mitglieder des katholischen Gesellenvereins in München als „Spartakisten“ niedermetzelte und, was die Hauptsache war, die Leichen beraubte — dies alles im Namen des superlativistischen „echtesten Deutschlands“, dessen „repräsentativste“ Vertreter dann am 7. Mai 1924 als „Nationalsozialistische Freiheitspartei“ zum ersten Male in den Reichstag gewählt wurden. Am 12. Mai 1919, während im Prozeß gegen die Mörder Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs die Richter sich gerade anschickten, das auf Stubenarrest oder durch die Untersuchungshaft verbüßte Gefängnisstrafe lautende Urteil auszufertigen und die „Befreier“ des angeklagten Oberleutnants Vogel schon alles für seine Flucht vorbereiteten, manifestierten Reichsregierung und Nationalversammlung gegen den eben überreichten Friedensvertrag. „Welche Hand müßte nicht verdorren, die sich und uns in diese Fessel legt?“ rief Scheidemann aus, und niemandem kam der Gedanke, wie wertlos in sich selber jeder derartige Protest war, wenn als moralischer Hintergrund das geschilderte Prozeßbild entrollt wurde. „Der Mensch besteht in der Wahrheit“, sagte der Freiherr von Hardenberg — nicht der Staatsmann, sondern der unter dem Namen Novalis bekannte Dichter (und ein romantischer dazu); er sagte: „Gibt er die Wahrheit preis, so gibt er sich selbst preis; wer die Wahrheit verrät, verrät sich selbst.“ Am 2. Mai 1919 kündigte Hindenburg wegen der Art des bevorstehenden Friedensschlusses seinen Rücktritt an — statt daß man ihn sofort nach dem Waffenstillstand, den er selbst hätte unterzeichnen müssen, entlassen hätte; am 11. Mai 1925 zog er als Reichspräsident in die Hauptstadt ein, am 12. wurde er durch den Reichstagspräsidenten Loebe vereidigt (wobei nur die Kommunisten den Saal verließen), und in seinen ersten Kundgebungen betonte er das

Inter
fanden
1925
Rhein
gesch
5. Ma
See. c
darau
zeugb
Reich
Magd
sonst
verja
Sigm
als e
auf u
zehnt
schur
in B
eines
Erze
woch
solin
men
„Dri
eine
der
floh
des
Das
Ger
rich
hal
sin
Be
Ein
ste
sac
Ni
es
in
de
ih
Se

Interesse an der „Reichswehr“: sechs Jahre deutscher Republik fanden ihren sinn- und wesensgemäßen Höhepunkt. Am 16. Mai 1925 begann mit der Eröffnung der Jahrtausendausstellung der Rheinlande in Köln der Mißbrauch und die gewaltsame Umdeutung geschichtlicher Erinnerungen zu nationalistischen Zwecken. Am 5. Mai 1926 verbannte das Kabinett Luther, vorläufig einmal zur See, die Farben der Republik auf einen Winkel der Flagge; gleich darauf, am 21., fielen die Beschränkungen des deutschen Luftfahrzeugbaues, am 28. Mai 1929, drei Jahre später, setzte sich der Reichskanzler Müller auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Magdeburg für die Bewilligung des neuen Panzerkreuzers ein, weil sonst die „Große Koalition“ in die Brüche gehe, am 25. Mai 1932 verjagten die Nationalsozialisten die Kommunisten aus dem Sitzungssaal des Preußischen Landtags, fünf Tage später hob Papen als erste Amtshandlung nach Brüning's Sturz das Verbot der SA auf und öffnete der NSDAP das Radio. Geendet hatte ein Jahrzehnt indirekter Täuschung, und ein Jahrzehnt der direkten Täuschung löste es ab. Am 6. Mai 1927, dem Tage, da die NSDAP in Berlin „verboten“ wurde, begründete Goebbels den „Angriff“, eines der niedrigsten unter den vielen niedrigen nationalistischen Erzeugnissen Deutschlands; elf Jahre darauf, in der gleichen Maiwoche, kehrte Hitler als Triumphator vom Staatsbesuch bei Mussolini zurück; nach sieben weiteren, von Blut und Lüge und schäumendem Schmutz bis an den Rand gefüllten Jahren krachte das „Dritte Reich“ mit dem hohlen Getöse eines Kulissenbrandes aus einer Großen Oper zusammen, und derselbe Oberleutnant Vogel, der Liebknecht ermordet hatte und aus der Proforma-Haft entflohen war, lag mit Goebbels und Hitler unter den Totenbergen des Kampfes um Berlin.

Das Datum des 19. März 1945 trägt ein Befehl Hitlers an den Generalstab, in dem es heißt: „Alle militärischen, Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen sowie Sachwerte innerhalb des Reichsgebietes, die sich der Feind nutzbar machen kann, sind zu zerstören.“ Wenn nicht gerade dieser, so sind doch ähnliche Befehle allen Deutschen bekannt, und ableugnen will es niemand. Ein großer Teil unseres Volkes aber, und das ist erschütternd, stellt sich taub, wenn ihm gesagt wird, daß eben darin die Ursache der meisten Schwierigkeiten unseres heutigen Lebens liegt. Nicht, daß er es nicht begriffe, oder daß er den Versuch machte, es zu bestreiten; nein, er hat einfach kein Organ dafür, er denkt in völlig anderen Komplexen. Er erwidert: „Die Russen haben doch dasselbe getan, als sie sich vor den Deutschen in das Innere ihres Landes zurückzogen.“ Damit nimmt er eines der zahlreichen Scheinargumente wieder auf, mit denen es der nationalsozia-

listischen Propaganda gelang, unser Volk zum Selbstmord zu treiben. Goebbels erklärte, als für Hitlers Wehrmacht die Zeit der „rückläufigen Erfolge“ anbrach (wie er die Niederlagen zu nennen pflegte): Nehmt euch ein Vorbild an unseren Gegnern; wir brauchen jetzt nur das gleiche zu tun, was unsere Gegner taten, als es ihnen schlecht ging, und wir sind gerettet. Seine Propaganda kehrte sich nicht daran, daß die Voraussetzungen ganz andere waren, daß die russischen Heere ein unermeßliches Hinterland, ein unermeßliches Kräfte-reservoir und außerdem Verbündete hatten, deren Potential immer wirksamer, immer entscheidender wurde. Als die Russen die „Taktik der verbrannten Erde“ anwandten, wußten sie, daß mit ihnen das Kommende war; als Hitler sie anwandte, stand er dem Nichts gegenüber. Zu der Zeit, da er den zitierten Befehl gab, existierte Deutschland weder mehr geographisch noch wirtschaftlich noch moralisch; die englisch-amerikanische Luftwaffe, Hauptsiegerin dieses Krieges, hatte unser Land und unsere Menschen buchstäblich zerschlagen und das gesamte Gefüge des öffentlichen Lebens so desorganisiert, daß nur noch ein komplettes Chaos blieb. Es ist, einerlei was man von einem solchen Befehl an sich halten mag, ein gewaltiger Unterschied, ob er in einer aussichtsvollen oder in einer aussichtslosen Lage gegeben wird, ob er als Ausdruck patriotischer Kraft oder nur als Ausdruck verbrecherischen Irrsinns gelten kann. Aber hier hört bei einem großen Teile unseres Volkes jede Verständigung auf. Zu der allgemeinen Wahnbefangenheit tritt eine Menge von Resentiments, Verbitterung über das armselige Leben, das täglich weiter zuschlägt und wenig Hoffnungen für die Zukunft zeigt, wenn man sich nicht einige Mühe darum machen will, daraus abgeleitet dann ein gewisser Trotz, kurzum eine Abwehrstellung gegen alles, was Erkennen heißt und nicht unmittelbar aus der untersten Hölle ins höchste Paradies führt. Einerseits scheint die Zeit mehr als je über uns hinwegzurasen, so daß uns wie dem legendären Mönch von Heisterbach tausend Jahre wie ein Tag sind; andererseits ist sie so vollgepackt mit Stoff, daß ein Tag tausend Jahren gleicht.

Man kann nicht von jedermann die Einsicht erwarten, daß das Leben nach der Totalzerstörung dieses Krieges zunächst überhaupt nichts anderes als eine Fiktion sein kann. Das Geld, das wir einnehmen und ausgeben, ist kein Geld; wer aber, der von den neuen Steuergesetzen betroffen wird, begreift, daß ihr letzter, nicht praktischer, sondern geistiger Sinn darin besteht, uns dies zum Bewußtsein zu bringen? Das Brot, das wir essen, ist Mildtätigkeit; die Arbeit, die wir tun, ist Ueberwindung von Trümmern — weil schon die Arbeit all der vergangenen Jahre, wie die der Töchter

des Dan
anderes
schöpfer
dünne
denen v
alles, w
und de
Grade
will, a
Häuser
liches
Und an
einer e
würdig
nach d
den zw
unters
vorstel
des Kr
jetzt v
dafür,
wie se
runger
von G
runger
an de
Wir e
1944,
deuts
mit d
der E
Gewi
durch
Herr
OKW
gültig
in A
mit t
einer
an d
der
tarst
Kurs
schla

des Danaos, nur dem Unproduktiven diene und so in der Tat nichts anderes bedeutete, als Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen; der Boden, auf dem wir stehen und gehen, ist eine dünne Eisdecke über einer Flut von Schlamm, und die Menschen, denen wir auf der Straße begegnen, haben kein wirkliches Ziel, ja alles, was sich zwischen ihnen untereinander und zwischen ihnen und der Welt abspielt, ist unwirklich. Es ist in einem solchen Grade unwirklich, daß es uns zuweilen, des Abends, scheinen will, als seien die hellen Lichter in den noch erhaltenen Häusern ein Traum, aus dem uns in jeder Sekunde ein schreckliches Erwachen durch eine platzende Bombe bevorstünde. Und aus dieser Unwirklichkeit, aus diesem gewalttätigen Druck einer das Auge trübenden Atmosphäre dringen alle diese merkwürdigen Anschauungen heraus, dadurch gekennzeichnet, daß sie nach dem ersten Teil, der durchaus nicht falsch ist, abbrechen und den zweiten, selten aus böser Absicht, meist aus Bewußtlosigkeit, unterschlagen. Nur in dem großen Zusammenhang der Wahnvorstellungen wird es verständlich, daß sogar Leute, die während des Krieges an Klarheit des Urteils wenig zu wünschen übrigließen, jetzt versagen und nicht wiederzuerkennen sind; ein Beweis mehr dafür, wie selten die Gabe der Unabhängigkeit des Urteils ist, wie selten die Fähigkeit, sich nicht von allzu persönlichen Erfahrungen, von dem eigenen Erlebnis inmitten wechselnder Situationen, von Gefühlen jeglicher Art, von Enttäuschungen und Lageveränderungen beeinflussen zu lassen und eine Grundlinie einzuhalten, an der die Begebenheiten meßbar sind.

Wir entsinnen uns häufiger Gespräche aus den Jahren 1943 und 1944, in denen die Ansicht geäußert wurde, wenn erst einmal deutsche Ortsnamen in den OKW-Berichten auftauchten, sei es mit der „Durchhaltestimmung“ zu Ende. Wir bezweifelten es mit der Begründung, daß wir gelernt haben müßten, ein wie geringes Gewicht der Stimmungsfaktor in totalitären Staaten habe, die ja durch die Rücksichtslosigkeit in der Wahl ihrer Mittel jederzeit Herren dieser Stimmung seien. Als dann die Zeit kam, da der OKW-Bericht mit derselben Kaltblütigkeit, demselben gleichgültigen Zynismus, mit denen er Kriegsschauplätze im Kaukasus oder in Aegypten erwähnt hatte, die deutschen Kampforte nannte und mit unverhohlener Dreistigkeit von der „Festung Breslau“ oder in einem verschmitzt-schämigen Stil von den „Begegnungsgefechten an der Nahe“ sprach, da zeigte sich endlich deutlich, daß die Wucht der Geschehnisse und die fortgesetzte Vergewaltigung der elementarsten menschlichen Empfindungen längst alle Faktoren außer Kurs gesetzt hatten, die in der Geschichte der Kriege einmal ausschlaggebend gewesen waren. Eine rollende Lawine macht, aller

äußeren Hindernisse spottend, eben erst dort halt, wo ihre vernichtende Masse in sich selber erstarrt. Was so sehr in den Bezirken der Unmenschlichkeit sich begab, war an kein menschliches, nur an ein mechanisches Maß gebunden; infolgedessen war es höchst gleichgültig, ob nach den Berichten des OKW in Thüringen oder in der Normandie gekämpft wurde, und wo alles Wahnsinn war, spielte es keine Rolle, ob der Wahnsinn liederliche Verzweiflung oder lächerliche Hoffnung, ob er Berlin oder Paris oder Budapest hieß, ob die Brücken über die Weser oder über den Arno gesprengt, die Soldaten zur Eroberung des Suezkanals oder zur Verteidigung von Aschaffenburg angespornt, bedroht, verelendet, entleibt wurden. Man fragt uns, mit welchem Recht das deutsche Volk schuldig gesprochen werde, da einen Mann wie den englischen Premierminister Chamberlain die erste Flugreise eines schon ins Greisenalter vorgerückten Lebens zu Hitler geführt, der Papst ein Konkordat und England ein Flottenabkommen mit dem „Dritten Reich“ geschlossen habe. Historische Fakten, freilich. Aber: entschuldigen sie uns? Der Geschichtsschreiber wird zwar die verhängnisvollen Irrtümer feststellen, die in der Weltpolitik dem „Dritten Reich“ gegenüber begangen wurden; die Fehler der anderen mitverantwortlich zu machen, dazu sind diese anderen selbst und der unparteiische Historiker berufen, nicht aber ist es das deutsche Volk, durch dessen Wahn die nationalsozialistische Diktatur ermöglicht wurde. Wir kennen den Einwand: die NSDAP erzielte bei den Wahlen 1933 mitsamt den Deutschnationalen nur etwas über die Hälfte aller abgegebenen Stimmen. Aber auf Prozentziffern kam es zu jenem Zeitpunkt schon gar nicht mehr an. Die Wahl von 1933 war die letzte von vielen, die alle nur mit dem Fieberthermometer zu bewerten waren. Im historisch richtenden Sinne sind es sämtliche Wahlen in der Weimarer Republik, mindestens alle Wahlen seit 1928, aus deren Tendenz die NSDAP ihren totalen Machtanspruch abzuleiten imstande war. Aber, sagen die Leute auf der Straße, wir dachten 1933: der Reichstag wird nach der Verfassung auf vier Jahre gewählt, geben wir also Hitler eine Chance, zu beweisen, was er kann; wenn es nicht geht, kriegt die Regierung eben ein Mißtrauensvotum und muß zurücktreten. Angenommen, dies sei keine nachträglich verfertigte Redensart, so beweist es gerade die Anklage, die man widerlegen möchte: nämlich den Mangel an dem allerprimitivsten politischen Denken, der heute wie damals die deutsche Vorstellungswelt bestimmt. Verfassung und Mißtrauensvoten — als hätte keiner der nationalsozialistischen Wanderredner landauf, landab je seine Meinung über den Parlamentarismus verkündet gehabt.

„Unter Hitler bekamen wir immer rechtzeitig unsere Rationen.“ Daß es so war, war die Folge der Ausplünderung fremder Länder, und die Folge davon wieder ist unsere jetzige Lage. „Wir sind ja auch jetzt nicht frei, oder darf man etwa an den Verordnungen und Gesetzen der Besetzungsbehörden die verdiente Kritik üben?“ Eine Frage, die Freiheit und Frieden verwechselt. Wir haben die Freiheit, innerhalb der Grenzen, die durch die allein von den Okkupationsmächten garantierte öffentliche Sicherheit geboten sind, zu sprechen und zu handeln, wie wir es für richtig halten; und wir finden, daß von dieser Freiheit noch nicht die Hälfte des Gebrauches gemacht wird, der davon zu machen wäre. Aber wir haben noch keinen Frieden, und deshalb lebt unser Land unter kriegsmäßiger Okkupation; daß sie bedeutend weniger drückend ist, als es die deutsche in den unterjochten Ländern war (und übrigens war Deutschland seit 1933 okkupiert . . .), darüber kann schließlich kein Zweifel sein. Der letzte Grund indessen, weshalb wir keine volle Freiheit genießen, ist nicht, daß wir besiegt sind, sondern daß wir so lange Zeit hindurch alle Freiheiten bei uns und anderswo haben vernichten lassen. Fragebogen, Registrierungen, politische Examinierungen sind keine sehr menschenwürdige Angelegenheit, sondern genau das, was alle großen und freien Geister der Menschheit seit eh und je bekämpft haben; das weiß niemand besser als diejenigen, die solche Mittel heute anwenden müssen, wie sie auch wissen, daß sie für Deutsche, die die nämliche Prozedur von der anderen Seite in Hitlers Reich erlebt haben, einen besonders faden Geschmack haben. Auch hier läßt sich nur sagen: 1933 und die Folgen. Wenn dieses Jahrhundert später einmal das zweite Jahrhundert der Inquisition heißen sollte, so fällt die Schuld auf Hitler, an dessen Hinterlassenschaft eben niemand vorbei kann. Und kann man eigentlich nicht gerade daran, daß so viele törichte Reden offen geführt werden dürfen, ermessen, wieviel Freiheit, mit den letzten zwölf Jahren verglichen, vorhanden ist?

Vieles ist verständlich, wenn jemand gewohnt war, eine Illusion nach der anderen für sich zu verbrauchen, und nun plötzlich die ganze Welt auf einmal vor ihm zusammengestürzt ist. Doch entschuldbar ist es allein, wenn aus dem Affektzustand kein Dauerzustand entsteht. Wenn jemand bis zu einem Punkte argumentiert, wo das berüchtigte „Eines Tages“ beherrschend wird („Eines Tages ist es so weit, daß die Welt Hitler auf den Knien Abbitte leisten und alles sich rächen wird“), dann muß er sich nicht wundern, wenn der anderen Seite nichts übrigbleibt, als ihm die Argumente, die einzig seinen drohenden Revanchegeist bezeugen, unsanft aus der Hand zu schlagen. Wenn jemand verlangt: „Die Alliierten

müssen uns helfen, die eigene Kraft reicht nicht aus“ und später, weil sich inzwischen seine Stimmung verschlechtert hat, behauptet: „Die Alliierten ernähren uns ja nur, weil sie Angst vor Unruhen haben“ — dann ist das nicht bloß ein Zeugnis für Armut im Geist, sondern auch für jene gefährliche, in Wahnvorstellungen entartete Gedankenspielerlei, die in den wechselnden Urteilen über die Okkupationstruppen sich wiederfindet. Einmal heißt es: die Amerikaner sind besser, sie sorgen viel mehr für die Ernährung; ein andermal: bei den Engländern ist es besser, dort wird viel mehr aufgebaut. Einmal hört man: bei den Russen wird alles weggeholt; ein andermal: bei den Russen gibt es viel mehr Kohle. Diesem scheinbar wankelmütigen Gerede liegt der alte deutsche Wahn zugrunde, die Nationen der Erde seien nur dazu da, um sich von der so verblüffenden deutschen Geschicklichkeit gegeneinander ausspielen zu lassen. In diese Kategorie fallen ferner die Spekulationen auf den dritten Weltkrieg, den die einen als eine Neuaufgabe der Befreiungskriege aus dem vorigen Jahrhundert erhoffen, die anderen als den schrecklichsten der Schrecken fürchten — nicht weil ihnen das Wort „Krieg“ an sich verhaßt wäre, sondern weil „Deutschland dann von vornherein das Schlachtfeld sein muß“. In der gleichen Minute, in der solch ein „Vg“ mit Heftigkeit erklärt, das deutsche Volk trage nicht die Schuld, es sei nicht nationalistisch, erklärt er auch: „Eisenhower gehört genau so auf die Anklagebank wie Keitel“ und beweist damit, daß er nationalistisch ist, denn Eisenhower hätte ja keinen Krieg geführt, wenn Keitel ihn nicht dazu gezwungen hätte. Er sagt: „Warum werfen sie uns Militarismus vor, haben sie etwa keinen?“ Und er begreift nicht, daß die anderen Nationen, deren Truppen er jetzt täglich beobachten kann, zwar Soldaten, aber keine militärische Gesinnung haben. Er sieht die Unterschiede in hundert Einzelheiten, aber er versteht nicht, was damit zum Ausdruck kommt: daß nämlich die Soldaten der anderen Zivilisten in Uniform sind, Menschen wie vorher, während dem Deutschen beim Eintritt in die Kaserne immerfort eingehämmert wurde, daß er nun „ein anderer Mensch“, nämlich eine Art Schießmaschine, werden müsse.

Ob all dieser Wahn die natürliche Nachkriegsperiode überleben wird, hängt davon ab, wie ihm von den neuen Verantwortlichen begegnet wird. Nicht mit Argumenten, nur mit Beispielen kann man ihn treffen. Außerdem soll man ihm keine unnötigen Gelegenheiten geben. Einer der größten taktischen Fehler der Weimarer Republik war der Flaggenwechsel. Dadurch spielte man der Opposition ein Emblem in die Hand, ein Kampfzeichen, an dem sie einander rasch erkennen und an dem sie alle Dinge bequem demonstrieren konnte. Neuerdings wurde von einem Anschlag auf Ge-

denktafeln für Opfer des Faschismus berichtet. Vielleicht wäre es nützlich, zu überlegen, ob denn unbedingt Denkmäler und Tafeln aufgestellt werden müssen. Die Granit- und Bronzemanie der Menschheit hat ohnehin nur sehr selten schöne Exemplare hervorgebracht; und da es nun einmal ratsam ist, aus der Nähe von Kindern Feuerzeug fernzuhalten, wäre es größere Klugheit, dem Andenken der Opfer des Faschismus Werke der Liebe wie Kranken- und Erholungshäuser zu widmen. „Et le combat cessa, faute de combattants“, heißt es bei Corneille. Wir möchten übersetzen: der Unfug hört auf, wenn nichts da ist, woran man billigen Unfug stiften kann. Der zunehmenden Neigung, dem ersten Nachkriegsjahre das Prädikat eines Jahres der Enttäuschungen zu verleihen, läßt sich nur mit der Feststellung entgegenwirken, daß diese Enttäuschungen ihren Ursprung durchweg der Selbsttäuschung verdanken. Es ist ein Fehler, den Charakter der Beziehungen, die sich während eines langen Krieges ergaben, auch auf die Nachkriegszeit zu übertragen. Nur wer annimmt, daß diejenigen, die zusammen gekämpft haben, dieselben oder womöglich noch höhere Erwartungen, wenn der Kampf zu Ende ist, untereinander hegen dürften, wird sich erstaunt die Augen reiben und von dem Zusammenbruch der Ideale sprechen. Hat es denn niemals Trennungslinien gegeben? Wenn man es als ein Wunder betrachtet, daß sie im Kriege verwischt wurden, so kann man kein Wunder darin sehen, daß sie sich jetzt wieder hervorkehren. Allzuwenig werden gewisse fundamentale Veränderungen gewürdigt, die zwar, eben weil sie so fundamental, ja geradezu revolutionär sind, augenblickliche Schwierigkeiten verschärfen, für die Zukunft aber Garantien bieten, die vordem nicht vorhanden gewesen sind. Eine dieser Veränderungen ist der Wiedereintritt eines national geschlossenen, lange abgekapselten Rußlands in das offene Feld der Weltpolitik; eine zweite wird durch die Kardinaltatsache einer neuen, Europa verpflichteten und den Traditionen durchaus zuwiderlaufenden amerikanischen Außenpolitik bedingt. Beide Wandlungen sind nicht nur Früchte des alliierten Sieges, sondern haben ihre tiefere Quelle in den **L e k t i o n e n** des Krieges.

Zum ersten Male sind zwei Großmächte aus entgegengesetzten Himmelsstrichen, aber auch entgegengesetzten Sphären, übereingekommen, einen Frieden zu verteidigen, dessen äußere Bedingungen erst geschaffen werden müssen. Was wir bei den Beratungen darüber als Gegensätzlichkeit empfinden, ist ja, gründlicher beobachtet, nichts als der allseitige Wille, den Charakter des Friedens mit der Dauer des Friedens in Einklang zu bringen, das heißt also um einen Frieden zu ringen, der so beschaffen ist, daß man ihn auch tatsächlich mit gutem Gewissen verteidigen kann. Die

Charta der UN wäre wahrhaftig nur ein Fetzen Papier, wenn man sie mit Friedensverträgen belastete, die von vornherein Instrumente des Krieges wären. Zwei Großmächte, die unter dem Zwang ihrer eigenen Gesetze stehen, fühlen sich zugleich unter dem höheren Gesetz der Verantwortlichkeit für den Frieden. Es ist die Aufgabe der Staatsmänner, die natürliche Zwiespältigkeit zu einer programmatischen Gemeinschaft hinaufzuentwickeln. Die gefährlich anmutenden Einzellerscheinungen erlangen erst dann ihre tödliche Wirkung, der Pessimismus der Selbsttäuschung wird erst dann zu einer alles überschattenden Realität der Enttäuschung, wenn sich irgendwer nicht länger zu der Hauptrichtung der Zusammenarbeit bekennt. Kompromißformeln richten keinen Schaden an, falls sie gleichmäßig geschützt werden; erst wenn die Staatsmänner so verschiedene Sprachen sprechen, daß kein Uebersetzer helfen kann, wird die Lage wirklich kritisch. Es gibt keine fertigen Baupläne für die Welt von morgen; wer an den Bauplänen konstruktiv, nicht bloß rhetorisch in Kundgebungen zu Gedenktagen arbeiten will, muß wissen, daß eine gescheiterte Konferenz nur so lange kein unwiderruffliches Unglück ist, wie man sich bewußt bleibt, daß auch kein neuer Krieg irgendeines der Probleme zu lösen vermöchte, die man am Konferenztisch nicht lösen kann. Es genügt für den Friedensgedanken nicht, Ansprüche zu befriedigen, wenn man sie nicht gerecht befriedigt. In diesem Sinne, nicht als Wasser auf die Mühlen der mit einer beinahe selbstmörderischen Wollust Enttäuschten, möchten wir die Worte auffassen, die Churchill sprach, als er den Ehrenbürgerbrief der schottischen Fabrik- und Universitätsstadt Aberdeen erhielt. Sieger wie Besiegte, Unschuldige wie Schuldige sind in Verwirrung gesunken, „Gnade und Kultur sind aus den Herzen der Menschen gerissen“, ihr Gefühl ist von „maßlosen Wunden“ abgestumpft, und über die Zerstörung der christlichen Zivilisation ist die Wissenschaft wie ein armierter Panzer hinweggerollt, „aufgepeitscht durch die scharfen Winde“ nicht bloß des Krieges, sondern einer mitten im Fieber der Produktion höchst unproduktiven Lebensauffassung überhaupt. Wenn nun, wie Churchill sagte, „die psychischen Energien der Menschheit erschöpft“ und „die vitalen Quellen der menschlichen Inspiration ausgetrocknet“ sind, so müssen erst recht alle Anstrengungen darauf abzielen, den explosiven Formen der Machtpolitik dadurch die praktischen Aussichten zu nehmen, daß niemand sich mehr irgendwo in der Welt für uninteressiert erklärt und niemand mehr von der Beteiligung an der Lösung schwebender Konflikte Abstand nimmt, bloß weil er an dem betreffenden Punkte der Landkarte kein unmittelbares Interesse hat. In einer noch nicht sehr zurückliegenden Zeit hat man Konflikte lokalisieren wollen und ist dabei zu

Weltk
Chara
kleine
Churo
gische
Kräfte
zweisch
zeln
schen
und J
den Z
freili
in be
berec
sich,
nicht
Krisi
stoff
den
euroj
tag“
Acht
mit
darin
liege
Vorg
blick
Men
den
Gra
ptor
ger
fors
übe
Sun
hat
we
die
zel
tri
da
de
er
he

Weltkriegen gelangt; vielleicht wird man, indem man einen lokalen Charakter schon gar nicht mehr anerkennt, auch die Lust an kleinen Bränden, am Spiel mit dem Feuer, ersticken.

Churchill bedauert den Haß und die Zwietracht, die durch ideologische Fanatiker gestiftet werden, wo selbst friedlich vereinte Kräfte es schwer hätten, die Katastrophe zu überwinden. „Inzwischen“, so sagt er, „zeigt sich das gewöhnliche Volk jedes einzelnen Landes gutherzig und brav und dienstbereit, und die Menschen werden nur gegeneinander getrieben durch Organisationen und Doktrinen, die ebenso zügellos und unerbittlich sind wie zu den Zeiten der Herrschaft absoluter Kaiser und Könige.“ Hier freilich möchten wir einschränkend bemerken, daß gerade dies doch in beträchtlichem Grade die Folge eines Zustandes ist, der von unberechtigter Enttäuschtheit genährt wird. Die Menschheit befindet sich, wenn man das Bild einer Krankheit gebrauchen will, noch nicht im Stadium der Rekonvaleszenz. Sie hat — vielleicht — die Krisis überstanden, und der Organismus müht sich, die Krankheitsstoffe erst einmal auszuscheiden. In manchen Ländern, voran in den Vereinigten Staaten von Amerika, wurde der Jahrestag des europäischen Kriegsendes in den Schulen als „Weltfreundschaftstag“ begangen. Erziehung und Mahnung zur Gemeinsamkeit, Achtung vor der fremden Leistung, Ueberwindung der Unkenntnis, mit der alles Unheil anfängt — und dies an Stelle von Siegesfeiern: darin scheint uns die Pflicht der kommenden Zeit beschlossen zu liegen. Wie der Soldat im Kriege dem Irrtum verfällt, nach den Vorgängen an seinem kleinen Abschnitt, die allein er zu überblicken fähig ist, die Gesamtlage zu beurteilen, so sehen die meisten Menschen, in deren Vorstellungswelt es zwischen Krieg und Frieden keinen Graben, geschweige denn einen breiten und tiefen Graben gibt, nur die zahlreichen düsteren und verwirrenden Symptome, die, wie es scheint, einer Normalisierung aller Dinge je länger desto unüberwindlicher entgegenstehen. Der Geschichtsforscher, der Zeile um Zeile der alten Urkunden entziffert und überdenkt, zugleich aber, bevor er die vielen Posten zu einer Summe addiert, alles streicht, was für die Quintessenz belanglos ist, hat oft und oft Gelegenheit, sich von der Grausamkeit seines Handwerks zu überzeugen. Wie sollte es auch anders sein, da sein Stoff, die Geschichte, selber nur Grausamkeit gegen das Leben des einzelnen ist? Was für den einzelnen einmal furchtbarer Inhalt seiner trüben Tage war, Tragödie ohne Sinn, Scheußlichkeit ohne Ende, das bläst der Historiker wie ein Stäubchen von seinem Papier, auf dem der Kalender nur noch nach Jahrhunderten zählt. Er allein erkennt die Relativität der Probleme. Er scheidet die Zeitbedingtheit von der Zwangsläufigkeit, er sondert die nichtigen Ereignisse

von den wesentlichen, die Begleitumstände von dem Kern der Entwicklung. Er verteilt Licht und Schatten gleichmäßig auf Träume, Ideale und Taten und bleibt sich der Grenzen des Erreichbaren bewußt, ohne die Bedeutung schrankenloser Postulate ganz zu verneinen. Indem seine Arbeit von Maß und Ziel beherrscht wird, steht er oft in schroffem Gegensatz zu denen, die ihm die Unterlagen liefern, den Staatsmännern und Feldherren, den Diplomaten, Technikern, Politikern. Damit zugleich hat er die Möglichkeit, mit welchem tiefem Pessimismus ihn auch die aufeinanderfolgenden Epochen wieder und wieder erfüllen mögen, die optimistischer stimmenden Züge dieser großen Sphinx Geschichte, von betörendem Beiwerk befreit, zu enthüllen und darauf aufmerksam zu machen, daß Versprechungen zwar selten verwirklicht worden sind, Hoffnungen aber auch nicht immer gründlich getrogen haben.

Die Friedensschlüsse nach den dynastischen Kriegen vor 1800 — und dynastische Interessen dominierten ja sogar in dem aus der Reformation erwachsenen Dreißigjährigen Kriege — hatten miteinander gemein, daß die Anteilnahme der Völker weniger durch die jeweiligen territorialen Fragen als vielmehr durch das einfachste menschliche Gefühl, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, bestimmt war. So auffallend die Kluft zwischen Kabinetten und Völkern gerade in dieser Hinsicht war, so sind die Gründe dafür doch ausschließlich die einfachere Art des Daseins und die stärkere Abgeschlossenheit bürgerlicher oder bäuerlicher Existenz. Mit Napoleon I. trat das Element der Weltpolitik zum ersten Male derart kraß in die Geschichte ein, daß sich das Schwergewicht des Interesses an Friedensschlüssen ganz allgemein, auch beim einfachen Manne, auf Gebietsumfänge und nationale Zusammenschlüsse verschob. Der Wandel wäre trotz allem, was sonst dafür sprach, nicht möglich gewesen, hätte ihn nicht der mit der Entdeckung der Dampfkraft, der gewaltigsten aller Revolutionen, verbundene Industrialismus begünstigt. Und nun geschah das Merkwürdige, daß man, nachdem die Weltpolitik hundert Jahre später zu Weltkriegen geführt hatte und die Illusion von der „Lokalisierung der Konflikte“ endgültig verfliegen war, zu der Vorherrschaft des Friedensgedankens zurückkehren wollte. Aber auch hier hatte sich etwas verändert. Je grauenvoller, je umfassender die Verwüstungen wurden, desto mehr verlor sich der bloße Wunsch nach einer Stille, die den Waffenlärm beendete, die bloße Begierde aufzuatmen, friedlicher Beschäftigung nachzugehen und das Leben wieder ohne Gefahr zu genießen, und desto stärker prägte sich das Empfinden aus, daß die drohende Wolke eigentlich dauernd am Horizont stehe und die wenigen Sonnenstunden zwischen den Gewittern nur gestohlen seien. Daraus entsprang das Verlangen nach

Sicherheit, der Wille, sich gegen die Verewigung des Gewitterzustandes zu wehren oder aber ein Mittel zu finden, kraft dessen die vernichtenden Entladungen vermieden, die Spannungen gelöst, die Wolken zerteilt und die elektrischen Funken abgefangen werden könnten. Vor die Notwendigkeit, einen Frieden zu schließen, stellte sich die andere, den Frieden zu sichern, zu bewahren. Aber, wie Rivarol sagte, „der Mensch befindet sich niemals im Genusse uneingeschränkter Freiheit, sondern er besitzt nur eine Freiheit zweiter Ordnung; zum Beispiel steht es ihm frei, dies oder jenes zu essen, hingegen nicht, überhaupt nichts zu essen“. Das hierin ausgedrückte Dilemma wurde beispielsweise 1920 in einer Unterhaltung, der Lord Curzon beiwohnte, folgendermaßen ins Politische übersetzt: „Unnachgiebig in bezug auf die militärischen Vorsichtsmaßnahmen, großzügig in Wirtschaftsfragen, vorausgesetzt, daß die militärischen Forderungen der Sicherheitsgarantien voll erfüllt werden.“ Und dann — hat Hitler bewiesen, daß „wirtschaftlich“ dasselbe wie „militärisch“ heißen und die Großzügigkeit dort die Unnachgiebigkeit hier zunichte machen kann.

Das, was man in der Geschichtsschreibung die „Geburtswehen einer neuen Zeit“ nennt, entsteht nicht sowohl aus dem Widerspruch zwischen ethischem Postulat und realer Gestalt als, in weit höherem Maße, aus der Vieldeutigkeit dieser Realität und ihrer mehrdimensionalen Beharrungstendenz. Die Schwierigkeit, nach einem Kriege wie diesem Friedensverträge zu entwerfen, wird nicht etwa dadurch hervorgerufen, daß irgendwer den Frieden nicht wollte, sondern gerade dadurch, daß alle ihn wollen. Was begehrt wird, ist nicht der Schlußpunkt unter einen Krieg, sondern die Verhütung der Kriege überhaupt. 1918 wurde der Völkerbund in Verbindung mit den Friedensverträgen geschaffen; er war ein Bestandteil dieser Verträge. Die UN indessen besteht unabhängig davon, sie ging den Friedensverträgen weit voraus, als eine selbständige Organisation, deren Funktion mit keinem der Friedensschlüsse verquickt ist. Zum ersten Male sehen wir das demokratische Prinzip der Gewaltenteilung aus der staatlichen in die überstaatliche Sphäre gerückt. Die UN macht nicht Frieden, sie sichert ihn. Das heißt: es ist ihre Aufgabe. Sie betrachtet mithin, anders als eine Friedenskonferenz, nicht den Krieg, sondern den Frieden als den gegebenen Zustand, als die Voraussetzung ihrer Arbeit. Selten ist etwas von so entscheidender Bedeutung gewesen wie die Tatsache, daß die Charta der Vereinten Nationen in einer vorher nie gekannten Weise den Frieden nicht mehr als eine Pause zwischen zwei Kriegen, sondern als permanente und einzig gemäße Daseinsform des Menschengeschlechts anerkennt.

Freilich ist davon alles zu trennen, was Utopie wäre. Man kann nicht mit einem vermessenen Gedankensprung darüber hinwegkommen, daß während zehn von fünfundvierzig Jahren dieses Jahrhunderts die ganze Welt mit Krieg überzogen war. Der idealische Schwung, mit dem bei Schiller der junge Max Piccolomini den „schönen Tag“ begrüßt, da „endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit“, hat keinerlei Berechtigung mehr. Kriege sind nicht länger Unterbrechungen des Friedenszustandes, nach denen der Soldat durch dieselbe Tür hineingehen und sich auf denselben Stuhl setzen könnte, von wo er auszog, sie sind — und das liegt ebensowohl an ihrer neuen Natur wie an der neuen Anschauung vom Frieden — weittragende und fortwirkende Störungen des Friedensbegriffes überhaupt. Daß also zwischen dem Kriege von gestern und dem Frieden von morgen ein breiter und tiefer Graben klafft, ist eine Selbstverständlichkeit, mit der wir uns abzufinden haben, die uns jedoch auch Anlaß zu leidenschaftlicher Bejahung der Organisation der Vereinten Nationen sein muß. Wenn wir bei der Wahrnehmung und Bewältigung der augenblicklich aufgeworfenen Probleme den Standpunkt eines Historikers aus dem Jahre 2050 beziehen, dann werden wir finden, daß es noch stets die breiten und tiefen Gräben zwischen den Zeiten gewesen sind, die entscheidenden Einfluß gehabt haben, und dann werden wir, werden vor allem die Staatsmänner, mit der dringend gebotenen Vernachlässigung der nur unter dem zeitlichen Vergrößerungsglas trügerisch groß erscheinenden Details um so instinktiver den wahren Zusammenhang, die tatsächlich mögliche Brücke über den unüberspringbaren Graben entdecken. Wieviel oder wie wenig ein Uebergangszustand bedeutet, hängt davon ab, mit welcher Kraft und in welchem Geiste man den Uebergang sucht. Der Vertrag von Versailles zielte darauf ab, ein Maximum an Sicherheiten gegen neue Aggressionen zu bieten. Die zwanzig folgenden Jahre haben gezeigt, daß er nicht einmal ein Minimum zu behaupten vermochte. Unter dieser Lehre verstärken sich die ohnehin nur zu natürlichen Konflikte zwischen dem durch den Sieg gesteigerten Nationalitätsgefühl vor allem der kleineren Nationen und der Unerbittlichkeit der Weltfriedensidee, die dazu auffordert, mehr im Sinne der Gemeinschaft als der Absperrung der Völker zu denken und von den Souveränitätsansprüchen im nämlichen Augenblick einiges aufzugeben, da sie im Rahmen der Siegesparaden, der frei entfalteten Flaggen und neugeschaffenen Konstitutionen genährt werden. Noch liegt der kleinere Gedanke, sich selbst zu sichern oder gar schadlos zu halten, näher als der größere, den Frieden zu sichern und das Interesse des Jahrhunderts vor das der Minute zu setzen. Noch hat man nicht überall verstanden, daß der

Schade, den man dem Frieden der Menschheit zufügt, auch für die eigene Zukunft beträchtlicher ist als der Nutzen, den man auf einem unterzeichneten Gegenwartspapier davonträgt. Sicherheit ist ein hohes Wort, das, wie alle hohen Worte, die Tücke hat, einen niedrigen Charakter annehmen zu können. Es kommt hinzu, daß die moderne Welt dazu neigt, technische Vorstellungen beherrschend werden zu lassen. Ebenso wie Annexionen häufig als „praktische Sicherheiten“ umschrieben werden, beliebt man die Sicherheit zuweilen in den Schleier des „Vorfeldes“ zu hüllen. Hier, hoffen wir, werden die Verhandlungen der UN, wo erfreulicherweise alle Dinge beim richtigen Namen genannt werden, mit der Zeit heilsam und klärend wirken. Sie werden um Verständnis dafür werben, daß, wer weiter greift als nach dem Unmittelbaren, nicht Sicherheit, sondern Unruhe hervorbringt, und daß jede maßlose Sicherung eine Gegensicherung herausfordert, die den Frieden, um den es doch zweifellos allen geht, gefährdet. Der Friede aber ist kein robustes Geschöpf, sondern ein sehr kompliziertes Kunstwerk, aus dem man nicht einzelne Teile entfernen kann, ohne das Ganze zu treffen. Er wird nicht durch Forderungen, sondern durch Entgegenkommen von allen Seiten erwirkt. Er ist wie die bewunderungswürdigsten unter den Kathedralen, die gar nicht aus einem Stil sind, sondern wesensfremde Stilarten so miteinander verschmolzen haben, daß sie doch dastehen wie aus einem einzigen Guß.

Trygve Lie, Generalsekretär der Vereinten Nationen, sagte einmal: „Der freie Austausch von Ideen und Tatsachen zwischen den Völkern ist das Herzblut unseres Wirkens, denn wenn nicht ein wachsendes Mitteilungsbedürfnis zwischen den Nationen erreicht wird, werden uns schon zu Beginn unserer Anstrengungen, durch wirkliche soziale und wirtschaftliche Zusammenarbeit die Ursachen der Kriege aus der Welt zu räumen, die Hände gebunden sein.“ Es ist das, was der amerikanische Außenminister Byrnes in das Gebot zusammenfaßte, die Psychologie des Krieges durch die Psychologie des Friedens zu ersetzen. Vielleicht sollte die UN sich angelegen sein lassen, ein großes publizistisches Organ in allen Sprachen der Welt zu begründen, an dem die hervorragendsten, der Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit verpflichteten Journalisten aller Nationen zu wirken hätten, und dessen Verbreitung in allen Ländern obligatorisch wäre. Es ist richtig, daß wir Geduld haben müssen. Aber geduldig sein heißt nicht tatenlos sein. Die Idee der Nationalitäten ist der Grundstein der modernen Geschichte. Indessen, sie ist bewiesenermaßen unvollkommen. Das Ende des Krieges für das Ende aller Schwierigkeiten zu halten, ist ein ebensolcher Denkfehler wie der Hitlerglaube, ihn ohne Schwierigkeit führen zu können. Das Ende des Krieges gewährt überhaupt erst die Ge-

legenheit, sich mit dem Berg der Schwierigkeiten zu beschäftigen. Vorher hat man ihn nur undeutlich im Nebel gesehen und nicht gewußt, ob es ein Zwerghügel oder ein Riesengebirge sein werde, wenn einmal der Nebel sich lichtete. Nun, er lichtet sich jetzt, und die Augen erschrecken ein wenig, weil man merkt, wie sehr voneinander verschiedene Gedankenwelten Krieg und Frieden haben. Aber Kampf ist nicht ein Vorrecht in der einen Welt und unerwartete Last in der anderen, und die Pflicht zum Kampf für den Frieden hebt sich von der kriegerischen Aufgabe in der Hauptsache dadurch ab, daß hier der Wettbewerb, um noch einmal mit Byrnes zu sprechen, nichts mit Armeen gemein hat.

Man sa
und B
sähe d
an, ab
worden
stierna
in die
die M
Knabe
dieses
dem
der V
lichke
tische
sogen
Kräfte
von e
große
am 11
haupt
einzig
Urteil
wenn
das,
würd
wäre
Stufe
sich
Utop
man
über
mögl
„Jet
eine
sinn
und
für
die
bev
erla
At

GRENZEN DER VERSTÄNDIGUNG

Man sagt, wenn Friedrich II. bei Kunersdorf, Napoleon bei Lodi und Bismarck beim Attentat Unter den Linden gefallen wäre, sähe die Weltgeschichte heute besser aus. Es hört sich bestechend an, aber wir glauben es nicht. Die Gegenprobe ist selten gemacht worden, hie und da aber doch; weder Gustav Adolfs noch Oxenstiernas Tod änderte die schwedische Ostseepolitik, und erst, als sie in die Hände eines Abenteurers wie Karls des Zwölften geriet und die Motive der imperialistischen Großmacht der Irrealität einer Knabenphantasie unterworfen wurden, entschied sich das Schicksal dieses nordländischen Staates. Es entschied sich zum Guten, weil dem Verzicht auf äußeren Glanz der Wille zu innerer Stärke, der Verehrung von Mut und Kühnheit die von Moral und Menschlichkeit, der Absage an jede über die Verhältnisse lebende politische Idee die Initiative zu freiheitlicher Bildung entsprach. Die sogenannten „großen Männer“ sind schließlich nur Exponenten der Kräfte, die ein Volk aus der Tiefe seines Wesens beherrschen; und von diesen Kräften hängt es ab, ob die großen Männer auch große Menschen sind. Selbst wer zugeben wollte, daß Napoleon am 18. Brumaire Frankreich gerettet habe, könnte schwerlich behaupten, daß er darum ein Washington sei. Vielleicht ist dies der einzige Punkt in seiner Geschichte, über den sich ein einmütiges Urteil erzielen läßt. Man denkt, es sei wenig, und doch ist es viel, wenn das, worin man einig wird, etwas Grundsätzliches ist, und das, was strittig bleibt, ein Detail. Keine Streitigkeit der Welt würde lange dauern, falls das Unrecht immer nur auf einer Seite wäre; kein Gegner des Kompromisses sähe sich auf einer höheren Stufe, wenn man allgemein begriffe, wieviel sinnvoller es ist, eine sich bietende Gelegenheit zu ergreifen, als neue Gelegenheiten in Utopien zu suchen, und alle Verständigung würde leichter, wollte man zuvor nur anerkennen, daß es stets einige Dinge geben wird, über die eine Verständigung unter Leuten von Charakter nicht möglich ist.

„Jetzt ist der große Wendepunkt“, schrieb Maria Theresia ihrer an einem Hofe der Gefälligkeiten rasch tugendentwöhnten und gesinnungslos werdenden Tochter, „bis jetzt war die Verwirrung groß und sogar eine notwendige Folge der Veränderung. Diesen Punkt fürchte ich für Sie mehr als jeden anderen . . .“ Den Satz schrieb die große Beherrscherin des Lebens bereits 1774, neunzehn Jahre bevor Marie Antoinette den Konsequenzen ihrer Gedankenlosigkeit erlag. So offenbart sich häufig im Lichte eines einzigen Tages die Atmosphäre einer ganzen Periode. Wir wissen heute, daß die Wei-

marer Republik von der Stunde an nicht mehr zu retten war, da sie die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ungeahndet ließ. Aber aus der ganzen Menschheitsgeschichte sollten wir wissen, daß alles, was nicht vor der Zeit geschieht, nicht mehr imstande ist, die Zeit zu beeinflussen. Jedem, der die Zukunft ins Auge faßt, schallt heute trotzdem der Chor der Vorgestrigen entgegen: noch sei es zu früh, noch kenne man dieses und jenes nicht, noch störe ein Kampf der Meinungen die notwendige antifaschistische Einheit. Ein Blinder müßte sehen, daß man nicht hoffen kann, einen Grundstein, der nicht jetzt gelegt wird, jemals zu legen. Ein Tauber müßte die Warnungen hören, die uns die Geschichte zuruft, ein Stummer die Sprache finden, um die Gegensätze auszutragen, die nicht länger verdeckt werden können, es sei denn, daß eine Seite der Beteiligten Selbstmord begehen will.

Die Geschichte, die eine Feindin des Zufalls ist, hat uns fast genau drei Jahre nach jener Kundgebung im Sportpalast, in der Herr Goebbels durch „Befragung“ die Einheit des deutschen Volkes und damit die Entschlossenheit zum totalen Krieg feststellte, eine Kundgebung im Berliner Funkhaus beschert, die das einhellige Bekenntnis zum Einheitsstaat zu dokumentieren unternahm. Wir haben die Photos von damals mit denen von heute verglichen und müssen sagen, selten etwas Erschütternderes und Gespenstischeres zu Gesicht bekommen zu haben. Dort die frenetische Berauschtigkeit einer Menge, die sich zum Kultus des Todes bekennt; hier schattenhafte Stille und Erstarrung im luftleeren Raum. Wir wären pflichtvergessen, und das deutsche Volk wäre keiner Dienste wert, wenn wir auch nur eine Sekunde lang einräumen wollten, daß sich zwischen diesen zwei Stationen der Weg unseres Volkes unwiderruflich vollenden müsse. Was deutlich ist, muß deutlich werden. Die Beobachter des Auslandes sind über mancherlei Erscheinungen in unserem Volke verschiedener Ansicht, darin jedoch stimmen sie überein, daß sie neue Ideen vermissen. Zweifellos muß man ihnen erwidern, daß bei der Beschaffenheit, in der Herr Hitler uns Deutschland hinterlassen hat, neue Ideen sich in erster Linie auf die Probleme der Wohnung, Kleidung und Nahrung zu konzentrieren haben, auf Wirtschaft und Verkehr, auf die Unterbringung der Flüchtlinge, Beschaffung von Saatgut und Zuchtvieh, und nicht zuletzt auf die Desinfektion einer Luft, die von acht Millionen Pgs und vielleicht dreißig Millionen Vgs verseucht ist. Was dennoch dem ausländischen Urteil Berechtigung gibt, ist die Tatsache, daß in der Politik die alten Ideen überwiegen und von geduldigen Lautsprechern zu einer Penetranz gesteigert werden, die der flachen Unbedeutendheit Gewicht und Ursprünglichkeit verschaffen soll.

Wir kenn
Wie sollte
Negativität
Kritik zu
die Keim
tiven lieg
sieben Si
Wer mit
Persönlich
lungen v
braucht r
der dem
geholfen
Traghalk
neinung
wäre ehe
Parteifül
tun, eine
statt ein
zu erblic
auf, daß
Angriff
wirklich
verschwe
Parteipr
den Par
Versamm
keit den
schichtlic
den gei
könnte?
Wand g
Rheinlan
sollte, d
gegen B
ten, dar
abschrey
im Krei
der 186
ben bin
Profess
ehrenw
Natione
Kolossa

Wir kennen die ewige Antwort: „Negative Kritik“, „Neinsager“. Wie sollten sie auch auf den Gedanken kommen, daß es ihre eigene Negativität ist, die nichts anderes gestattet? Die Einsicht, daß jede Kritik zuerst einmal „negativ“ ist, daß aber schon darin, daß sie die Keime der Zeitkrankheit aufzeigt, die Wendung zum Positiven liegt — diese Erkenntnis ist ihnen ohnehin ein Buch mit sieben Siegeln.

Wer mit allem Nachdruck darauf zielt, von der Zukunftsgestaltung Persönlichkeiten auszuschließen, die vor 1933 in führenden Stellungen versagt, ihre damalige Macht nicht gebraucht oder mißbraucht und gar, wie leider so viele, die heute mit dem Brustton der demokratischen Ueberzeugung an den Rednerpulten stehen, geholfen haben, die dünnen oder schon von Anbeginn morschen Tragbalken der Republik zu zerstören, der schließt in die Vereinigung des Erledigten die Bejahung des Kommenden ein. Vieles wäre ehemals anders gewesen und auch heute wieder anders, wenn Parteiführer sich leichter entschließen könnten, in dem, was sie tun, eine Berufung statt eines Berufes, einen Posten des Geistes statt einen Posten der Bestallung, eine Aufgabe statt eines Amtes zu erblicken. Wir warten bis zum heutigen Tage vergebens darauf, daß eine Partei endlich die ungeheure Erziehungsarbeit in Angriff nimmt, die darin zu bestehen hätte, dem deutschen Volke wirklich historische Erkenntnis zu vermitteln. Wir wollen nicht verschweigen, daß die Parteipresse sich darum müht; aber die Parteipresse ist in den Augen des Volkes durch das, was sonst in den Parteien vorgeht, diskreditiert, und wo ist die Gewalt der Versammlungen, in denen mit dem Enthusiasmus der Wahrhaftigkeit dem Volke der Blick auf die großen und so furchtbaren geschichtlichen Zusammenhänge geöffnet würde, wo überhaupt werden geistige Gewalten spürbar, denen sich niemand entziehen könnte? Wenn der separatistische Teufel, der in Berlin an die Wand gemalt wird, je sich der Entwicklung in Bayern und den Rheinlanden wirklich bemächtigte, wenn es sich je herausstellen sollte, daß die deutschen Länder, vereint allein in der Abneigung gegen Berlin, überhaupt nicht mehr zusammengefaßt werden könnten, dann haben jene die Schuld, die den Zentralismus in seiner abschreckendsten Form zur Schau stellen. Nachdem sie einige Male im Kreise gegangen waren, sind sie wieder bei Bismarck angelangt, der 1860 mit Inbrunst äußerte: „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer!“ Man bleibe uns endlich mit den Professoren der Paulskirche vom Leibe, die im einzelnen sehr ehrenwert und bedeutsam waren, deren Geist doch zuletzt nur im Nationalverein mündete, über dessen Trümmern sich Bismarcks Kolossalfigur erhob. Für Bismarck war der nationale Gedanke

nichts weiter als ein Element seiner Machtpolitik, ein Instrument diplomatischer Intrige, die kein Mittel verschmähte, um den Prozeß der „Verreichlichung“ in die von ihm gewollten Bahnen zu lenken und die gegen Preußens Führung gerichtete Volksmehrheit zu vergewaltigen. Die Methodik, die im Reichstagsbrand von 1933 ihren Ausdruck fand, unterscheidet sich von der Bismarckschen allein durch die Vergrößerung, durch die letzte Verschleuderung des Gewissens. Die Methodik, die in bestimmten Vorgängen von heute ihren Ausdruck findet, unterscheidet sich von jener des Reichstagsbrandes wiederum nur durch die Rückkehr zum feineren Gewebe. Der Parteibuchnachweis, der mit ebenso rigoroser Heimlichkeit wie hartnäckiger Stupidität Stellenbewerbern nicht bloß vereinzelt abverlangt wird, bringt uns das um 1800 in Frankreich geflügelte Wort ins Gedächtnis, wonach man statt einer Bastille nun deren Duzende habe. Es ist bekannt, daß 1933 zahllose Kommunisten zur SA und NSDAP übergegangen sind. Das ist nichts, was die Kommunistische Partei im Kern beträfe; extreme Gruppen haben immer einen gewissen Bestand an fluktuierenden Elementen neben solchen, die, bewußt getarnt, Spitzel- oder Zersetzungsarbeit leisten. Die gescheuchten Pgs von heute erinnern sich wohlgefällig daran. Sie suchen einen Unterschlupf, der vorerst ein Alibi und später als anderes dient. Die deutsch-zentralistische Propaganda der KPD begünstigt diese Bewegung: das besitzlos gewordene Bürgertum schließt sich ebenfalls gern an. Wir können uns vorstellen, daß sogenannten „nationalen“ Kreisen ein Aufruf zum „Nationalgefühl“, und käme er von der KPD, willkommener ist als zum Beispiel ein Wort, das der Freiburger Professor Constantin von Dieze in Konstanz sprach: „Wer im ‚Dritten Reich‘ gelebt hat, kann nicht schuldlos sein, selbst der nicht, der sein Leben dabei verlor.“ Wenn jemand, dies feststellend, von rechts „antinational“ und von links „reaktionär“ genannt wird, so braucht er nur darauf zu verweisen, daß in Deutschland von je als antinational gegolten hat, wer in einem sauberen und wahrhaftigen Vaterland leben will, und als reaktionär, wer nicht mit vollen Backen ins Parteihorn stößt. Wir haben nichts gemein mit Leuten, in deren Sprachschatz die „wieder anlaufende demokratische Staatsmaschine“ vorkommt, noch auch mit solchen, die sie (immer aus dem gleichen Sprachschatz) „mit weltanschaulichem ideologischem Oel salben“ wollen. Es kann ebensogut sein, daß die Nationalisten anfangen, die KPD als ihr Sammelbecken zu betrachten, wie es sein kann, daß der Nationalismus, wenn er von der KPD programmatisch aufgenommen wird, rasch an Boden verliert, weil zuletzt die unüberwindliche Kommunistenfeindschaft der ständig totgesagten, ständig weiter vegetierenden „Bürger-

lichen“
lichen s
des Ge
und Fr
Die Jal
lich „e
Das Z
vorübe
rade e
der Wi
kriege
staatlic
aus de
gestrig
Auf ei
Indust
ein an
Enttäu
schicht
pflegen
zu bie
Mange
Primit
besser
Wider
der N
Anstre
worde
gewies
ment,
Stärke
durch
ständ
diejen
Offer
wenn
Sie s
falsch
gesch
agita
auf e
der
dies
imm

lichen“ den Sieg davonträgt über die Sentiments, die diese Bürgerlichen samt dem Rest des Adels „patriotisch“ nennen. „Der Defekt des Gewissens bleibt unbewußt“, sagt Vauvenargues. „Vernunft und Freiheit aber sind unvereinbar mit Schwäche.“

Die Jahre, in denen zu leben wir verurteilt sind, hat man gelegentlich „eine tragische Periode zwischen zwei Zeitaltern“ genannt. Das Zeitalter der unumschränkten nationalen Souveränität ist vorüber, und das Zeitalter der internationalen Ordnung liegt gerade erst in den Geburtswehen. Das Zeitalter des Absolutismus der Wirtschaft ist unter den rauchenden Trümmern zweier Weltkriege beerdigt, und das Zeitalter einer sinnvollen Ehe zwischen staatlicher „Planung“ und individueller Freiheit vermag sich nicht aus dem chaotischen Trubel dogmatischer Konstruktionen, ewiggestriger Ressentiments, verschütteter Existenzquellen zu erheben. Auf ein Jahrhundert, dessen Hoffnungen, vor allem im Technisch-Industriellen, sich im allgemeinen leicht zu erfüllen schienen, folgt ein anderes, das, vornehmlich im Sozialen und Geistigen, schweren Enttäuschungen ausgesetzt ist. Diese Zeit wird später in den Geschichtsbüchern interessant zu lesen sein; aber interessante Zeiten pflegen denjenigen, die sie am eigenen Leibe erleben, wenig Genuß zu bieten. Sie haben in ihrem Taumel, ihrer Turbulenz, ihrem Mangel an Logik und Verstandeskraft etwas Gespenstisches.

Primitive Politiker sagen uns, daß alles sich mit einem Schlage bessern könnte, wenn wir nur den notwendigen Wandlungen keinen Widerstand bereiten wollten. Aber erstens ist ja gerade die Frage der Notwendigkeit umstritten, da sie nicht durch hohe menschliche Anstrengungen, sondern durch gewaltsame Ereignisse beeinflußt worden ist; und zweitens enthält (worauf Reinhold Niebuhr hingewiesen hat) der Widerstand gegen jede Veränderung ein Element, das dem Menschen eingeboren ist — die Gleichzeitigkeit von Stärken und Schwächen. Während seine körperliche Stärke sich durch die aus den technischen Erfindungen zuströmenden Kräfte ständig erhöht, bleibt seine moralische Schwäche die gleiche. Sogar diejenigen, denen die Lehre von Karl Marx eine unantastbare Offenbarung bedeutet, haben allmählich eingesehen, daß man, wenn man schon rechnet, mit der Natur des Menschen rechnen muß. Sie sind davon abgekommen, sie zu vergewaltigen, aber um die falsche Addition zu retten, die sie bisher an die Experimentiertafel geschrieben haben, müssen sie die menschliche Natur in einer Weise agitatorisch umschmeicheln, die weder für diese noch für sie selber auf die Dauer vorteilhaft sein wird. Wenn man die Propaganda der Sozialistischen Einheitspartei betrachtet, so findet man, daß dies der wesentlichste Grund ist, weshalb die Bevölkerung sie immer wieder mit der Hitlerschen vergleicht. Allein die Tatsache,

daß ihre Darstellungen, wie die keiner anderen Partei, als Propaganda empfunden werden können, stimmt bedenklich. Denn mit dieser Empfindung entsteht etwas, was gefährlicher ist als bloßer Zweifel an der Glaubwürdigkeit — nämlich der Wille zu einer fast kriminalistischen Untersuchung der Requisiten und Kulissen und damit die Verewigung der traurigen Erkenntnis vom Erfolge des Zynismus und vom Unwert der Moral. Nachdem der deutsche Kommunismus den kommunistischen Zielen abgeschworen oder wenigstens sie vernachlässigen zu müssen geglaubt hatte, konnte er öffentlich nur noch Wasser predigen; damit entfiel seine programmatische Abgrenzung, damit keimte der Verdacht, daß er den Wein nun heimlich trinke, und damit wurde das politische Kampffeld vernebelt, die Atmosphäre vergiftet, der feste Boden ehrlicher Gegnerschaft aufgeweicht. An die Stelle fundamentaler Gesinnung traten Oberflächenthesen: das Postulat der Vereinigung der Arbeiterschaft als eines Allheilmittels gegen den „Faschismus“; das Postulat der Zerschlagung der Konzerne als einer Sicherung gegen neue Rüstungsproduktion; das Postulat eines zentralistischen „Deutschen Reiches“ als einer Voraussetzung für geistige und wirtschaftliche Renaissance. Lassen wir außer Betracht, wie vieles hiervon, falls es verwirklicht werden soll, von der mächtigen Realität der Okkupation abhängt, denn eine Partei darf ihre Forderungen zwar mit den Bedingungen der Gegenwart in Einklang bringen, sie aber keineswegs ganz davon abhängig machen. Daß Deutschland, soweit es noch existiert, sich glücklich schätzen müßte, wenn es eine einzige, auf dem demokratischen Prinzip fußende Arbeiterpartei hätte, bedarf gar keiner langen Ueberlegung. Die SEP beansprucht, diese Partei zu werden und in einem großen Gebiete schon zu sein. Ein gültiger Beweis hierfür könnte jedoch nur geliefert werden, wenn unser Land nicht besezt wäre. Bis dahin gehört der Anspruch in das Reich der Phantasie. Er ist ein Teil des Gespensterkrieges, der gegenwärtig in Deutschland geführt wird, unter anderem auch mit den Begriffen „Demokratie“ und „Faschismus“. Man sollte meinen, wenigstens über den letzteren müßte nun wahrhaftig Klarheit herrschen, aber nicht einmal das ist der Fall. Die große Gefahr, daß sogar Wahlen unter Umständen kein schlüssiges Bild ergeben, wird allein dadurch heraufbeschworen. Zwei historische Momente haben den Wirrwarr verschuldet. Die Weimarer Republik war sowohl vom Kommunismus wie vom Nationalsozialismus bedroht. Der Nationalsozialismus wiederum hatte vom Kommunismus die Methoden gestohlen. Da der Kommunismus heute zwar das Programm, doch nicht die Methoden gewechselt hat, mutet er häufig „faschistisch“ an. Eine sehr natürliche Sache, die nur die nicht begreifen, die es am nächsten angeht. Hätte der Kommunis-

mus sich
er es heu
lismus ge
der „Nat
Reichswe
gedeckt v
im Feue
konnte;
peripher
Die Spal
eines der
ein gesch
Geschicht
irgendwe
Was 191
Es wird
vollkomm
Kommur
ist merk
setzen de
neue ab
Das näm
standsbe
Alliierte
rungsten
Abschluf
auf ehe
einen D
sein, un
fallen, v
Tatsache
dort erl
daß es g
bleibsel
sehr vie
Massen
rischer
den Soz
sondern
sichen
ein klar
gegenü
Bewegl
Kämpfe

mus sich zwischen 1920 und 1930 schon so national gebärdet, wie er es heute tut, so hätte wahrscheinlich er statt des Nationalsozialismus gesiegt. Damals indessen blieb diese Haltung auf die Zirkel der „Nationalbolschewisten“ beschränkt, die ihre Fäden bis in die Reichswehr gesponnen hatten, jedoch durch die Parteileitung nicht gedeckt wurden, die, obgleich sie wohlgefällig auf die vielen Eisen im Feuer blickte, zum Schmieden sich nicht recht entschließen konnte; extremistische Planeten haben gewöhnlich eine Menge peripherer Monde.

Die Spaltung der politischen Vertretung der Arbeiterschaft ist eines der bedauerlichsten Kapitel der Weltgeschichte. Aber sie ist ein geschichtliches Kapitel, und wer unbekümmert um Gefühle Geschichte schreibt, kann eben nur konstatieren, daß es durch irgendwelche Erklärungen nicht mehr umgestoßen werden kann. Was 1918 geschieden wurde, läßt sich 1946 nicht zusammenfügen. Es wird gern mit der Erinnerung an die Kameradschaft, an die vollkommene Uebereinstimmung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten in den Konzentrationslagern operiert. Der Gedanke ist merkwürdig unpolitisch und ebenso seltsam konträr den Gesetzen der Geschichte. Wenn eine historische Situation durch eine neue abgelöst wird, lösen sich auch die bestimmenden Kräfte ab. Das nämliche erfahren in Frankreich die Kampfgenossen der Widerstandsbewegung. Das nämliche erfahren auf weiterem Felde die Alliierten. Es ist vielleicht möglich, in einer Entwicklung Beharrungstendenzen geltend zu machen, aber es ist nicht möglich, nach Abschluß eines historischen Komplexes dem neuen durch Berufung auf ehemals maßgebliche Regeln, Stimmungen und Rücksichten einen Dienst zu leisten. Man braucht kein Anhänger der SPD zu sein, und es heißt nicht, ihr gegenüber in Kritiklosigkeit zu verfallen, wenn man ausspricht, daß die Anerkennung geschichtlicher Tatsachen und die Bereitschaft, Konsequenzen daraus zu ziehen, dort erheblich größer ist. Die Politik Schumachers geht davon aus, daß es gelingen müsse, die deutsche Arbeiterschaft mit den Ueberbleibseln des Bürgertums zu vereinigen. Sie hält daher nicht mehr sehr viel von der Terminologie „Arbeiterklasse“ und „werktätige Massen“ im Sinne einer Exklusivität für Handarbeiter und gönnerischer Duldung der Intellektuellen und des Mittelstandes. Sie faßt den Sozialismus nicht als *conditio sine qua non* für die Demokratie, sondern als ihre mögliche Folge auf. Käme in unserem zeitgenössischen Parteileben das sachlich Sinnvolle zum Ausdruck, so stünde ein klares kommunistisches Bekenntnis dem sozial-demokratischen gegenüber, und diesen beiden wieder ein liberales, das mit geistiger Beweglichkeit das Privateigentum zu verteidigen hätte. Aus den Kämpfen dieser Gruppen, die mit ihrer Aufrichtigkeit und Folge-

richtigkeit auch die erforderliche Leidenschaft gewannen, würde sich die demokratische Synthese von Fortschritt und Tradition nach und nach erwirken lassen. Statt der mannigfaltigen Gespenster, die das eine Mal die Geister der Abgeschiedenen, das andere Mal das bloße Spiel der Einbildung und ein drittes Mal von der Art sind, die man nach der sprichwörtlichen Redensart an die Wand malt, hätten wir dann endlich Leben von Fleisch und Blut. Es hätte uns im Interesse der Durchsichtigkeit unseres politischen Lebens richtiger geschienen, wenn das, was inzwischen der Kaisersche Flügel der CDU geworden ist, sich seinerzeit mit dem der Starrheit der Lehre abgewandten Teile der SPD zu einer großen Sozial-Demokratischen Volkspartei zusammengefunden hätte und der doktrinäre Teil der SPD zur KPD hinübergewandert wäre. In einer solchen Sozial-Demokratischen Volkspartei hätten katholische Demokraten wie Karl Spiecker oder Josef Wirth mühelos ihren Platz gefunden. Heute nun stehen wir vor der Tatsache, daß von den drei größten Parteien die CDU diejenige mit dem schärfsten Zonencharakter ist. Liegt das nun wirklich nur an den Zonengrenzen? Uns scheint, auch die Zonengrenzen haben etwas mit dem Gespensterreiche zu tun, in dem so viele unserer Landsleute agieren. Gewiß haben Grenzen an sich die Eigenschaft, daß sie mit jedem Tage, der ihnen beschieden ist, unüberwindlicher werden; zweifellos aber ist um diese quer durch Deutschland laufenden Grenzlinien von den Deutschen selbst weniger leidenschaftlich gerungen worden, als es um die nationalen Grenzen zwischen Italien und Frankreich oder Italien und Jugoslawien geschieht. Wir meinen keinen Kampf mit den Okkupationsmächten; wir meinen den Kampf gegen die Umwandlung der militärischen und wirtschaftlichen in geistige Schlagbäume. Die Entstehungsgeschichte der Sozialistischen Einheitspartei ist für die Verschärfung der Trennungslinie in einem Maße verantwortlich, das zu den unitarischen Gebärden dieser Partei in umgekehrtem Verhältnis steht. Heute sehen wir plötzlich den Föderalismus nicht aus einer konstruktiven Idee heraus, sondern aus der Reaktion auf den kommunistischen Unitarismus populär werden. Man hat sich vom Unitarismus abgekehrt, nicht weil man von der historischen Bedeutung des föderativen Aufbaus für Deutschlands Zukunft überzeugt wäre, sondern weil der Unitarismus eine Sache der Kommunisten und der SEP ist. Das ist keine glückliche Erscheinung. Es fügt sich nur deshalb so gut in das allgemeine Bild, weil es genau so gespensterhaft ist wie alles übrige. Die SEP zerschlägt mit gewaltigem Theaterdonner die Konzerne, deren bösertige Fabriken die englischen und amerikanischen Bomber längst zerschlagen haben. Dem Konzern „Deutsches Reich“ jedoch, der Holdinggesellschaft aller Konzerne,

wünscht
machtbe
bedingu
den Hä
schaften
Eine ze
wird im
militari
dabei k
kreuz.
auf die
den hal
Dies sir
Verhält
und der
wir trot
gewisse
kreise
es in de
gemäß
gehende
ohne B
völlig u
Schatten
wären.
diese h
in beid
einen Z
komme
Neigun
ihrer H
plastisc
Rom, a
Es fällt
Definit
wesen
fen ha
dukt
beeinfl
wann,
genau
Kamer
die ein
und w

wünscht sie Unsterblichkeit. Wer dieses zentralistische, mystische, machtberauschte Gebilde erhalten will, schafft neue Existenzbedingungen für die Schwerindustrie. In wessen Besitz sie ist, ob in den Händen von Industriellenverbänden oder staatlichen „Organisationschaften“, wie es in Sachsen heißen soll, ist gänzlich gleichgültig. Eine zentrale deutsche Regierungsinstanz mit unitarischer Gewalt wird immer konzernfreundlich, immer schwerindustriell, immer militaristisch und nationalistisch sein. Die Farbe der Flagge spielt dabei keine Rolle. Schwarzweißrot, schwarzrotgold, rot mit Hakenkreuz, rot mit einem anderen oder keinem Emblem — wenn es auf die Proben ankäme, müßten wir längst eine davon bestanden haben.

Dies sind, ohne Umschweife, die wahren Verhältnisse. Es sind die Verhältnisse, unter denen die Erziehung zur Demokratie leidet und der Hang zum „faschistischen“ Denken bestärkt wird. Wenn wir trotzdem nicht verzagen, wenn wir dem offen militanten Wesen gewisser Parteiführer und dem versteckten gewisser Bevölkerungskreise keine übertriebene Schätzung angedeihen lassen, so tun wir es in dem Bewußtsein, daß diese Zeit „zwischen den Zeiten“ naturgemäß viel altes Treibholz ans Land schwemmt und viele vorübergehende Blasen zieht, und daß es schließlich vor der Geschichte ohne Bedeutung ist, wenn jemand, der im tiefsten Grunde doch völlig und endgültig machtlos ist, eine Weile mit der Laterna magica Schatten an die Wand wirft und darauf zeigt, als ob sie eine Macht wären. Die Zonentrennung hat unter anderen Kuriositäten auch diese hervorgebracht, daß ein Politiker, ein Wirtschaftler oder ein in beiden Disziplinen dilettierender Privatmann, sowie er in der einen Zone abgehalftert ist, als Märtyrer in der anderen den Willkommensgruß empfangen kann. Sei's darum. Gregorovius hatte die Neigung, die Geschichte von Völkern und Staaten im Rahmen ihrer historischen Städte zu betrachten. „Sie werden in diesen plastisch und monumental“, schrieb er. Man denkt an Athen und Rom, an Venedig und Genua, an Paris und London. Deutschland? Es fällt nicht schwer, deutsche Städte aufzuzählen, die mit der Definition von Gregorovius insofern übereinstimmen, als sie „die wesenhaften Porträts des Genius“ des Volkes sind, das sie geschaffen hat. Aber sie sind zweifellos in weit höherem Maße ein Produkt der Geschichte, als sie ihrerseits den Gang der Geschichte beeinflußt haben. Wo ein Geschehnis historische Bedeutung gewann, ist der Ruhm der Stadt, in deren Mauern es sich abspielte, genau so zufällig wie etwa die Ehre, die dem sächsischen Städtchen Kamenz damit widerfuhr, daß Lessing dort geboren wurde. Daß die einzige deutsche Bewegung mit wesenhaft formender Gebärde und weiter wirkendem Wellenschlag, zugleich vielleicht eine der

verhängnisvollsten, die Reformation, in Wittenberg entsprang, ist durch nichts motiviert, außer durch den Zufall, daß Luther dort in der Schloßkirche gepredigt hatte; die Universität, eben erst gegründet, hatte noch keinerlei Tradition, und wenn man auf der einen Seite den kulturellen Reichtum, der Deutschland später, besonders im achtzehnten Jahrhundert, auszeichnete, in der Vieltätigkeit und Verzweigtetheit der Stützpunkte erblickt, so kann man auf der anderen Seite nicht umhin, darin eine natürliche Folge der oft sehr zu Unrecht als „Kleinstaaterei“ verächtlich gemachten Ländergruppierung zu erkennen. Die Dezentralisation, die neunzehnhundert Jahre hindurch ein Merkmal der staatlichen Entwicklung war, führte beinahe unbewußt dazu, daß die Landesfürsten ihr auch innerhalb ihrer Grenzen Ausdruck verliehen, wodurch mitunter sehr kleine und verhältnismäßig reizlose Ortschaften eine, im großen gesehen, unverdiente und darum trotz zeitweiliger Prägnanz ihres Gesichtes kurzlebige Aufmerksamkeit beanspruchen durften. Ebenso zufällig, wie gerade der Reichstag, vor den Luther zum Widerruf geladen wurde, in Worms stattfand, wurde — fast hundertfünfzig Jahre später — Regensburg zum ständigen Sitz der deutschen Reichstage bestimmt. Die Ueberspanntheit, mit der zuletzt in Deutschland der nationale Gedanke auftrat, seine mit beängstigender Geschwindigkeit vollzogene Einschwenkung in extrem nationalistische Bahnen, der imperialistische Griff nach weltpolitischen Lorbeeren, ebenso dilettantisch wie herrschsüchtig und unbesonnen, all das mag man als Reaktion auf die gegenteiligen Tendenzen des Mittelalters und der frühen Neuzeit auffassen, die Deutschland zum Kampfplatz auswärtiger Interessen machten und weit mehr an geistigen Ideen sowohl wie an machtpolitischen Auseinandersetzungen hierher einströmen ließen, als je hätte nach außen ausstrahlen können. Aber diese Erklärung ist keineswegs ausreichend. Deutschland beging, von den Befreiungskriegen an, den unglücklichen Fehler, sich durch das, was gewesen war, belastet zu fühlen und daraus einen Minderwertigkeitskomplex abzuleiten, der durch hitzige Uebersteigerung, wobei man den Boden unter den Füßen verlor, kompensiert werden sollte.

Wenn man beim Studium der Geschichte immer wieder auf frappante Aehnlichkeit stößt, so genügt man den Grundtatsachen weder durch die banale wie selbstgefällige Feststellung, daß die Geschichte sich darum wiederhole, weil die Menschen sich nun einmal nicht belehren lassen wollten, noch durch ein hochmütiges Achselzucken, das über die Zuerkennung eines Kuriositätswertes nicht hinausgehen möchte. Wenn die Geschichte uns nur wie die fortwährende Variation über ein Thema anmutet, so deshalb, weil ähnliche Ereignisse notwendigerweise ähnliche Situationen und ähnliche Situa-

tionen äh
und Situa
ist. Die
Geschicht
sich ja ni
künstlich
entwickel
Staat un
der Gesch
niemals i
Empfind
zösischen
gehört z
Kern so
schaftlich
als der i
in einem
eine dies
rechtscha
wohnt is
Durstige
katholis
Kirchen
rerisch
zum Un
konnte,
heit du
schwem
falschen
lautet,
land es
werden
dem m
wollt ih
zurück
nicht ge
Absicht
den Ma
des Rec
Wie se
schen,
nicht
sein m
Einsich

tionen ähnliche Ereignisse bilden, die mögliche Zahl der Ereignisse und Situationen aber durch das menschliche Leben selbst begrenzt ist. Die Geschichte aller Völker ist, nach Delbrück, zum Teil die Geschichte von Standesbildungen, die der menschlichen Natur an sich ja nicht widersprechen. Aber es gibt tatsächliche, und es gibt künstliche Unterschiede; es entwickelten sich herrschende, und es entwickelten sich bevorrechtete Stände; die Spannungen zwischen Staat und Gesellschaft resultieren daraus. In diesen Grundzügen der Geschichte war das deutsche Volk gegenüber anderen Völkern niemals isoliert; was es isolierte, war der Mangel an politischem Empfinden. Deshalb wurde es zwar von der Woge der großen Französischen Revolution ergriffen, aber begriffen hat es sie nie. Es gehört zu den am schwersten faßbaren Phänomenen, daß unser im Kern so sensitives Volk sich eher äußerlich fanatisieren als leidenschaftlich aufwühlen läßt, eher der kalten, grausamen Berechnung als der inneren Logik zugänglich ist. Wenn ein englischer General in einem Kriegsverbrecherprozeß gegen einen deutschen General eine diesen entlastende Aussage macht, dann wird es nicht als die rechtschaffene Zeugenerklärung eines Mannes aufgefaßt, der gewohnt ist, die Wahrheit zu sagen, sondern als ein mit der Gier eines Durstigen zu schlürfendes Lob des deutschen Soldaten. Wenn katholische und protestantische Bischöfe oder der Evangelische Kirchenrat in törichten Briefen, die wie in Hitlers Tagen verschwörerisch vervielfältigt von Hand zu Hand gehen, obwohl man sie, zum Unterschied von Hitlers Tagen, längst in den Zeitungen lesen konnte, die politische Vernunft verleugnen und die logische Klarheit durch eine Flut dem Irrtum preisgebener Gefühle hinwegschwemmen lassen, dann wird abermals der Mannesmut an der falschen Stelle bejubelt. Wenn irgendwo überflüssigerweise verlautet, Rußland habe Deutschland zu einer vorgeschobenen, England es zu einer Verteidigungsbastion in Europa erkoren, dann werden geschmeichelt die Hände gerieben ob des Spielchens, zu dem man zwischen beidem Gelegenheit zu haben wähnt. „Kerls, wollt ihr denn ewig leben!“ soll Friedrich der Zweite von Preußen zurückweichenden Grenadieren zugerufen haben, und wenn er es nicht getan hat, so haben diejenigen, die es gewiß in freundlichster Absicht erdichteten, damit doch die Kardinaluntugend getroffen — den Mangel an Respekt vor der Heiligkeit des Lebens, der Größe des Rechtes, der Unverletzlichkeit der Wahrheit, auch der bittersten. Wie selten wird bei uns vorausgesetzt, daß die Haltung eines Menschen, sei es eines Parteiführers oder eines Zeitungsredakteurs, nicht unbedingt von irgendwelcher Interessenvertretung diktiert sein muß; wie wenig selbstverständlich ist die Anerkennung von Einsicht und Gewissen, wie gering die Achtung davor, wie allgemein

wird angenommen, eine Diskussion müsse, weil sie scharf ist, auch von persönlicher Feindschaft getragen sein. Sehr oft und überall in der Welt wirkt es auf Leute, die einander in der Sache bekämpften, ohne sich je von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden zu haben, bei ihrem Zusammentreffen als unbegreifliche Offenbarung, wenn sie dabei überhaupt erst entdecken, daß der andere sozusagen ebenfalls ein Mensch ist. Während jedoch in den meisten anderen Ländern daraus einfache Folgerungen gezogen werden, verharren Deutsche in einer Intransigenz, die sie entweder veranlaßt, auch bei der persönlichen Berührung die Befangenheit nicht abzulegen, oder aber sie hindert, außerhalb der persönlichen Sphäre die sachliche Unbefangenheit wiederzuerlangen. Man hält es bei uns für ein Zeichen von Perfidie, wenn zwei Politiker, die gestern an einem gastlichen Tisch sich manierlich unterhielten, heute wieder öffentliche Angriffe gegeneinander richten — weil man eben gar nicht imstande ist zu unterscheiden, daß gestern die Menschen gelöst von der Bindung sprachen und heute die an die Ueberzeugung gebundene Sache aus ihnen spricht. Mit dieser törichten Vermengung von Privatem und Oeffentlichem, dieser fixen Idee von der Unteilbarkeit des menschlichen Daseins, hängt es zusammen, daß man die Opposition als eine absolut teuflische, verbrecherische und daher niederzutrapelnde Angelegenheit betrachtet, statt als ein bedeutendes Mittel der Meinungsbildung und, auf höherer Ebene, als staatspolitische Funktion. Das klassische Beispiel, England, wo die Regierung auf dem Instrument der Opposition geradezu virtuos zu spielen weiß und sie als indirektes Mitteilungs- und Sondierungsorgan benutzt, werden wir wahrscheinlich nie erreichen, aber wir sollten uns wenigstens darum bemühen und schon den Anfang damit machen, ehe die parlamentarische Praxis beginnt.

Es ist notwendig, den Charakter dieser Zeit als einer Uebergangszeit zu betonen, die infolgedessen nicht nur voller Wandlungen, sondern auch voller Ueberbleibsel ist. Insofern sind die Atavismen, denen wir in ihr ebenso begegnen wie den Anachronismen, weder erschreckend noch symptomatisch. Aber der Begriff „Atavismus“ steht hier nicht allein für etwas, Ding oder Person, was sich selbst überlebt hat. Es scheint so zu sein, daß die Geschichte auch nach den unglaublichsten Einschnitten, vom anderen Ufer eines klaffenden Höllentals her, nachträglich eine Brücke rückwärts zu schlagen unternimmt. Personen und Ideen scheinen ihren normalen Lebensablauf nachholen zu müssen, nachdem er gewaltsam abgebrochen worden war. Ein gutes Teil von dem, was wir heute in Deutschland auf Rednerpodien sehen und hören, kommt auf dieses Konto. Die Ueberlebenden eines Schiffbruches, an dem sie hauptsächlich

schuld sind
auszuleben.
Napoleons
auf dem W
fähige Tal
gepflegt b
Raritätenk
Zweifelhaf
spenstert
ken: nein.
noch dring
neuen By
Gestalten,
allerdings
kunft Deu
lichen Mi
feierte sac
bemerken
wenn das
Deutschla
und die p
reiches ha
Monate g
Dauer, di
tausend J
dem Wes
einer uns
Föederalis
sondern
Länder r
nämliche
patriotisc
tismus st
Es war A
nicht Sk
Vermutli
diktatori
Diktatur
ist die i
besteht i
lösungen
nicht bl
Weg un
immer

schuld sind, gedenken sich, verspätet an Land geschwommen, noch auszuleben. So wurde einst die bourbonische Restauration durch Napoleons terroristischen Polizeiminister Fouché betrieben, und auf dem Wiener Kongreß erschien für Frankreich der wandlungsfähige Talleyrand, der wohl eine Art Vorläufer unserer grauen, gepflegt bärtigen Eminenzen aus dem Raritätenkabinett (und den Raritätenkabinetten) der Weimarer Republik gewesen sein muß. Zweifelhaft ist nur, ob unsere Tage luxuriös genug sind, den Gespenstertanz vom Scheintod Auferstandener zu ertragen. Wir denken: nein. Allmählich sollten Fragebogen über die Zeit vor 1933 noch dringender werden als über die Jahre nachher. Die von einem neuen Byzantinertum bekränzte Wanderrednerei schwankender Gestalten, die im Bilde einer staatserhaltenden Walpurgisnacht allerdings eine klassische Figur machen würden, hat mit der Zukunft Deutschlands genau so wenig zu tun wie der von ihrem preislichen Minnegesang, morgenlich leuchtend in rosigem Schein, gefeierte sachsenpreußische Unitarismus. Es war von jeher eine ihrer bemerkenswertesten Fähigkeiten, ein Hochzeitskarmen zu dichten, wenn das Betreffende schon im Grabe lag.

Deutschland ist tausend Jahre lang nicht unitaristisch gewesen, und die prophezeiten tausend Jahre des Großdeutschen Einheitsreiches haben unter ständigem Keuchhusten zwölf Jahre und drei Monate gedauert. Die Geschichte spricht ihre Urteile durch die Dauer, die sie den Staatsgebilden gewährt. Ein Zustand, dem sie tausend Jahre gibt, hat diese tausend Jahre verdient; er hat wohl dem Wesen derer, die in ihm leben, entsprochen. Vor kurzem hat einer unserer neuen Nationalisten wieder einmal behauptet, der Föderalismus, der kein Abrakadabra und kein Kasperletheater, sondern einen freiwillig eingegangenen Bund freier deutscher Länder meint, sei der „erste Schritt zum Separatismus“. Diese nämliche Behauptung ist hingegen der erste Schritt zu einer neuen patriotischen Preußenlegende, und den ersten Schritt zum Separatismus stellen Vorgänge dar wie die im Parteiwesen der Ostzone. Es war Abraham Lincoln, der das große Wort sprach: „So, wie ich nicht Sklave sein möchte, so möchte ich auch nicht Herr sein.“ Vermutlich wäre auch dem Letzten in Deutschland die Lust nach diktatorischem Anspruch vergangen, wenn die nationalsozialistische Diktatur durch uns selbst gestürzt worden wäre. Unsere Aufgabe ist die innere Revolution, die man auch Umerziehung nennt. Sie besteht in der Ordnung der Gedanken zuerst. Es gibt keine Patentlösungen, und wo ein Vorschlag als Patentlösung verkündet und nicht bloß erörtert wird als der nach genauer Erwägung beste Weg unter vielen, zu denen kein vollkommener zählt, da ist es immer ein Schwindel.

DIE STIMME DER JUGEND

Die neuerdings durch ein Abkommen geregelten Transporte der aus Polen ausgewiesenen Deutschen bestehen nach der Mitteilung der Ueberwachungsoffiziere zu zwei Dritteln aus Greisen, Greisinnen und Kindern; und auch sonst überwiegen diejenigen, die den Zenit des Lebens überschritten haben. Dadurch nimmt das Flüchtlingsproblem noch ernstere Formen an, weil in eng umgrenzte Landstriche, die durch den Krieg ohnehin von den Repräsentanten des besten Mannesalters entblößt sind, mehr und mehr Menschen über sechzig und unter fünfzehn hineingepumpt werden, die wieder und wieder helfende Hände benötigen, statt helfende Hände zu reichen. Dabei wird die äußere Strukturverschiebung vielleicht an Gewicht noch von einer inneren übertroffen. Wenn Menschenleben und Willenskräfte durch Zahlen ausgedrückt werden könnten, so wäre es — die Proportion des verbleibenden Raumes und seine apokalyptische Beschaffenheit einmal außer acht gelassen — ein bequemes Rechenexempel, den sieben Millionen Deutschen, die in diesem Kriege zu Tode kamen, die zwölf oder mehr Millionen Einwanderer aus den Ost- und Südostgebieten gegenüberzustellen, ebenso wie es ein einfaches Bilanzkunststück wäre, das physische Stärkemanko dieser Einwanderer durch den Jugendgehalt in der Masse der heimkehrenden Kriegsgefangenen auszugleichen. Aber auch die Heimkehrer sind größtenteils nur noch laut Geburtsschein jung. In normalen Zeitläuften versteht man unter der jungen Generation die Menschen zwischen achtzehn und fünfunddreißig etwa; was sie auszeichnet, sind außer Gesundheit und Körperfrische die Begeisterungsfähigkeit, die Einbildungskraft, das Vertrauensbedürfnis, die Macht der Wünsche und Hoffnungen — all das, was seinen Niederschlag in der banalen Maxime hat, daß der Jugend die Zukunft gehöre. Doch während es normalerweise die allgemeinen biologischen Gründe sind, die die Beschäftigung mit der Jugend, ihre Erziehung, ihre Anleitung zur Selbständigkeit zur zentralen Aufgabe machen und eigentlich die Summe aller Volksarbeit einzig in diesen Dienst stellen, blickt heute mit uns die ganze Welt auf die deutsche Jugend aus einer sehr besonderen Veranlassung. Oberflächlich betrachtet, ist es außer der Sorge um die politische Erweckung einer Generation, die mit Bewußtheit nichts oder fast nichts als den Nationalsozialismus kennengelernt hat, die Sorge um die Reparatur der Charakterschäden, die durch die ausschließliche Einwirkung einer Lehre der Charakterlosigkeit schlechthin sich bilden mußten. Insofern jedoch

ist es etw
scheiden
fluß biolo
Natürlich
Schmutz
wesentlic
lich davo
reingt w
der, eine
wurde, w
Antwort
Stunde v
kam unb
nichts a
Wenn w
mus bes
ledigung,
— dann
furchtba
Wirklich
Grauen
gegentör
Stimmen
Zwanzig
jährige,
Roussea
„Ich füh
gehörter
Jacques
Ihr Leb
Krieg. ,
wollen l
dritte I
Republi
ihren Q
dazu sin
miterlel
— nich
hunder
der We
sinnung
daß sie
ein sch
sich da

ist es etwas, das von dem Gesamtproblem des Volkes gar nicht verschieden ist und seinen Vorrang lediglich wieder durch den Einfluß biologischer Tatsachen gewinnt.

Natürlich ist die Frage, ob jemand aus dem nationalsozialistischen Schmutz befreit werden kann oder nicht, bei einem Dreißiger wesentlicher als bei einem Sechziger, aber das Ganze hängt schließlich davon ab, wieweit überhaupt die Luft über Deutschland gereinigt werden kann. Der fremdwortunkundige bayerische Bauer, der, einer hübschen Anekdote zufolge, im Dorfwirtshaus gefragt wurde, weshalb er seinen Nachbar nicht mitgebracht habe, und zur Antwort gab, der werde gerade desinfiziert — er war nämlich zur Stunde vor den „Denazifizierungsausschuß“ geladen —, dieser Mann kam unbewußt dem Sinn einer Notwendigkeit nahe, denn um nichts anderes als eine Seuche, eine Epidemie, handelt es sich. Wenn wir nun aber bedenken, daß nichts außer Nationalsozialismus besessen zu haben, soviel heißt, wie jetzt, nach seiner Erledigung, völlig leer, arm, elend, zusammengebrochen dazustehen — dann sind wir einen Schritt weiter auf dem Wege zu einer furchtbaren und in des Wortes wahrer Bedeutung „einmaligen“ Wirklichkeit. Tatsächlich ist es ja dies, was uns als eine von leisem Grauen durchzitterte Klage aus den Stimmen der Jugend entgegenönt.

Stimmen der Jugend: hier stocken wir schon. Wenn man liest, was Zwanzigjährige schreiben, möchte man oft wetten, es seien Vierzigjährige, hätte man sich nicht selbst überzeugt. Als Jean Jacques Rousseau seine Bekenntnisse schrieb, war er sechzig Jahre alt. „Ich fühle mein Herz — und ich kenne die Menschen.“ Es ist, als gehörten alle unsere „Stimmen der Jugend“ sechzigjährigen Jean Jacques Rousseaus. „Wir Jungen wollen das Leben“, schreibt einer. Ihr Leben, ihre Erfahrung war bisher der nationalsozialistische Krieg. „Wir wollen kein Dogma. Wir wollen den Volksstaat. Wir wollen keine Partei alten Stils. Wir wollen neu aufbauen.“ Jeder dritte Brief enthält ein Verdammungsurteil gegen die Weimarer Republik — nicht in einer Weise, als hätten sie diese Zeit in ihren Quellen studiert (sie haben es nicht, und die Möglichkeiten dazu sind heute beschränkt), sondern so, als hätten sie alles selbst miterlebt. Jeder zweite Brief fordert eine wahrhafte Demokratie — nicht, als wollten sie darum kämpfen, sondern als sei es seit hundert Jahren (denn so lange mindestens scheinen sie schon auf der Welt zu sein) ihre Anschauung, ihre Ueberzeugung, ihre Gesinnung. Sechzehn- und Siebzehnjährige beschwerten sich darüber, daß sie keinen Unterricht in Geschichte genießen — was zweifellos ein schwerwiegender Fehler ist; ein paar Zeilen weiter wehren sie sich dagegen, daß der Nürnberger Prozeß zum Lehrstoff gehören

soll —, ohne zu ahnen, daß auch dies Geschichtsunterricht ist. Sie wollen nicht mehr strammstehen, nicht mehr bloß gehorchen — sehr löblich; aber sie wollen auch „von jeglicher Politik“ verschont werden und verraten damit, daß alles, was sie vorbringen, gar keine „Stimme der Jugend“, sondern den Alten abgelauscht ist, die ebenfalls nicht begreifen, daß Strammstehen- und Gehorchenmüssen nur die Folge davon ist, daß man „von jeglicher Politik“ zufrieden gelassen sein will. Im übrigen verdanken sie es gerade Herrn Hitler, daß heute bis zum letzten rostigen Nagel, möchte man sagen, alles politisiert ist.

Nun hat es den Anschein, als solle dies eine Philippika gegen die Jugend werden. Weit gefehlt. Die Tragik beruht darauf, daß es gar keine Jugend mehr gibt; keine Jugend in dem Sinne einer glücklichen Periode, da alles Vergangene Gestern, alles Zukünftige Morgen heißt und die Phantasie mit ihren Idealen obenan steht. In verschollenen Zeiten, in denen die Eltern ihren aus dem Vaterhause scheidenden Söhnen noch als kostbarsten Besitz die guten Ratschläge mitgeben konnten und das fernere Leben der Jungen nur von dem freien Willen abhing, ob sie den Rat der Alten befolgen wollten oder nicht, entstand die schöne Geschichte von der Mutter, die ihrem zur Universität ziehenden Sohne beim Abschiedskuß zuflüstert: „Bringe mir nichts als dein Gesicht wieder.“ Die Jugend, die heute aus der Schule des Nationalsozialismus oder aus der Pesthölle seines Krieges wiederkehrt, hat ihr Gesicht eingebüßt. Sie hat nichts mehr, wodurch sie sich empfehlen könnte, und rings um sie ist eine Welt, die sich wiederum ihr nicht zu empfehlen vermag. Hamlets Freund Laertes hatte zum Vater nur einen Polonius, aber Polonius hatte als Einbläser einen Shakespeare; die Laertes von heute befinden sich lauter kleinen, auf ihre eigene Armseligkeit und Torheit gestellten Poloniussen gegenüber, und die Leichenberge sind samt der geistigen Fäulnis zu groß geworden, als daß die Trompete eines Fortinbras, selbst wenn ein solcher sichtbar wäre, genügte, um das Morgenrot einer reineren Zeit anzukündigen. Infolgedessen ist das Problem der Jugend heute mehr als je ein Problem ihrer Umwelt; die Umwelt aber ist heute viel grenzenloser als je, so grenzenlos, daß nicht allein die Jugend sich darin verliert, sondern daß auch wir die Jugend aus dem Auge verlieren.

Wir hören gelegentlich von sonderbaren Vorgängen in Kunstausstellungen, Theatern, Universitäten — Vorgängen, die uns an die Entwicklungen nach 1918 denken lassen; aber alle diese Dinge spielen sich an der Peripherie ab und sind obendrein infolge der Verbindungswege, die ungefähr denen des siebzehnten Jahrhunderts entsprechen, schwer kontrollierbar. Nachdem die zu Alarm berech-

tigenden
bei Niem
selbst de
Marburge
Elemente
gangenhe
und Erzie
betrifft,
rigsten E
los zu ex
Leben, n
kann, we
es selbst
rempelie
brav tast
genannte
scheidenc
in ihrer
misch is
auch blo
die schre
dort her
das der
des chau
bereitet
und dam
allen Un
Ein grau
habe nu
rate, du
die Sold
Soldaten
tegie wa
räterei“
ständen
land, ba
rat geüb
es den
ehrliche
den An
einem
oder ab
um zu
sozialis

tigenden Nachrichten über das Verhalten der Erlanger Studenten bei Niemöllers Vortrag ihre Wirkung getan hatten, hat Niemöller selbst dem Vorfall öffentlich eine harmlose Deutung gegeben; der Marburger Rektor, Professor Ebbinghaus, bezweifelt, daß die Elemente sehr zahlreich seien, die den Ungeist der jüngsten Vergangenheit zu einem Widerstand gegen jede Art von Aufklärung und Erziehung benutzen; und was den Lärm um Kunstaustellungen betrifft, so könnte man vielleicht fragen, ob es klug sei, die schwierigsten Exemplare expressionistischer Kunst heute voraussetzungslos zu exponieren, da wir uns doch alle darin einig sind, daß neues Leben, neue Politik, neue Kunst nicht eben da wiederbeginnen kann, wo altes vor 1933 aufgehört hat. Trotzdem, und obwohl es selbstverständlich ist, daß hundert junge Leute, die auf Anrempelen aus sind, mehr Aufsehen erregen als Tausende, die brav tastend ihres Weges gehen, darf man Begebenheiten wie die genannten ebensowenig unterschätzen wie überschätzen. Die entscheidende Schwierigkeit freilich liegt darin, daß auch die Jugend in ihrer Mehrzahl als fluktuierende Masse unter die Millionen gemischt ist, die kreuz und quer, Heimat, Obdach, Anverwandte oder auch bloß Geschäfte suchend, durch Deutschland ziehen. Dort ist die schroffste Gefährlichkeit, dort läßt sich nichts beaufsichtigen, dort herrscht das Halbdunkel, das Geraune, das Gerüchtfieber, das der Nährboden der Unvernunft, der seelischen Zermürbung, des chauvinistischen Wahnsinns ist. Bis diesem Zustand ein Ende bereitet werden kann, ist der beste Dienst, den wir der Jugend und damit dem Lande erweisen, der beispielgebende Angriff auf allen Unsinn, der sich verbreitet.

Ein grausiger Witzhöld hat kürzlich geäußert, die deutsche Sprache habe nur ein einziges gangbares Konjugationsparadigma: „Ich verrate, du verrätst, er verrät.“ Im vorigen Kriege haben angeblich die Soldaten die Offiziere, in diesem angeblich die Offiziere die Soldaten „verraten“. Während die eigenen Siege Wunder der Strategie waren, waren die Siege der Alliierten Resultate der „Verräterei“. Wer eine eigene Meinung hat, „verrät“ unter allen Umständen den, der eine andere oder keine hat. Bald wird an Deutschland, bald an der Vergangenheit, bald an der Arbeiterklasse „Verrat geübt“. Die Redlichen werden so lange „Verräter“ genannt, bis es den Anschein hat, als müsse man betrügen, wenn man einen ehrlichen Namen haben will. Der Erfolg: man verleiht denjenigen den Anschein des Rechtes, die nur allzu begierig sind, sich mit einem „Wir glauben an nichts mehr“ aus der Affäre zu ziehen oder aber eine „Verletzung der innersten Gefühle“ vorzuschützen, um zu verbergen, daß sie gar keine haben. So wird der Nationalsozialismus, der ja nur darum die totale Zerstörung wollte, damit

jede nachfolgende Bemühung um Demokratie scheitern müßte, noch nachträglich begünstigt; und es wird nicht lange dauern, bis man hören kann, der Nationalsozialismus sei als Idee ganz richtig gewesen, leider nur von Göring und Himmler „verraten“ worden. Dann werden die beiden jenseits alles Denkens stehenden, im Ursprung einander scheinbar widerstreitenden Auffassungen: die jüngere Generation sei aus Idealismus Hitler gefolgt, und: die deutschen Soldaten hätten nicht für Hitler, sondern für Deutschland gekämpft, sich auf ein und derselben Linie der Perversionen treffen. Der Perversionen: denn Deutschland ist ein überzeitlicher Begriff, Hitler aber hat ihn in der Zeit vernichtet.

Dieses Land ist nicht erst seit dem Ende des letzten Krieges ein Land der Verworrenheit. Seine besten Söhne durften nicht, wie die anderer Nationen, Klarheit an sich und in großen geistigen Höhen erstreben, sondern mußten zuerst einmal um die Klärung der niederen Verhältnisse ringen. Daß die Verworrenheit durch die Umstände auf die Spitze getrieben ist und den ungeheuerlichsten Ausdruck findet, ist nicht weiter verwunderlich. Es hat ohne Zweifel noch tiefere Gründe, wenn wir, zunächst voll Befremdung, erleben, daß die hereingebrochene Katastrophe so viele Gemüter mehr zur Rebellion, zu einer falschen Rebellion, als zur Besinnung veranlaßt. Eine Nation, die sich für Gögen statt für Göttliches geopfert hat, deren Herren, mit Montaigne zu sprechen, „ein heimtückisches Benehmen mit den Namen Mut und Tapferkeit belegen“, den „Hang zur Bosheit und Gewalttat Dienstfeier nennen“ und „den Krieg schüren, nicht weil er gerecht ist, sondern weil es der Krieg ist“, eine Nation, die eben deshalb so Schreckliches durchgemacht hat, daß sie verlernte, sich vor irgend etwas zu entsetzen, die unentwegt und in einem fast ungläubwürdigen Maße unbewegt dem Tod ins Gesicht geblickt hat und, am Rande des Nichts angelangt, von der Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit gegenüber allem noch Möglichen und Erdenklichen befallen ist — eine solche Nation schwebt in der tödlichen Gefahr, daß sie wie ein trotziges Kind anfängt, sich am Boden zu wälzen, sich sozusagen unwohnlich dort einzurichten, wohin sie vom Erdbeben niedergeschmettert wurde, sich an das Leben in Ruinen zu gewöhnen, ohne ein anderes zu wollen, entwurzelten Bäumen ähnlich, die, flach über die Erde gestreckt, ein kümmerliches Sprossen versuchen. Und darin sind sich, wenn man die Gesamterscheinung, nicht bloß Ausschnitte berücksichtigt, ob alt oder jung, alle gleich. In den Zuschriften der Jugendlichen werden Vorwürfe über Vorwürfe auf die „Alten“ gehäuft, die, während die Jungen noch Kinder waren, den Nationalsozialismus zur beherrschenden Macht werden ließen. Gut; aber obwohl dies nach Opposition, wenn auch nach Opposition post

festum au
nämlich is
Kampf de
Jungen de
rationen
den Scha
Die Situa
Hebels G
einer ver
die, jeder
hern, der
adelphia
sagte der
worden.“
und Nirg
gehen sie
wobei sie
wirrung
Standpur
die aller
Jugendlic
sagt: „Di
Ohne fr
führt zu
gleiche Z
Parteien
Mitglied
sie die M
zu mißa
Saboteur
lichkeit,
Schlagw
Entschlo
und erh
hinter d
heit gef
In orde
lichung
will, ist
sondern
einande
getreten
Jugend.
Auf d

festum aussieht, ist es nur ein unbeträchtliches Ressentiment. Dies nämlich ist in der Geschichte die erste Zeit ohne einen wahrhaften Kampf der Generationen. Zum ersten Male ist das Problem der Jungen das Problem der Alten; zum ersten Male stehen alle Generationen unter demselben Lebensgesetz, unter demselben drückenden Schatten, unter demselben Eindruck der Aussichtslosigkeit. Die Situation gleicht jener der beiden Männer in Johann Peter Hebels Geschichte aus dem „Rheinischen Hausfreund“, die nach einer verhängnisvollen Folge von Irrung und Verwechslung (durch die, jeder um den anderen besorgt, der eine gewalttätigen Werberrn, der zweite beinahe dem Henker zum Opfer fiel) in Philadelphia unverhofft sich wiederbegegnen. „Hol dich der Teufel“, sagte der eine, „deinetwegen bin ich zum Matrosendienst gepreßt worden.“ Der andere antwortet: „Und du vermaledeiter Ueberall und Nirgends, deinetwegen hing ich schon am Galgen.“ Dann gehen sie ins Wirtshaus und unterhalten sich über ihr Schicksal, wobei sie Freunde fürs Leben werden. Gegen die äußerste Verwirrung kann eben nur äußerste Abzirkelung und Erneuerung der Standpunkte helfen. Pathos ist niemals neu. Neu sind immer nur die allerdürresten Worte. Ein britischer Stabsoffizier hat es vor Jugendlichen in Berlin mit solch dürrn Worten ungefähr so gesagt: „Die Quintessenz der Demokratie ist freie Meinungsäußerung. Ohne freie Meinungsäußerung bekommen wir die Diktatur. Es führt zu nichts Gutem, wenn behauptet wird, Parteien hätten gleiche Ziele, und sie haben sie tatsächlich nicht. Innerhalb der Parteien muß die Meinung ebenso frei sein, auch für die jüngeren Mitglieder. Die Mehrheit soll bestimmen, doch sie hat, bloß weil sie die Mehrheit ist, nicht das Recht, die Ansichten der Minderheit zu mißachten oder jeden, der mit ihr nicht übereinstimmt, einen Saboteur zu nennen. In einem Gemeinwesen ist die Einzelpersönlichkeit, nicht Staat oder Partei, das Wesentliche. Dogmen und Schlagworte sind niemals Besseres als halbe Wahrheiten. Mut, Entschlossenheit und Furchtlosigkeit vor Angriffen allein bilden und erhalten eine Demokratie, in der niemand mit seiner Meinung hinter dem Berge hält, weil ihm etwa Opposition gegen die Mehrheit gefährlich erscheint.“

In ordentlichen Zeiten, wo, nach Pestalozzi, man „keine Verstaatlichung des Menschen, sondern eine Vermenschlichung des Staates“ will, ist die Stimme der Jugend nicht an Lebensalter gebunden, sondern alle Stimmen tönen jung. In diesem unordentlich durcheinandergeworfenen Deutschland ist etwas ganz anderes eingetreten: alle heimkehrenden Soldaten sprechen eine Stimme der Jugend, die die Stimme der Unerfahrenheit und Ratlosigkeit ist. Auf den Straßen begegnet man ihnen, wie sie aus der Kriegs-

gefangenschaft kommen: die äußere Erscheinung, Anzug, Gang, Gestalt und Wesen, ist verschieden, je nachdem, was sie durchgemacht haben oder auch woher sie kommen und wohin sie gehen, ob sie schon lange auf den krummen Pfaden umherirren, zu denen sie, jeden Haltes beraubt, den das Wissen um Heim und Familie zu bieten vermag, gezwungen sind, oder ob sie ein Ziel vor Augen haben, auf das sie zusteuern und gegen das alle bürokratischen Hindernisse machtlos bleiben. Mit vielen von ihnen marschiert die Einsamkeit; die Einsamkeit des Niemandlandes, das ihre Welt geworden ist, und aus dem ihre Gedanken stammen, sorgsam verschlossen; die Einsamkeit des Mißtrauens, der Verlorenheit, oft auch des Trotzes. Wer, der ihre Gesichter sieht, die müden Augen, die verhärmten Lippen, die ergrauten Schläfen, denkt daran, was sie bewegen mag, wie sie so unbeachtet, hoffungslose Menschenverächter, ihres Weges ziehen? Nicht alle, die da heimkehren — auch aus diesem einst so schönen, von der Poesie aller Zeiten umwobenen und dem ursprünglichsten aller Gefühle entsprossenen Wort hat dieses Jahrhundert eine grausige Farce gemacht —, nicht alle von ihnen sind unverbesserliche Landsknechtstypen. Es wäre ein Unrecht, nicht die Menge derer zu erwähnen, die den Hitlerkrieg nicht nur als geschworene Feinde des Nationalsozialismus, sondern auch des deutschen Militarismus überhaupt mitgemacht haben oder durch ihre Erfahrungen in den Kasernen und an den Fronten dazu geworden sind; und es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß die Unterschiede in der Denkart durch die Unterschiede der Generationen bedingt werden. Wie es gewisse Probleme gibt, an denen sich nicht Parteien scheiden, sondern bei denen die Kluft zwischen den Auffassungen mitten durch alle Parteien hindurchgeht, so steht auch hier nicht etwa die Jugend geschlossen gegen das reifere Alter. Viele der jungen Heimkehrer haben die gesunden Anschauungen, die den älteren zukämen, und viele der älteren sind über den Horizont der Hitlerjugend nicht hinausgelangt. Dieser letztere Teil, der wieder mit einem Teile der jüngeren Generation korrespondiert (zugegeben, leider, dürfte es die Majorität sein), befindet sich im Schatten von gestern, und dieser Schatten, über den sie nicht springen wollen, verfolgt nicht bloß sie, er folgt ihnen überall hin, macht sich selbständig, verbreitet sich, zieht auch die Umgebung und alles, was mit ihm in Berührung tritt, Menschen und Dinge, in seinen durch Verzweiflung und Modergeruch gezeichneten Bann. Die anderen aber — —

Die anderen haben sich von der Niederlage des Nationalsozialismus etwas Bestimmtes erwartet. Daß diese Hoffnungen, was die äußeren Bedingungen anbelangt, nicht in Erfüllung gegangen sind, ist weder ihre noch unsere, noch irgend jemandes Schuld. Ohne

Zweifel
macht w
wesentli
Urteil d
sehen w
des Krie
inmitten
des loka
glomera
Auch de
Schatz d
Studien
analytisi
anhaftet
faßt, ka
die Ges
sammen
noch di
schichte
setzunge
muß er
lich, ab
exakte
von der
lichkeit
Der ers
politisc
stand.
durchw
stiges u
dung u
1920 u
Jahrzel
Diejeni
haben
weil sie
gelernt
hergew
eine fr
ganz u
neben
schlang
Komm
uns mi

Zweifel hätte im Verlauf des letzten Jahres manches anders gemacht werden sollen, als es gemacht worden ist; ob es dadurch wesentlich besser geworden wäre, steht dahin. Wenn einmal das Urteil der Geschichte darüber gesprochen wird, darf nicht übersehen werden, daß eine Lage wie die, in der Deutschland am Ende des Krieges und nachher war, weil ohne Vorbild, zu Experimenten inmitten von Schwierigkeiten nötigte, die aus dem Elementarsten des lokalen Lebens so gut wie aus dem naturnotwendigen Konglomerat der heterogensten internationalen Faktoren rührten. Auch der gewissenhaft abwägende Historiker kann nur aus dem Schatz der Erkenntnisse urteilen, den er in langen und harten Studien gesammelt hat, und dem, mag er noch so reich und analytisch gesichert sein, doch immer die Mängel der Hypothese anhaften werden. Denn wenn er sein Amt verantwortungsvoll auffaßt, kann er sich nicht mit den Begebenheiten begnügen, die ihm die Geschichte liefert, nicht einmal die Durchleuchtung der Zusammenhänge und Hintergründe reicht aus; er muß daneben auch noch die Geschichte betrachten, die es niemals gegeben hat, Geschichte, wie sie hätte eintreten können, wenn die Voraussetzungen andere gewesen wären. Diese Voraussetzungen jedoch muß er konstruieren, so haarscharf nach der Wirklichkeit wie möglich, aber sie sind nur vergleichsweise greifbar, weil eben die exakte praktische Gegenprobe niemals gemacht wurde und niemals von der Geschichte selber gemacht wird, einerlei wie viele Ähnlichkeiten und Berührungspunkte man in Einzelheiten finden mag. Der erste Weltkrieg wurde von jung und alt mit einem bewußten politischen Willen erlebt, gleichviel auf welcher Seite der einzelne stand. Mit Ausnahme der allerjüngsten Jahrgänge, die anfangs durchweg Freiwillige waren, hatten sie alle noch ein gewisses geistiges und seelisches Gewicht durch den Fundus an Erziehung, Bildung und Wissen, der ihnen vor 1914 zuteil geworden war. Zwischen 1920 und 1930 war es in Deutschland Mode geworden, dieses erste Jahrzehnt des Jahrhunderts als muffig und dekadent zu verlästern. Diejenigen, die heute, fünfzig und mehr geworden, noch leben, haben vielleicht jetzt erst die Jahre ihrer Jugend schätzen gelernt, weil sie neue Generationen aufwachsen sahen, die wenig oder nichts gelernt haben und entweder zwischen allerlei Extremen hin- und hergeworfen wurden, ohne auch nur die Spur einer Erinnerung an eine friedlichere Welt und klare Existenzen zu besitzen, oder aber ganz und gar der Hitlerschen Vernebelung anheimfielen, die ihnen neben der Vergangenheit auch noch Gegenwart und Zukunft verschlang. Indessen sogar dies wäre kein Anlaß, ohne Vertrauen auf Kommendes und mit Argwohn auf Heutiges zu blicken, wenn wir uns mühten, einer Bedingung, einer einzigen, gerecht zu werden —

wenn wir denen, die von bestem Willen beseelt sind, die Aufnahme gewährten, die sie suchten, nämlich in einem wahrhaften Reiche (hier hat das Wort seinen Platz) der Demokratie.

Alle diese jungen Leute sind begierig zu sehen, was Demokratie denn nun eigentlich bedeutet; und wenn wir von den jungen Leuten sprechen, so rechnen wir alle zu ihrem Kreise, die sich verloren, ja auch die, die sich nach so typisch deutscher Weise „verraten“ fühlen. Es wäre so einfach, ihnen zu helfen. Es wäre gar nicht so schwierig, sie zu gewinnen. Es wird immer als schwierig dargestellt — weil besondere Schwierigkeiten geschaffen worden sind. K. G. Chesterton bekennt: „Ich verstand wirklich nicht, was ich mit Freiheit meinte, bis ich sie mit dem Namen Menschenwürde bezeichnet hörte.“ Genau so ergeht es allen, die aus den Stacheldrahtzäunen, den tatsächlichen oder den geistigen, entlassen sind: sie verstehen nicht, was mit Freiheit gemeint ist, denn sie treffen vieles an, was sie lieber entbehrten, aber das einzige Unentbehrliche, das alle körperlichen Entbehrungen aufwiegt, die Achtung vor der Menschenwürde, treffen sie nicht an. Man muß erlebt haben, wie das vielerorts von einer neuen „Einheitspartei“ gebotene Bild der vergewaltigenden „Umschulung“ auf Menschen wirkt, die unbefangen, vorurteilslos und hoffend in die noch unverstandene „Freiheit“ traten — man muß es erlebt haben, um in einem Maße erschüttert zu werden, wie es nicht einmal durch den Einbruch der nationalsozialistischen Finsternis geschehen konnte, denn vom Hitlerismus hatte man sich ja keines anderen versehen. Da stehen sie nun ratlos, diese Menschen, weil man ihnen sagt, sie seien frei. Statt daß die Freiheit ihnen als ein Wunder erscheint, wundern sie sich über eine Freiheit, die ihnen im nämlichen Augenblick, da sie ihnen geschenkt wurde, auch schon wieder genommen wird. Wo es wesentlich wäre, sie nach einer beispielhaften Begegnung zu einer Entscheidung aufzurufen, die ihnen die Wahl läßt, stellt man sie vor den Zwang, zu einer fertigen Sache ja oder nein zu sagen. Wir können es ihnen nicht verargen, wenn ihre erste — man verzeihe uns das bittere Wort — Reaktion darauf sich in der Meinung äußert, wenn das der Effekt von Hitlers Ende sei, begriffen sie nicht, warum sie neu anfangen sollten. So stehen sie denn, wie ihre Antipoden im Schatten von gestern, im Schatten von morgen. Wir müssen uns ihrer annehmen. Wir müssen, wenn es denn ohne Kampf nicht gehen soll, aus ihnen Kämpfer für das machen, was die erlauchtesten Namen uns als den Inbegriff der Demokratie überliefert haben, und was wir durch keine List, durch keine Heimtücke, durch keine Ignoranz, keinen Hohn, keine gemeine Verleumdung und auch durch keine primitiv-doktrinäre Ideologie verfälschen lassen wollen: die Un-

antastbar
freiheitli
üherrann
und wir
entsühne
haben, a
Täusche
schwäche
welt, die
was ihr
ten Ene
Mal ver
die eige
achten -
„Das al
Oelbaun
schrieb
Frieden
Das war
den Ge
dürfte
Satan g
Unschul
wiß; ih
Deutsch
vielen
gelernt
sollte,
wenn d
Leute
normal
gefang
Hunde
haben,
beschü
Friede
schen
vergeh
pessim
schicht
nicht,
selbst
nächst

antastbarkeit der Persönlichkeit, das Recht, die Würde und die freiheitliche Selbstbestimmung des Menschen. Konnten wir einmal überrannt werden, ein zweites Mal wird es uns nicht widerfahren, und wir wüßten kein richtigeres Mittel, uns von der Schuld zu entschuldigen, die wir durch die Duldung des einen auf uns geladen haben, als daß wir beim anderen bis zum äußersten widerstehen. Täusche sich niemand in unserer Kraft. Sie ist desto stärker, je schwächer sie das vorige Mal war. Hinter uns steht eine Kulturwelt, die zwar in ihren Grundfesten wankt, die aber das wenige, was ihr an unvergänglichem Besitz noch blieb, mit aller gesammelten Energie zu behaupten willens ist. Erst wenn wir ein zweites Mal versagten, büßten wir die Selbstachtung ein. Solange wir aber die eigene Gesinnung achten, sind wir fähig, auch die fremde zu achten — falls sie die gleichen Grundsätze der Freiheit anerkennt.

„Das alte athenische Gesetz sollte gelten, welches die Früchte des Oelbaumes nur unschuldigen Kindern zu pflücken erlaubte“, schrieb Jean Paul, und davor steht der Satz: „Die Handhabung des Friedens wird uns jetzt vielleicht schwerer als die des Krieges...“ Das war vor hundertvierzig Jahren, und der einzige Unterschied in den Gefühlen der jetzt um den Frieden ringenden Staatsmänner dürfte der sein, daß sie nicht ganz sicher sind, ob in diesem vom Satan gesegneten Jahrhundert nicht auch die Kinder schon ihre Unschuld verloren haben. Die Jugendlichen im weiteren Sinne gewiß; ihnen ist die Kindheit gestohlen worden, wie uns, den älteren Deutschen, Freiheit und Vaterland gestohlen wurden; sie haben in vielen Ländern zugleich Entbehrung und Todesangst kennengelernt und von der Freude des Lebens, die ihr Vorrecht sein sollte, nur wie aus einem Märchen gehört. Noch auf lange, auch wenn dem Buchstaben nach Friede wird, werden Millionen junger Leute fern von Heimat und Angehörigen weilen müssen und einer normalen Beschäftigung entzogen sein; wenn einmal unsere Kriegsgefangenen zurückgekehrt sind, wird dieses Los immer noch die Hunderttausende treffen, die als Okkupationstruppen die Aufgabe haben, ihre Völker, die Welt und Deutschland selbst davor zu beschützen, daß der Bazillus der Gewalt wieder virulent wird. Der Frieden wird kostspielig sein, und bis die Menschheit seiner ethischen Werte teilhaftig wird, werden vielleicht noch zwanzig Jahre vergehen; aber wenn wir uns bewußt bleiben, daß dies keine pessimistische Auffassung, sondern ein heilsames Gebot der Geschichte ist, die sich um ihre Lehren, ob man sie annimmt oder nicht, nicht betrügen läßt, können wir Stufe um Stufe, indem wir selbst daran arbeiten, mit derselben Genugtuung betreten, die der nächsten Generation das vollkommene Gebäude gewähren soll. Die

Sünden der Väter werden nun einmal heimgesucht, und wenn unsere Jugend, anfänglich niedergeschlagen und ratlos ein neues Ideal suchend, das sie nach Lage der Dinge nicht in der notwendigen Klarheit finden konnte, sich jetzt mehr und mehr zu leidenschaftlicher Anklage aufrafft gegen uns, die wir sie in den Jahren ihrer kindlichen Unwissenheit nicht vor diesem Schicksal bewahrten, so haben wir die Pflicht, ihr so rasch wie möglich eine reale Welt zu erschaffen, die illusionslos hart, aber auch frei von Verwirrungen und Anklängen an die untergegangene ist. Statt „Einheit“ dort zu beschwören, wo sie sowohl im Sinne wahrer Demokratie wie in nüchterner Erkenntnis der Tatsachen nichts zu suchen hat, sollten wir das einzige Bild der Geschlossenheit und Einheitlichkeit bieten, das uns frommt — in dem Willen, unsere Verantwortlichkeit für das Geschehene zu bejahen, keine Ausflüchte zu erfinden, das Gegenwärtige in jeder Form als unvermeidliche Folgeerscheinung zu betrachten und Ehre, Stolz und Würde erst dann wieder als Argumente zu verwenden, wenn wir uns ein Anrecht darauf erworben haben.

Dies ist die eine Seite unserer Situation. Die andere sehen wir nicht minder deutlich: dort treiben diejenigen ihr Unwesen, über deren Bestimmung als „Reaktionäre“ wir uns sogar mit dem begriffsstutzigsten Publizisten einigen können. Sie üben sich nicht, wie die Feinde von links, in getarnter Demokratie, sie spielen vielmehr echte Demokratie. Taktik ist beides, die politische Schauspielerei wie die Kunst der politischen Manöver, und die Gemeinsamkeit besteht darin, daß die Demokratie nicht als Selbstzweck bestätigt, sondern zu demokratiefremden Zwecken benutzt werden soll. Falsche Freunde sind schlimmer als echte Feinde, aber falsche Feinde sind sicherlich nicht besser. Jedenfalls mißtrauen wir gründlich den Leuten, die uns einreden wollen, daß wir, „zwischen den Zeiten“ lebend, uns davor hüten müßten, die „großen Preußen“ der ihnen bisher zugebilligten Bedeutung zu entkleiden und nur noch das Allzumenschliche bei ihnen als Maßstab ihres geschichtlichen Wertes gelten zu lassen. Damit, so heißt es, entstünde an Stelle des früheren Zerrbildes der Verherrlichung ein solches der Entehrung. „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum.“ Wie Faust mit Religionsphilosophie der Gretchenfrage nach dem Christentum auszuweichen trachtete, so will man uns mit dem Hinweis auf ein paar nicht allzu fadenscheinige Besonderheiten der Tradition vergessen machen, daß es sich im Grunde um die Urheber und Verkörperungen des Nationalismus, des Militarismus, des Imperialismus und sonstiger, durch derlei verdächtige Endsilben betonter schlechter Eigenschaften handelt. Wo ein Generalnenner benötigt wird, damit endlich ein-

mal ein
schwer z
Staatsph
womit n
dige Ve
keit um
all in F
und so
sönlichk
gehinde
Verkün
bis zur
anderth
des fur
den Gr
einfach
als sie
lung ve
Lichnov
sagte I
in Lon
„Die E
über d
Nation:
dieser
der Na
Augenl
Umweg
Lichno
vielleic
mensch
und w
Wort
stärker
schen

mal eine Rechnung aufgeht, darf man sich nicht durch etliche schwer zu behandelnde Bruchstriche beirren lassen.

Staatsphilosophie und wissenschaftlich-politische Ideale sind nichts, womit man aus dem Chaos einen Anfang bilden kann. Eine lebendige Verfassung bedarf nur des Willens, Naturrechte in Wirklichkeit umzusetzen. „Der Mensch ist frei geboren und liegt doch überall in Fesseln“ — so begann Rousseau seinen „Contrat social“, und so beginnen wir heute wieder. Der Grundsatz, daß jede Persönlichkeit eine Sphäre besitzen soll, in der sie imstande ist, ungehindert ihre Lebenskraft zu entfalten, ist es wert, daß von der Verkündung der Menschenrechte durch die Französische Revolution bis zur Charta der Vereinten Nationen darum gerungen wird. Daß anderthalb Jahrhunderte darüber vergingen, mit dem Ergebnis des furchtbarsten Rückschlages, spricht nicht gegen, sondern für den Grundsatz, der so einfach, so klar, so gradlinig ist, daß er einfachere Herzen, klareren Geist und geradere Wege verlangt, als sie eine durch die wilden Verschlingungen technischer Entwicklung verwirrte Menschheit auf Antrieb zu bieten vermöchte. Fürst Lichnowsky, deutscher Botschafter bei Seiner Britischen Majestät, sagte 1914 bei der Kaisersgeburtstagsfeier der deutschen Kolonie in London, sechs Monate vor Ausbruch des ersten Weltkrieges: „Die Entwicklung des neuen Deutschland geht vom Preußentum über das Deutschtum zum Menschheitsgedanken.“ Er ließ den Nationalsozialismus aus, denn eine solche Verirrung konnte sogar dieser in der Tiefe gläubige Skeptiker nicht ahnen. Aber auch der Nationalsozialismus mag — das liegt an uns, in diesem unseren Augenblick — nur einer der von der Geschichte beliebten Ab- und Umwege gewesen sein. Der Herr der Wilhelmstraße hat damals Lichnowsky nicht gerügt. Er hat es stillschweigend hingenommen, vielleicht hat er geschlafen, obwohl er in derlei Fällen selten so menschlich war wie Vater Homer. Nach mehr als dreißig Jahren, und was für Jahren, sind wir dazu berufen, uns an Lichnowskys Wort zu erinnern und Vorkehrungen zu treffen, damit hinfort stärker als von der „Geschichte der Deutschen“ von den „Deutschen in der Geschichte“ die Rede sei.

WELTBÜRGER

Die Zeiten, in denen die Menschen sich aus natürlichen Gründen auf die Frühlingssonne freuten, das junge Grün, die frohen Vogelstimmen, das wiedergeschenkte Licht und den blauen Himmel mit der dankbaren Heiterkeit dessen genossen, der sich gleich den Osterspaziergängern in Goethes „Faust“ wie neugeboren fühlt — diese friedlichen und einfach menschlichen Zeiten sind für den größten Teil der Welt ein Märchen geworden. Frühling bedeutet nur noch, nicht mehr frieren und abends nicht mehr so lange im Dunkeln sitzen zu müssen; aber auch das ist keine Erlösung, keine Enthebung von Sorge, denn nun eilen die Gedanken schon wieder dem nächsten Winter zu, und die Frage, ob er noch schlimmer oder vielleicht ein ganz klein wenig besser als der vorige werde, läßt keine Ruhe. Jedes Scheit Holz, jetzt gespart, wird als Kapital betrachtet, und statt mit Wanderstab und Mandoline wird man mit Aexten und Säcken in die Wälder ziehen. Sogar die Arbeit in den Feldern und Gärten, einst durch das Gleichmaß der Natur geregelt, wird vom Fieber der Not diktiert, und die Monate, in denen Bäume und Sträucher unbekümmert sich schmücken, stellen nur den „Engpaß bis zur nächsten Ernte“ dar. Jede Wolke, die ohne Regen vorüberstreicht, jeder rauhe Wind und jeder sonnenlose Tag wirkten wie ein Alpdruck, der den Segen der Erde vertreibt — einer Erde, die mutwillig geschunden ist und auch dort, wo sie unbefleckt blieb, nicht mehr die Empfindung eines Ueberflusses erzeugt, der genügt, um den Hunger in der Welt zu stillen.

Einen Frühling, der nichts ist als Unbeschwertheit und ewiges Schauspiel der Auferstehung, gibt es nicht mehr. Schönheit und Freude sind dahin, dahin sind auch Mitleid und Barmherzigkeit, die Fähigkeit zu jener inneren Anteilnahme und seelischen Erschütterung, die ein göttliches Erbteil der Menschen war. Es ist in Rauch und Flammen aufgegangen, ganz so wie der irdische Besitz. Das Elend ist zu allgemein geworden, als daß das Schicksal des einzelnen länger als die zwei Minuten interessieren könnte, die er benötigt, um es zu erzählen. Vor hundert Jahren prägten die Dichter, voll in die Saiten der politischen Leier schlagend, das Wort vom „Völkerfrühling“. Aber in Deutschland waren die Dichter meist schlechte Politiker, was noch hätte hingehen mögen, wenn nicht die Politiker fast immer schlechte Dichter gewesen wären. Gewöhnlich wird es so dargestellt, als sei die Achtundvierziger Demokratie durch die Reaktion erwürgt worden. Bemerkenswerterweise jedoch hat die Reaktion bei solchen Völkern, denen Demokratie ein unwandelbarer realer Begriff und kein Gegenstand romantischer

Schwärz
können
wie Bl
Demok
war „V
„Einhe
perialis
talität
lied „ü
für der
des Di
dringun
Hitlerg
Antich
soren
Feinde
kularis
Kircht
umfass
Demok
man e
knecht
Demok
so sta
selbst
genügi
ein W
Gewer
oder
recht
Histor
welche
Demo
licher
Staate
schüt
ten, z
Grund
von I
perm
Recht
die P
bewa
gezei

Schwärmerei war, niemals einen entscheidenden Schlag führen können. In der Paulskirche war es nur eine kleine, von Männern wie Blum, Schüler und Simon geführte Minderheit, die wirklich Demokratie meinte, wenn sie für Demokratie stritt. Den anderen war „Volkssouveränität“ lediglich ein Vorwand für nationalistische „Einheitsbestrebungen“ und ein Mittel zu den Zwecken des Imperialismus, verbunden mit mittelalterlichen „Reichs“sentimentalitäten: das „geeinte große deutsche Reich“, dem sie das Wiegenlied „über alles in der Welt“ sangen, dünkte sie eine Vorbedingung für den Platz an der Sonne, den sie nicht mit der Bescheidenheit des Diogenes, sondern mit der Herrschsucht und dem Durchdringungswahn der Seleukiden erstrebten. Ähnlich wie viele Hitlergegner nicht den Zielen, nur den Methoden des modernen Antichristes abhold waren, standen 1848 die politisierenden Professoren gegen die deutschen Fürsten nicht, weil sie in ihnen die Feinde der erklärten Menschenrechte, sondern die Vertreter partikularistischer dynastischer Interessen sahen. Sie bekämpften die Kirchturmspolitik der Monarchen, aber sie kämpften nicht für eine umfassende Demokratie. Ebensowenig, wie man heute dadurch Demokrat wird, daß man „Antifaschist“ ist, ebensowenig wurde man es damals allein durch den Umstand, daß man kein „Fürstensknecht“ sein wollte.

Demokratie kann nicht von außen umgebracht werden, wenn sie so stark ist, daß sie weiß, worauf sie beruht; sie wird durch sich selbst umgebracht, wenn sie für ihre eigenen Forderungen ein ungenügendes Verständnis hat. In dem Entwurf der Paulskirche für ein Wahlgesetz findet sich der Passus, daß die „Dienstboten, Gewerbegehilfen und diejenigen, die für Tagelohn, Wochenlohn oder Monatslohn arbeiten“, weil „nicht selbständig“, kein Wahlrecht haben sollten. Man erschrickt, wenn man das liest. Aber der Historiker erkennt darin die Grundirrtümer, die sich mit irgendwelchen Varianten in Deutschland stets wiederholen, sobald die Demokratie wieder einmal auf der Tagesordnung steht. Kein künstlicher Nebel kann so dicht sein, als daß der Unterschied zwischen Staaten, denen die Freiheit der Persönlichkeit als das höchste zu schützende Gut gilt, und solchen, die sie als einen Humbug betrachten, zu verwischen wäre. Es gibt verschiedene Wege, demokratische Grundsätze wirksam zu machen; aber es gibt nicht mehrere Sorten von Demokratie. Vom Standpunkt der Demokratie aus herrscht ein permanenter Kampf — der einzig zu rechtfertigende — zwischen Recht und Unrecht, Freiheit und Tyrannei. Doch nur dann, wenn die Positionen der Demokratie nicht voll wirksam sind, artet er in bewaffnete Konflikte aus; und sogar dann, wie der Fall Hitler gezeigt hat, ist die Demokratie, wenn sie Selbstvertrauen übt

und die Macht ihres Prinzips entfaltet, nicht im Nachteil. Anhänger der reinen Gewalt mögen Augenblickserfolge buchen gegenüber Anhängern des reinen Rechtes, denen durch ihre Ideale Grenzen gesetzt sind; aber gerade weil sie diese Grenzen nicht überschreiten, nicht überschreiten dürfen, ohne sich aufzugeben, gerade darum wird die letzte Stunde ihnen gehören und nicht den Polizeistaaten, die durch ihr System bezeugen, daß sie kein besseres Selbstvertrauen besitzen.

Inzwischen ist das Lied vom Völkerfrühling, nachdem es 1918 ekstatisch zum Menschheitsfrühling erweitert worden war, desto jüher verklungen. Die Lage hat eine Zuspitzung erfahren, die nach dem vorigen Kriege kein Mensch für möglich gehalten hätte. „Nie wieder Krieg!“ war in jenen gespenstisch entrückten Tagen der erste Ruf, der aus dem Schweigen des Grauens heraus ein hallendes Echo weckte. Nach der zweiten Weltkatastrophe müssen wir die Feststellung treffen, daß dies der erste Fall in der Geschichte ist, wo unmittelbar nach dem Ende des einen Krieges, und das mit einer Ungenierteit ohnegleichen, man möchte sagen mit einem prickelnden Gruseln, vom nächsten gesprochen wird. 1918 war zwar die Welt nicht annähernd so ruiniert wie heute, jedoch man hatte genug, man fühlte sich erschöpft. Liegt es, wenn man heute anders empfindet, daran, daß die Totalität der Verwüstung den Menschen jedes Maß der Vernunft und überhaupt des Bewußtseins genau so entzogen hat wie jedes Maß des Grams, der Beschwerde, der gesamten leiblichen und seelischen Existenz? Vielleicht. Vielleicht warten viele Kreise unseres Volkes auf ein Wunder der internationalen Verwicklung, das die furchtbare Situation zu „retten“ vermöchte, gerade so, wie sie während des Krieges auf das Wunder der neuen Waffen gewartet haben. Auch das ist ja nur eine Fortsetzung dessen, was die deutsche Politik nicht erst seit Hitler, hier aber in der höchsten, gefährlichsten und idiotischsten Potenz, bestimmt hat: die Unwissenheit hinsichtlich der Weltzusammenhänge, die voraussetzt, daß die andere Seite in den gleichen Kategorien denke wie man selbst, die Unfähigkeit, zu entscheiden zwischen dem Wunschbild, das man sich von den Völkern macht, und dem Wirklichkeitsbild, das die Völker bestimmend in sich selber tragen.

Die Fama hat mit Fortuna die rollende Kugel unter den Füßen gemein; „fama crescit eundo“, konstatierte Vergil, aber indem es sich verbreitet, wächst das Gerücht nicht nur als solches, auch seine phantasmagorische Grundlage verzerrt sich ins Ungemessene dabei. Andererseits läßt sich nicht ignorieren, daß die irrige Meinung von der Unvermeidlichkeit eines neuen Krieges sich anschickt, die ganze Welt zu ergreifen. Die Menschen unseres Jahrhunderts schwanken

zwischen
mistische
aber sie
nicht. Ni
sie grun
mungen
der Staa
etwas, v
wenn si
rechtzeit
keit, da
das Pro
wog, jet
Indesser
Die and
verschie
Fragen
wirrbar
zu der v
den Go
sei dem
übernäh
Höhle c
ten: sta
gen, m
Wahnsi
ist, ihn
uns aus
die zur
zusamm
befohle
fen, un
so deut
sind na
Den N
Mensch
hinter
nalism
die auf
rige A
völlige
die An
nalist
das Pr

zwischen den Extremen der optimistischen Illusion und des pessimistischen Nihilismus. Sie rennen ins Unglück, lassen sich blenden, aber sie trauen auch dem Glück nicht, und sie trauen dem Frieden nicht. Nicht, daß schmerzliche Erfahrungen, bittere Enttäuschungen sie grundlegend belehrt hätten, sie urteilen vielmehr nach Stimmungen und dunklen Gefühlen. Wir wissen nicht, ob die Weisheit der Staatsmänner so groß war, daß sie die gegenwärtige Lage als etwas, was zwangsläufig kommen mußte, vorausgesehen haben; wenn sie es taten, so ging es vermutlich über ihre Kraft, sich rechtzeitig darauf einzurichten. Es ist eine bare Selbstverständlichkeit, daß Gegensätze, die latent gehalten werden konnten, solange das Problem, den Krieg siegreich zu beenden, jedes andere überwog, jetzt mit desto hartnäckigerer Schärfe in Erscheinung treten. Indessen macht das nur die eine Hälfte der Schwierigkeiten aus. Die andere Hälfte rührt daher, daß jeder Krieg die Perspektiven verschiebt, Gesicht und Gewicht der Probleme verändert und alle Fragen so lange verdoppelt und verdreifacht, bis ein fast unentwirrbarer Knäuel entstanden ist. Gerade diese Erkenntnis müßte zu der weiteren führen, daß ein dritter Krieg, weit davon entfernt, den Gordischen Knoten zu lösen, ihn noch verstärken würde — es sei denn, daß die Atombombe die Rolle des Schwertes Alexanders übernehme und bestenfalls ein Menschenpaar in einer eiszeitlichen Höhle die Vulkanisierung der Erde überlebe. Mit anderen Worten: statt daß die akuten Gefahren zu einem dritten Kriege drängen, müßten sie, sofern nicht alles bis zur letzten Kreatur von Wahnsinn oder Uebermut oder hinterhältigen Instinkten befallen ist, ihn verhüten. Zwei Kriege haben die Büchse der Pandora über uns ausgegossen, alle nur erdenklichen Sünden und Leiden, und die zurückgelassene Hoffnung ist zu einem winzigen Lichtstumpf zusammengeschrumpft; wir sind wie Deukalion und Pyrrha, denen befohlen wurde, die Knochen der Mutter Erde hinter sich zu werfen, um ein neues Geschlecht zu zeugen. Die Knochen der Erde, so deutete es Prometheus, sind die Steine. Herumliegende Steine sind nach diesem Kriege das einzige, woran kein Mangel herrscht. Den Nationen, die in der UN vereinigt sind, ist das Geschick der Menschheit zum allerletzten Male in die Hand gegeben. Was sie hinter sich zu werfen haben, ist die Asche eines egoistischen Nationalismus, den sie zuvor freilich verbrannt haben müssen. Die Saat, die aufgehen soll, ist das Weltbürgertum. Das ist keine so schwierige Angelegenheit, wie sie es wäre, falls von den Völkern damit völlige Selbstentäußerung verlangt würde. Es erfordert nichts als die Anerkennung der Tatsache, daß, wie ein amerikanischer Journalist es ausdrückt, Gott keine Stiefkinder hat und der Mensch das Primäre, die Nationalität das Sekundäre ist; daß es also nicht

mehr heißen muß, der beste Patriot sei der beste Weltbürger, sondern der beste Weltbürger sei der beste Patriot. Der Name „Vereinte Nationen“ wäre eine Schändung, wenn die mit so schönem Elan konzipierte Institution des Weltsicherheitsrates wieder nur benutzt werden sollte, um einseitige Interessen auf Kosten anderer rücksichtslos durchzusetzen. Mehr als irgendein Ereignis vorher hat dieser Krieg bewiesen, daß Wille und Macht einer einzelnen Nation nicht mehr genügen, dem Recht und der Menschlichkeit zum Siege zu verhelfen. Damit ist dem Nationalismus der Boden unter den Füßen weggezogen, außer es wagte auch jetzt noch jemand, gegen Recht und Menschlichkeit zu handeln. Der Kosmopolitismus ist keine Utopie mehr. Der Weltbürger lebt, weil diese Zeit, wenn überhaupt, nur noch in der Idee der Menschheit zu leben vermag, unabhängig davon, ob es einmal die „Vereinigten Staaten von Europa“ oder die „Vereinigten Staaten der Welt“ geben wird. Man mag, realistisch denkend, leugnen, daß solche Organismen je über den Phantasiebereich des Ideals hinausgelangen könnten; aber auch dann haben Bewegungen, die darauf abzielen, ihre Funktion und erfüllen schon durch ihr Dasein ein wertvolles Amt. Immer werden, wie Victor Hugo sagte, „Anfälle öffentlichen Wahnsinns“ zu verzeichnen sein; das sind „die immer umschlagenden Gegensätze Gottes — unmittelbar nach der Offenbarung kam der Höllentanz, auf den Sinai folgt La Courtille“. Aber das Entscheidende sind, nach Washingtons Abschiedsadresse an das amerikanische Volk, Religion und Moral; „wer diese starken Pfeiler menschlichen Glückes, diese festesten Haltepunkte für die Menschen- und Bürgerpflichten umstürzen wollte, dürfte auf den Namen eines Patrioten keinen Anspruch machen“. Und hier endlich liegt für uns Deutsche die Chance, zu Weltbürgern zu reifen, während wir von der Weltpolitik ausgeschlossen sind. Man erwirbt sich das Weltbürgerrecht nicht durch Naturalisationspapiere. Man erwirbt es sich weder mit spekulativen Ideen noch mit Nationalstaatsbegeisterung; mit Kundgebungen und Resolutionen überhaupt nicht. Selbst wenn es einem Teile Deutschlands jemals möglich wäre, sich in das britische Dominionstatut einzuschließen, wovon manche träumen, wären seine Bewohner durch den bloßen politischen Akt nicht aus einer Sphäre herausgehoben, die eher kleinbürgerlich als weltbürgerlich anmutet; und die in der Wolle gefärbten Patrioten, die als Kriterium des Patriotismus das Ruhrgebiet und weiter nichts erblicken, müssen einer ähnlichen Antwort gewärtig sein, wie sie auf Nikolaus Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ Alfred de Musset erteilte: „Wenn er euch gehört, der deutsche Rhein, so wascht darin eure deutsche Livree!“ Die deutsche „Livree“, tausendfach

beschrieb
kreuzen
waschen
statt ihr
keine B
mußte
Untertan
Wir sind
irgendw
„Ihr dü
er. Auch
ten Lan
wir nich
den gen
Denn e
Gesetz g
schweigt
richtige
phiert
katie ü
Wir wä
sagen, i
wir, da
eigene,
wäre, n
nur ihr
mer vo
predigt
Scheite
bedeut
einen
haben,
sich an
des Br
Deutsch
liegt in
Inhalt
Rußlan
deutsch
wäre,
empfin
möglich
Wester
wesent

beschrieben, zuletzt von Hitler als Henkerkostüm mit Hakenkreuzen bemalt: alle Flüsse der Welt reichen nicht aus, sie zu waschen, wir müssen sie im tiefsten Bombenkrater vergraben und statt ihrer das Gewissen in der Brust sprechen lassen. Wer sich keine Blößen gibt, braucht sie nicht zu bedecken. Marquis Posa mußte die Erfahrung machen, daß es schwer sei, in „Worte des Untertans“ zu kleiden, was er „als Bürger dieser Welt gedacht“. Wir sind ein okkupiertes Land, Untertanen sind wir nicht. Wenn irgendwer uns ad absurdum zu führen wähnt, indem er sagt: „Ihr dürft nicht alles schreiben, was ihr wißt und denkt“, so irrt er. Auch wenn durch die Tatsache der Okkupation in einem besiegten Lande keine naturgemäßen Schranken errichtet wären, würden wir nicht „alles“ schreiben, was wir wissen und denken. Wir würden genau dasselbe nicht schreiben, was wir jetzt nicht schreiben. Denn es ist die Verantwortung des Weltbürgers, die uns unser Gesetz gibt. Sie zwingt das eine Mal zu reden, das andere Mal zu schweigen. Man kann darin fehlgehen, ob es jeweils der taktisch richtige Moment ist; da aber der Gedanke in sich richtig ist, triumphiert er über taktische Finessen — nicht anders, als die Demokratie über alle Anfechtungen triumphieren wird.

Wir wären glücklich, könnten wir von allen unseren Landsleuten sagen, ihre Sorge gelte dem Frieden der Welt. Statt dessen sehen wir, daß für die Mehrzahl gar nicht der Friede, nicht einmal der eigene, im Vordergrund der Gedanken steht, ja daß sie bereit wäre, neue kriegerische Verwicklungen hinzunehmen, wenn dadurch nur ihre unsinnigen, rückwärts gewandten Aspirationen einen Schimmer von Hoffnung erhielten. Wir wissen, daß man tauben Ohren predigt, wenn man auseinandersetzt, daß selbst ein endgültiges Scheitern aller Konferenzen nicht Krieg zwischen Osten und Westen bedeuten würde, sondern nur den Ausfall von Sicherungen gegen einen künftigen Krieg. Die Politik der Geduld mag Nachteile haben, viele sogar. Aber sie hat den einen großen Vorteil, daß sie sich am Ende bezahlt machen kann. Dagegen könnte die Politik des Bruches nur ungeheuerliche Unkosten verursachen, die auch Deutschlands Katastrophe zum Dauerzustand machen müßten. Es liegt im deutschen Interesse so gut wie in dem der Welt, daß der Inhalt der Allianz zwischen den Vereinigten Staaten, England, Rußland und Frankreich sich behauptet, und alles, was wir als deutsche Patrioten in diesem prekären Augenblick zu tun hätten, wäre, unsere Zukunft als mit der Zukunft der Welt identisch zu empfinden. Indessen, auch wenn sich zeigen sollte, daß es nur möglich wäre, das Rahmenwerk der Allianz zwischen Osten und Westen zu retten, wäre es für den Fortbestand der Menschheit wesentlich, diese Möglichkeit zu nutzen. „Nobel und entschlossen zu

sein“, wie Gottfried Keller sagte, „zur rechten Stunde“ — dieses Kriterium ist es, was diese Zeit mit der Hochspannung des Vitalen, des Lebenswichtigen, Existenzbedingenden erfüllt, und deshalb würde niemals etwa die Unverträglichkeit des Temperamentes zwischen den Mächten eine Entschuldigung für ihr Versagen sein, sowenig wie sie uns Deutschen Anlaß zu einer Schadenfreude zu geben vermöchte, weil sie der selbstmörderischen Wollust des Wahnsinns vergleichbar wäre.

Das, was wir jetzt in Deutschland beobachten, dieser Geist der Phantasterei, der Selbstbemitleidung, der verwegenen Verschiebung aller Akzente, aller Gewichte, war im ersten Nachkriegssommer noch nicht vorhanden, damals hatten wir bloß gegen die Apathie, gegen das Versinken in die Stumpfheit erniedrigter, sich selbst und die Welt verachtender Seelen anzukämpfen. Jetzt sind sie zwar aus der Lethargie herausgerissen, aber nur, wie es scheint, um sich der Sprache der Vernunft vollends zu entschlagen, nur, um mit einer selbstgerechten Heftigkeit, die man den Terrorismus des Elends nennen könnte, wenn man nicht allzu genau wüßte, daß sie — nach Nietzsche — das „Bedürfnis des Machtgefühls“ ist, diejenigen an die großen menschlichen Tugenden zu erinnern, denen gegenüber sie im Vertrauen auf V 1, 2 und 3 bis zum letzten abgeschüttelt worden waren. Woher diese unwillkommene Wandlung? Was ist geschehen? Liegt es daran, daß nichts geschehen ist? Außenlich ist sehr viel geschehen. Es herrscht im Materiellen mehr Ordnung, als billigerweise aus diesem Chaos überhaupt hervorgehen konnte; die Leute, die die verwaisten Ämter übernahmen, haben sich weidlich abgerackert. Aber wenn man in Ruinen arbeitet, auch in moralischen Ruinen, fliegt eine Menge Staub auf, und wenn man sich entschließt, nichts als den Staub zu sehen, büßt man mit dem Maßstab für Vergleiche auch das Gefühl für das, was nicht gerade selbstverständlich ist, ein. Dieser Gefahr hätte man entgegenwirken müssen. Man hat es nicht getan, oder man glaubte es zu tun, indem man Hymnen auf das Erreichte anstimmte und Vergrößerungsgläser zu eifrigem Gebrauch empfahl. Diese Psychologie, vom zwölfjährigen Reich schon abgenutzt, erwies sich wieder einmal als falsch, als Mißtrauen weckend, als Unglauben fördernd. Und dann die Parteien . . . Sie manövrierten sich recht bald in eine Lage, in der alles, was sie sagten, als „Parole“, als Schlagwort, als Täuschung und Phrase nachgewiesen werden konnte. Der Sozialismus: aber den Betrieben, die sozialisiert werden sollten, fehlten Ziegelsteine und Zement. Sie waren gar keine Betriebe. Sie waren Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Die Demokratie: aber „Antifaschismus“ ist nur ein Ausdruck dafür, daß man etwas nicht will; er verhält sich zur inneren demokratischen Ge-

sinnung
therapeu
verwechs
sahen w
versuche
sich nich
in die Z
Schon I
„Seine I
„ein Sti
das „hü
dachte
großer
führer
Ein bes
vollkom
Voraus
ist, daß
nicht fü
es das
immer
den Ha
Hinder
ist, ihr
sam m
beschrä
ungsun
zunäch
Rekrut
langen
durch
Bedeu
entwec
jener
listisch
gangsp
Volk.“
daß ih
Zonen
strukt
ander
bis di
worde
Aber

sinnung ungefähr wie ein Schmerzmittel zu einem therapeutischen Medikament. Die nationale Einheit: aber sie wurde verwechselt mit Parteiblocks, die dem Totalitarismus so ähnlich sahen wie eine Vogelscheuche der anderen, und alle Einheitsversuche erschöpften sich in der Unterstellung, daß, wer immer sich nicht dazu bekehren ließ, aus reaktionärem Gelüst einen Keil in die Zusammenarbeit der antifaschistischen Kräfte treiben wolle. Schon Heine meinte, wenn man öffentliche Bäder erbaue, wo „Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden“ könne, werde „ein Stückchen Seife nichts schaden“, um ein Volk zu bekommen, das „hübsch proper ist, ein Volk, das sich gewaschen hat“. Er dachte dabei ohne Zweifel nicht an die Mohrenwäsche, die ein großer Teil unseres Volkes heute unter den Augen seiner Parteiführer an sich selbst vornimmt.

Ein besiegtes und okkupiertes Land ist zu einem Exerzitium in vollkommener Demokratie nicht imstande. Es fehlen die nötigen Voraussetzungen dazu. Das ist eine Tatsache, wie es eine Tatsache ist, daß Hunger zwar im allgemeinen der beste Koch, beileibe aber nicht für demokratische Gerichte im besonderen ist. Außerdem will es das Verhängnis unserer Geschichte, daß die Demokratie sich uns immer bloß als eine Art Notausgang aus einem lichterloh brennenden Hause aufdrängt. Alles dies sind Schwierigkeiten, doch keine Hindernisse für den, der damit rechnet und desto entschlossener ist, ihrer Herr zu werden. Man kann nicht genug aufmerksam machen, daß man Parteien nicht allzu lange auf das Reden beschränken darf und ihnen Gelegenheit zu praktischem Anschauungsunterricht in vollverantwortlicher Regierungsarbeit, sei es auch zunächst im kleinsten Kreise, geben muß. Parteitage, die nur Rekrutenschauen sind statt Foren für Rechenschaftsberichte, gelangen trotz ihrer fast beängstigenden Anzahl und trotz aller mehr durch Neugier und Unruhe wachen Anteilnahme selten über die Bedeutung von Konventikeln hinaus, und die Redner verirren sich entweder in der Wildnis populärer Effekte oder in der Steppe jener Banalitäten, die auch schon den Grundstock nationalsozialistischen „Gedankengutes“ bildeten, etwa: „Der gemeinsame Ausgangspunkt allen unseren Handelns ist die Liebe zum deutschen Volk.“ Die Okkupationsmächte sind die letzten, die nicht zugeben, daß ihnen Fehler unterlaufen. Sie sind auch überzeugt, daß die Zonengrenzen ein Unding sind, eine monströse Uebergangskonstruktion, und sie würden sich vermutlich lieber mit etwas ganz anderem beschäftigen als damit, ein Land so lange besetzt zu halten, bis die Fünfjährigen, die nichts von Hitler wissen, zwanzig geworden sind und mit ihnen die Demokratie herangewachsen ist. Aber die Fehler der Okkupationsmächte und die Zonengrenzen für

alles haftbar zu machen, was sie selbst unterließen zu tun, ist keine Talentprobe der Parteiführer. Bevor sie den Mangel einer einheitlichen Konzeption bei den Alliierten beklagen, sollten sie sich fragen, welche konstruktive Konzeption sie denn selbst in diesen vitalen Monaten hervorgebracht haben. Wir entsinnen uns nicht, daß sie außer dem Verlangen nach einer Zentralregierung, für deren Gestalt sie wahrscheinlich nicht viel mehr als das Wort haben, irgendeinen klaren konstitutionellen Plan für ein künftiges Deutschland entworfen hätten. Sie sagten: „Es ist noch nicht an der Zeit“ oder „Wir haben darüber nicht zu bestimmen, Deutschlands innere Politik ist ein Gegenstand der uns verschlossenen Außenpolitik geworden.“ Und doch hätten sie dadurch eine Mitarbeit an den alliierten Konferenzen zu leisten vermocht, doch hätten sie dadurch vielleicht manchen Stein aus dem Wege geräumt, manches Mißverständnis gar nicht erst entstehen lassen, manches Argument daran gehindert, aus einem Vorwand ein echter, zur Anerkennung zwingender Grund zu werden. Gewiß, es ist richtig, wenn man gesagt hat, die regionalen Unterschiede in der Struktur wie in der geistigen Haltung der Parteien, ehemals ausschließlich durch landschaftliche Nüancen bedingt, gründeten sich heute auch, und mehr noch, auf die Zonentrennung, das heißt auf die jeweilige Besetzungsmacht, deren heimatliche Verhältnisse nicht ganz ohne Einfluß, ohne anziehende oder überredende Kraft bleiben könnten. Aber auch hier, wo innere und äußere Politik sich tatsächlich kreuzen, gilt Palmerstons Wort, das er am 1. März 1848 im englischen Unterhaus sprach: „Es ist eine romantische Vorstellung, daß Nationen oder Regierungen stark und dauernd von Freundschaften beeinflusst würden. Wer die Beziehungen zwischen Einzelpersonlichkeiten mit den Beziehungen zwischen Nationen vergleicht, gibt sich einem eiteln Traume hin. Das einzige, was eine Regierung bewegt, diesem Rate zu folgen und jener Warnung nachzugeben, ist die Hoffnung, von dem einen Nutzen zu haben, oder die Furcht vor den Folgen, wenn sie die andere in den Wind schlägt.“

Zum dritten Male innerhalb von hundertfünfzig Jahren ergeht es Europa ungefähr wie den beiden unbemittelten Brüdern, die zwischen den Sprichwörtern „Wo nichts ist, kommt nichts hin“ und „Was nicht ist, das kann werden“ zu wählen hatten. Die Reihe begann im Herbst 1814 mit dem Wiener Kongreß. Die Fehler, die er machte, lagen nicht in der Verschleppung der Verhandlungen und der Neigung zu Festivitäten. Sie waren in dem tiefen Pessimismus der Beteiligten, in der Vorstellung von der Unlösbarkeit ihrer Aufgabe begründet. Nicht einmal die Menge der von den verschiedenartigsten Interessen inspirierten Projekte hätte eine

solche I
nale D
Schlüsse
man ab
sich ve
Einzele
berücks
schichte
in der
sich zw
facht,
tausend
noch zu
ihrer N
Leistun
die Ko
den. Ko
weil si
darin.
Völker
ten als
jenen
Wirksa
einem
nicht s
Natur
ein Fr
wie no
zustän
Wer d
ter be
punkte
anschi
Versch
der A
den A
dauert
Oeffe
Mißve
bloß v
der o
schen
täten
tracht

solche Rat- und Hilflosigkeit gerechtfertigt, wenn die internationale Diplomatie ohne Umschweife zugegeben hätte, daß der Schlüssel zu jeder europäischen Regelung bei Deutschland läge. Da man aber von dieser Erkenntnis entweder weit entfernt war oder sich verzweifelt dagegen sträubte, trug zwar jedermann seinen Einzelerfolg davon, jedoch das Zentrum der Unordnung blieb unberücksichtigt. Für einen begangenen Irrtum gewährt die Geschichte nicht den Trost des „Einmal ist keinmal“. Einmal bedeutet in der Geschichte zehnmal, hundertmal, tausendmal. In der Tat hat sich zwischen 1815 und 1946 das Problem Deutschland ver Hundertfach, in seiner Stellung zu den europäischen Problemen vertausendfach. Wenn man den Ergebnissen des Wiener Kongresses noch zubilligen darf, daß sie angesichts der komplizierten und in ihrer Neuartigkeit überwältigenden Verhältnisse eine respektable Leistung friedlichen Einigungswillens darstellten, so müssen an die Konferenzen unserer Tage ganz andere Maßstäbe gelegt werden. Kompromisse sind heute nicht mehr allein darum gutzuheißen, weil sie den Frieden erhalten. Es läge ein zu geringes Verdienst darin. Daß sich kein Staatsmann länger den Empfindungen der Völker entziehen kann, die ein Krieg unter eben noch Verbündeten als moralische Ungeheuerlichkeit anmuten würde, gehört zu jenen Fortschritten eines Jahrhunderts, die um ihrer latenten Wirksamkeit willen die wesentlichsten sind. In die Siegel unter einem Friedensvertrag, der auf Kompromissen beruht, muß gewiß nicht schon deshalb ein Kainszeichen eingebrannt sein, weil die Natur der Dinge nichts anderes als Kompromisse erlaubt; aber ein Friede, der die Gefühle der Völker verletzt, kann heute nicht, wie noch zur Zeit des Wiener Kongresses, rein atmosphärisch oder zuständlich befriedigen.

Wer der Meinung ist, daß der Friede einen desto besseren Charakter bekommen kann, je mehr man sich Zeit nimmt, alle Standpunkte abzutasten, alle Fragen zu formulieren, bevor man sich anschickt, sie zu lösen, alle Gegensätzlichkeiten zu klären und allen Verschleierungen der Motive entgegenzuarbeiten — der wird zu der Ansicht neigen, daß die Meinungsverschiedenheit zwischen den Alliierten um so weniger gefährlich und um so weniger dauernd sein wird, je demonstrativer sie in das volle Licht der Öffentlichkeit rückt. Dadurch werden sowohl Illusionen wie Mißverständnisse zerstreut. Die jeweilige Zwischenzeit wird nicht bloß von den Kabinetten, sondern auch von dem Wandel der Dinge, der ohne Zutun der Regierenden, vielleicht ohne Zutun der Menschen überhaupt erfolgt, dazu benutzt, um den Blick für die Realitäten zu schärfen. Es ist durchaus richtig, daß eine realistische Betrachtungsweise zur Skepsis gegenüber der internationalen Ma-

schinerie unter den gegenwärtigen Bedingungen zwingt. Wenn man es nicht verhehlt, wird man vielleicht diese Bedingungen ändern und sich davon überzeugen, daß der Zusammenstoß zwischen elementargeschichtlichen und zeitbedingten Kräften sehr wohl durch ein neues Gleichgewicht anstatt durch einen gewaltigen, immerwährenden Konflikt beendet werden kann. Was Deutschland betrifft — man kann zwar über das Schicksal eines besiegten Landes beraten, ohne einen seiner Vertreter hinzuziehen, aber an allen Konferenztischen läßt sich, einerlei ob ein leerer Stuhl dasteht oder nicht, der Geist des besiegten Volkes nieder. Und in dieser Hinsicht fehlt leider Deutschland wiederum „total“. Anders ausgedrückt: Deutschland steuert nur Negatives, nichts Positives bei. Die Ausnahmen verschwinden in einem Hexenkessel von Renitenz, auswendig gelernter Phrase, falschen Ansprüchen, mühsam unterdrückten Gelüsten. Es ist ein Jammer, daß wir Deutschen anscheinend nichts Tüchtigeres gelernt haben, als aus allen Dokumenten, sogar aus denen, die wir anfangs als niederschmetternd ansehen, in Bälde etwas herauszupicken, worauf wir „pochen“ können. Aus den Potsdamer Beschlüssen haben wir einen Schuldschein der Alliierten gemacht. Daran, daß uns damit vielleicht die Möglichkeit in die Hand gegeben worden sei, unseren Platz in Europa selbst zu bestimmen, haben wir kaum je gedacht. Statt der Selbstbesinnung, statt einer großen, auf die Durchdringung mit wahrhaft demokratischen Gedanken gerichteten Bemühung begann eine neue diktatorische Aggression im Inneren. Wieder hörten wir die Sirenenstimmen, die uns einladen, das politische Leben als einen Massenchor zu betrachten, der von einem unsichtbaren Kapellmeister dirigiert wird und keinen Ton hervorbringt, ohne daß dazu ein Zeichen gegeben ist. Ob dieses Zeichen immer den wahren Absichten der Komposition entspricht oder zuweilen die Irreführung der Außenwelt bezweckt, steht dahin. Nicht, daß damit etwas gegen Führung an sich eingewandt wäre. Es ist nichts lächerlicher als die Angst vor dem Worte „Führer“, bloß weil es einmal „den“ Führer gegeben hat. Ein so leidenschaftlich individualistisches und darum geistig reiches Volk wie das französische hat sich seit den Zeiten einer Jeanne d'Arc instinktiv den überragenden Persönlichkeiten zugewandt, die sich als Führer qualifizierten, und war nur verwirrt, wenn es, wie 1939 und 1940, keine solchen fand. Aber gerade weil wir „den“ Führer, der befiehlt, damit wir ihm folgen, kein zweites Mal wollen, gerade darum sehen wir es als das einzige deutsche Aktivum der Gegenwart an, daß die Mehrzahl unseres Volkes gegen die Kapellmeisterei empfindlich und hellhörig geworden ist. Wir verlangen die Qualifikation und vertrauen nicht mehr den Lautsprechern, die einige Leute allzu

eilig
just d
„In ei
York,
dern
fassun
viele
lautet
und n
schädi
ihre
umstä
äußer
von
gewog
versch
nämli
ständ
tären
ist re
Demo
Eröff
begri
Aber
don
Entw
Lebe
einze
reich
schaf
Dies
schw
das
sei s
gewo
Turm
hina
dem
Barr
schw
Man
sche
land
Zun

eilig besetzten, wenn wir zu untersuchen haben, ob diese Leute just diejenigen sind, auf die das deutsche Volk gewartet hat. „In einer Demokratie“, hieß es in einem Vortrag von Radio New York, „ist die öffentliche Meinung nicht mit einem Orchester, sondern mit einer allgemeinen Unterhaltung zu vergleichen. Die Auffassung der Mehrheit wird in freier Diskussion ermittelt, in der viele widersprechende Ansichten zu Worte kommen.“ Daher, so lautet die Folgerung, arbeitet die Demokratie nicht „schlagartig“ und mit Ueberrumpelungen, sondern langsam und stetig. Zur Entschädigung dafür, daß sie nicht in kurzer Frist am Ziel ist, sind ihre Erfolge dann auch nicht kurzfristig. Die Nachteile eines umständlichen Verfahrens oder einer infolge der freien Meinungsäußerung unaufhörlichen Spannung werden durch den Ausschluß von Abenteuern und Bravourstücken der Perfidie reichlich aufgewogen. Vorgänge, wie wir sie in Ostdeutschland bei der Parteienverschmelzung erlebt haben, diese Proklamation einer Alternative, nämlich der Wahl zwischen vollständiger Unterwerfung oder vollständiger Gegnerschaft, sind Ausgangerscheinungen der totalitären Diktatur. Sie mit dem Schutz der Demokratie zu begründen, ist reine Blasphemie. Die Gleichzeitigkeit der Behauptung, die Demokratie sei durch eine furchtbare Reaktion bedroht, mit der Eröffnung der Feindseligkeiten gegen die demokratischen Urbegriffe selbst liegt wiederum im Wesen der totalitären Diktatur. Aber — Talleyrand hat achtzig Jahre alt und Botschafter in London werden müssen, wo dreihundert Jahre liberaler politischer Entwicklung die Politik zu einer fast unpolitischen demokratischen Lebensform gemacht haben, um die Achtung vor dem Rechte des einzelnen und dem offenen Handeln zu lernen. Wie er von Frankreich, könnten wir heute von Deutschland sagen: „Unsere Bürgerschaft wird für gewisse Dinge begehrt, die Europa ängstigen.“ Dies allerdings, weil das Mißtrauen gegen uns keinesfalls geschwunden ist. Aus der Zonenpolitik wird ein Kapital geschlagen, das den Beobachter zu dem Schlusse verleiten muß, Deutschland sei sich plötzlich seiner Funktion als eines Schachbrettes bewußt geworden und stolz darauf, ein paar vorwitzige Buben für das Turnier der Großmächte stellen zu können. Es dünkt uns darüber hinaus nicht ganz logisch, die Beseitigung der Zonenschranken mit demselben Atemzug zu verlangen, mit dem man, den Hals über die Barriere reckend, die Zustände in den anderen Zonen schwarz in schwarz malt, um die in der eigenen Zone desto rosiger zu färben. Manchmal sieht es beinahe aus, als wollten die Forderungen deutscher Parteien an die alliierte Politik diese selbst ersetzen. Deutschlands Platz in Europa wird durch ganz andere Faktoren angewiesen. Zum Beispiel durch den Grad, bis zu welchem es uns gelingt, von

den nationalsozialistischen Hinterlassenschaften in unserer Denkweise, unseren Charakteräußerungen frei zu werden. Umgekehrt wie in der Weltpolitik, wo es die größte Sorge ist, daß die Staatsmänner sich nicht im Räderwerk der kleinen Fragen verfangen, müssen wir den kleinsten Fragen die größte Beachtung schenken. Es ist wohl selten etwas so Erstaunliches erlebt worden wie die Haltung eines Volkes, von dem man erwarten müßte, daß es bei jedem Schmerz, der ihm widerfährt, Hitler eine Verwünschung nachschleudert, und das statt dessen, sogar in seinen verständigeren und stets hitlerfeindlichen Teilen, beleidigt ist, weil seine kindliche Einbildung, die Alliierten hätten ihre eigene Existenz riskiert, um nach Hitlers Vertreibung uns liebe arme Deutsche gerührt in die Arme zu schließen, nichts mit der Wirklichkeit gemein hat. Ein totaler Krieg muß total bezahlt werden, und gerade, wer unter dem Zwang der Goebbels und Himmler geseufzt hat, ohne ihm zu entrinnen, muß begreifen, daß er auch den Folgen nicht entrinnen und heute im allgemeinen Schicksal sowenig eine Ausnahme sein kann, wie er sie damals gewesen ist. Von hier aus allein könnte außenpolitische Aktivität sozusagen selbstentzündlich entstehen — insofern, als die endliche Abkehr von Unverstand, aufbegehrendem Trotz und prahlerischem Lebenswandel und das echte Bild eines neuen, zur sittlichen Pflicht sich bekennenden Deutschlands zweifellos helfen würden, die Unstimmigkeiten unter den Alliierten zu mildern, die doch weitgehend von der Unsicherheit des deutschen Zustandes verursacht sind. Nach den Erfahrungen von 1918 bilden auch sozialistische Parteien in Deutschland, mögen sie im Augenblick noch so groß und vereinheitlicht sein, keinerlei Garantie für den Frieden. Je lauter es von Leuten versichert wird, die ein experimentierfähiges Industriepotential retten wollen, desto mehr wird von denen, die nicht gewohnheitsmäßig die Geschichte verachten, der Grundsatz der realen Sicherung vertreten werden, der darin gipfelt, daß nur eine Nation, die nicht stark industrialisiert ist, keinen Krieg mehr führen kann. Es gibt eine einzige tatsächliche Schwierigkeit: die genaue Grenze zu finden, wo das entindustrialisierte Gebiet ein Elendsgebiet werden müßte, das nur politischen Fanatismus zu exportieren hätte.

Zu den eigenartigen Erfindungen dieses schnellebigen Jahrhunderts gehört auch die, daß man in einen Laden gehen kann, wo man sich in einer Kabine niederläßt, von einer Lampe angestrahlt wird und fünf Minuten darauf einen Streifen Paßbilder in Empfang nimmt. Der Vorgang erscheint in vieler Hinsicht symptomatisch. Photomaton und Paß, zur Kennzeichnung der gewöhnlichen, den Wirkungen der hohen Politik unterworfenen Sterblichen bestimmt, funktionieren in übertragenem Sinne ebenso gegen-

über de
sind de
heren J
und pol
den kon
auf die
seinen
schmerz
er unve
mer, be
daß er
entschei
die unl
keit, ih
den Kr
ihre Be
berufen
die Wa
zusagen
die una
schrifte
rechtigt
weniger
gebrach
und we
der Atc
zwische
promiss
Aussich
promiss
währen
fordert
ist es
begehre
Jedoch
Machtg
hat we
essieret
Verhäl
die Ob
stände
hat, so
Bemüh
konnte

über den verantwortlichen Persönlichkeiten der Zeitgeschichte. Sie sind dem Historiker bedeutend schneller ausgeliefert als in früheren Jahrhunderten, in denen das Urteil über geistiges Gewicht und politisches Werk selten schon zu ihren Lebzeiten gefällt werden konnte, und ähnlich wie der kleine Mann oft voll Enttäuschung auf die Züge blickt, die ihm der Photographen-Automat als die seinen präsentiert, steht der große mitunter fassungslos und schmerzlich überrascht vor dem Bilde, das die Geschichte, in die er unversehens eingegangen ist, von ihm entwirft. Mancher Kummer, bei ihm und anderen, wäre nicht, wenn er sich der Tatsache, daß er Objekt einer beschleunigt richtenden Geschichte ist, in den entscheidenden Augenblicken bewußt geworden wäre. Historiker, die unbeschadet ihrer Nationalität, vermöge ihrer Unbestechlichkeit, ihres alle Freiheit wahrenen Gewissens und ihrer erkennenden Kraft der ganzen Menschheit sich verpflichtet fühlen, haben ihre Bedeutung für die eigene Epoche gewonnen, und niemand, der berufen wurde, die Entwicklung der Welt zu beeinflussen, sollte die Wandlung übersehen, die auch in der Geschichtsschreibung sozusagen zu Sonder- und Standgerichten geführt hat. Er wird sich die unangenehme Notwendigkeit ersparen, später Verteidigungsschriften verfassen zu müssen, durch die er zugibt, daß man berechtigt war, ihn anzuklagen. Die Welt will Frieden. Es liegt ihr weniger daran, ob er in dieser oder der nächsten Minute zustande gebracht wird. Aber es liegt ihr sehr viel daran, daß er von Dauer und weder vom Alpdruck des Chauvinismus noch vom Alpdruck der Atombombe diktiert ist. Sie empfiehlt die Wahrhaftigkeit, die zwischen Bruch und Kompromiß die Mitte hält. Sie erachtet Kompromisse so lange für vertretbar, wie man glauben kann, daß sie Aussichten für eine dauerhafte Lösung eröffnen. Sie verwirft Kompromisse, die geschlossen werden, um ein Hindernis zu umgehen, während sie die beste Methode sein sollten, es zu nehmen. Sie fordert das nützliche Kompromiß, nicht das elegante. Natürlich ist es heute ebenso leicht wie früher, sich über ein Menschheitsbegehren, und sei es noch so überströmend gewaltig, hinwegzusetzen. Jedoch es rächt sich weit rascher. Wer dem Menschheitsverlangen Machtgedanken entgegenwirft, statt sie ihm dienstbar zu machen, hat wenig Aussicht, seine Gründe gewürdigt zu sehen. Sie interessieren nicht. Der Historiker untersucht sie, begreift auch die Verhältnisse, denen sie entstammen, aber nicht einmal er vermag die Objektivität so weit zu treiben, daß er sie als mildernde Umstände anerkennt. Wenn eine Bemühung nicht zum Ziele geführt hat, so spricht es vielleicht gegen die Fähigkeit. Wenn die Art der Bemühung indessen so war, daß sie gar nicht zum Ziele führen konnte (oder, noch schlimmer, es überhaupt nicht sollte), so spricht

es gegen den Charakter. Ein jeder, der in ernsten historischen Fragen eine Entscheidung zu treffen hat, sollte sich recht intensiv vergegenwärtigen, daß er in fünf oder höchstens zehn Jahren schon ausführlich wird lesen können, was man endgültig über ihn denkt. Einiges von dem, was er ungeheuer wichtig zu nehmen geneigt ist, wird ihm dann weniger wesentlich vorkommen; er wird bemerken, daß das Prestige, auf das er bedacht ist, ganz woanders liegt als dort, wo er es sucht, und was ihn unabdingbar und den Kern seiner Interessen berührend dünkte, wird sich ihm als so unheilbringend enthüllen wie ein Nessusgewand, das zwar prächtig und verführerisch passend, aber mit brennenden Giften getränkt ist.

Ehrfurcht vor der Geschichte heißt dort, wo sie produktiv werden soll, Furcht vor ihrer Wiederkehr. Aber man muß wissen, worin die eigentliche Gefahr besteht. Wenn die Geschichte wiederkehrt, stellt sie uns entweder aus alten Situationen vor neue Probleme, oder sie schafft aus alten Problemen neue Situationen. Daher täuschen die Vergleiche häufig, und das desto eher, je mehr Möglichkeiten sich dazu bieten. Aus ein und derselben Lage lassen sich zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Folgerungen ziehen. Als Bismarck in seinem Rückblick auf den Berliner Kongreß sagte, befreite Völker seien nicht dankbar, sondern anspruchsvoll, mag das eine angesichts der damaligen politischen Grundsätze zutreffende Bemerkung gewesen sein; aber heute, da alles, nicht nur die höhere Idee, sondern die krasse Realität der technischen Fortschritte zur Ueberwindung des sich selbst genügenden Nationalitätengedankens drängt, können sich Hoheitsrechte schlechterdings nur so lange durchsetzen, wie sie mit der ja ganz allgemein geforderten Gleichheit der Nationen vereinbar sind. Die einzige welt-historische Konferenz, an der Deutschland nach 1870 als Selbstinteressent und gleichberechtigter Partner teilnahm, die von Algieras, zeigte es in einer Isolierung, die vielleicht nicht nur durch seine notorische Aggressivität, sondern auch durch den Stachel des Argwohns verschuldet wurde, es möchte als eine in der Weltpolitik neue Macht nicht für voll genommen werden; doch selbst das kaiserliche Deutschland, obwohl nicht im klaren darüber, daß es durch seine Hartnäckigkeit, seine Unbeweglichkeit die Isolierung nur noch verstärkte, wagte es nicht, die Konferenz resultatlos auseinandergehen zu lassen. Wieviel weniger könnte heute, da der Weltfrieden und nicht mehr allein die Verhütung eines Krieges zur Debatte steht, eine einzige Stimme genügen, um alle anderen zu-nichte zu machen, wieviel weniger könnte heute, da es sich jeder verbitten würde, wenn man bezweifeln wollte, daß er Anhänger der Demokratie sei, irgendwer glauben, eine Ansicht fände nur darum eine Mehrheit, um ihn zu unterdrücken. Nach dem Waffen-

stillstan
wurde;
es nicht
noch kei
sei, son
facherer
dem wi
asiatisch
kapituli
Keines
gesproc
halten.
wert k
beklagt
schied
weniger
gossen
verordi
durfte;
dern se
tete G
Kriege
erwart
Zusam
Jahre
anmut
und d
bringt
Bruch
getüft
1919
unerte
beend
ihnen
sei, hi
etwas
manch
getro
Ausgl
fenen
umst
die d
unter

stillstand von 1918 vergingen sieben Monate, ehe Friede gemacht wurde; aber wenn daraus ein Schluß gezogen werden kann, so ist es nicht der, daß man heute, weil sechzehn Monate nach dem Ende noch kein Friede in Sicht war, weniger willig oder weniger geschickt sei, sondern es wäre höchstens der, daß man damals, in weit einfacheren Verhältnissen, unbegreiflich lange gebraucht hat. Außerdem wird immer vergessen, daß der europäische Krieg von dem asiatischen nicht zu trennen war, Japan jedoch erst im August 1945 kapitulierte.

Keines der in Europa strittigen Gebiete kann irgendwem zugesprochen werden, ohne daß Recht und Unrecht sich die Waage halten. Davon muß man ausgehen, denn eine Sache, die beklagenswert kompliziert ist, wird nicht dadurch einfacher, daß man sie beklagt. Wahrscheinlich aber liegt ein bemerkenswerter Unterschied gegenüber 1919 in einem Umstand, der einstweilen noch wenigen auffällt. Der Schweiß, der damals bei den Beratungen vergossen wurde, galt Dokumenten, die gewissermaßen als Polizeiverordnungen gedacht waren, an denen nicht gerüttelt werden durfte; und in der Tat waren die Beziehungen zwischen den Ländern so feindselig, daß jede Aenderung das ganze mühselig errichtete Gebäude bedrohte. Heute, nach einem viel ungeheuerlicheren Kriege, herrscht eine viel weniger feindselige Stimmung, als zu erwarten gewesen wäre, ist bei allen Gegensätzen im einzelnen das Zusammengehörigkeitsgefühl viel stärker entwickelt. Den, der die Jahre von 1918 bis 1924 erlebt hat, wird es immer wie ein Wunder anmuten, daß heute schon wieder Deutsche nach England reisen und dort sprechen können. Diese so ganz andersartige Atmosphäre bringt es mit sich, daß die Friedensverträge vermutlich nur einen Bruchteil der Paragraphen aufweisen werden, deren Menge, deren getüftelte Genauigkeit, deren Ewigkeitsanspruch den Verträgen von 1919 zum Verhängnis wurde. Der Zustand des Provisoriums, so unerträglich er mitunter empfunden wird und so schleunig ihn alle beenden wollen, die nicht in den Verdacht geraten möchten, daß er ihnen als Element der Unruhe und Verwirrung unschätzbar wert sei, hilft doch dazu, den in seinem Zeichen gefaßten Beschlüssen etwas mehr Spielraum zu gewähren. So dürfen wir annehmen, daß manche schwere Entscheidung einem notwendigen Grundriß zuliebe getroffen wurde und zugleich im Vertrauen auf einen späteren Ausgleich durch direkte Verhandlungen zwischen den davon Betroffenen. Diese beiden Momente, die Abkehr von diktatorischer Unumstößlichkeit und die Politik der offenen Tür zwischen Nachbarn, die den ehrlichen Vorsatz guter Nachbarschaft haben, sollten nicht unterschätzt werden.

Der Admiral, der dem Atombombenexperiment den Namen „Operation Kreuzweg“ gab, hat einen Sinn für Symbolismus bewiesen, der viel weiter reicht. Alle Fragen der Zukunft sind unlöslich miteinander verbunden. Auch der Sicherheitsrat, auch alle die Konferenzen sind Kreuzwegoperationen. Wer in ihnen nichts als Demonstrationen der Macht erblicken wollte, offenbarte damit nur seine eigenen Vorbehalte und Hintergedanken. Die Stunde, in der die Menschheit das Mittel zum Selbstmord der Welt gefunden hat, ist zu ernst, als daß sie dergleichen dulden könnte. Argwohn ist ein schlechter Berater, weil er zwangsläufig mit Arglist sich paart. Vor sieben Jahren stand die Welt gegen den Friedensstörer auf. Heute empört sie sich gegen jeden, der den Frieden verzögert. Es ist also ein Irrtum zu wähnen, sie sei gar nicht weitergekommen. Und wenn man eine längere Spanne überblickt, den Zeitraum der letzten fünfundzwanzig Jahre, wird man die Bedeutung jener Wandlung ermessen, die das entschlossene Auftreten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Weltpolitik darstellt. Jede Spekulation auf Wiederbelebung des Isolationismus ist geschwunden. Die zusammenfassende Veröffentlichung der amerikanischen Kriegsverluste hat den Anteil aller Schichten und aller Landesteile nachgewiesen; von den dreitausend Land- und Stadtkreisen haben nur die drei kleinsten keine Toten. Solche Erfahrungen schaffen keine Temperatur für Isolierungspolitik. Sie rufen zu lebhaft ins Gedächtnis, daß die Toten wahrscheinlich noch lebten, hätte es nach 1920 keine Isolierungspolitik gegeben.

„Da sitz
mutter,
er noch
neben e
die pol
Gerlach
sollte. J
Ironie
damit e
Historil
was als
ses eig
von fe
Großm
fällen.
heit un
Dersell
Unbed
hatte,
den po
hatte.
sogar
beende
zwise
selbe
komme
Napole
einem
eine I
exzess
in der
schaff
profes
eigent
halten
ist die
beim
sollte,
hande
zunge
wurde

DIE NATÜRLICHE FREIHEIT

„Da sitzt Herkules am Spinnrocken“, sagte Bismarcks Schwiegermutter, Frau von Puttkamer auf Reinfeld in Hinterpommern, als er noch das familiär-pietistische Dasein eines Landedelmannes neben dem Nähtisch seiner jungen Frau Johanna führte und auf die politischen Gelegenheiten wartete, die ihm der General von Gerlach, das Haupt der preußischen Junkerkamarilla, vermitteln sollte. Der schwiegermütterliche Stolz, leicht durchtränkt mit der Ironie ehrgeiziger, aber bis dahin enttäuschter Hoffnungen, hatte damit eine Prophezeiung ausgesprochen, die sich vor dem Auge des Historikers in die treffendste Charakterisierung dessen verwandelt, was als Bismarcksche Ära der damaligen deutschen Geschichte dieses eigentümliche Gepräge von Gewaltschritt und Weltmannsgeste, von feingesponnener Tücke und Anwandlungen zweckbedingter Großmut, von souveräner Beherrschung und krachenden Ausfällen, von Philisterei und Bildung, von rücksichtsloser Borniertheit und scheinbar freimütigem Anstand gegeben hat.

Derselbe Bismarck, der mit Energien und Mitteln von gleicher Unbedenklichkeit auf die Kriege von 1866 und 1870 hingearbeitet hatte, tat 1866 Boulanger nicht den Gefallen, den zuvor er selbst den politischen Konstellationen mit eiserner Nachhilfe abgerungen hatte. Derselbe Bismarck, dessen hemmungslose Aggressivität 1865 sogar einen sächsischen Preußen wie Treitschke abgestoßen hatte, beendete zwanzig Jahre später einen ersten elsässischen Grenzzwischenfall mit einer Gebärde internationaler Höflichkeit. Derselbe Bismarck, dem die spanische Thronfolgefrage ein willkommenes Instrument zur kriegerischen Auseinandersetzung mit Napoleon dem Dritten gewesen war, ließ 1886 der Witwe eines von einem deutschen Soldaten erschossenen französischen Waldwärters eine Entschädigung zahlen, die durch ihre Höhe jede noch so exzessive Forderung zum Verstummen brachte. Wenn man aber in der „überlegenen Staatskunst“ oder der „menschlichen Rechtchaffenheit“, einerlei zu welchem der beiden Gründe die Hofprofessoren preußischer Geschichte sich entschlossen haben, den eigentlichen Kern sucht, so schrumpfen die Gegensätze des Verhaltens auf ein Nichts zusammen. Vom Moralischen her betrachtet, ist die Unwahrhaftigkeit, mit der, um Oesterreich herauszufordern, beim Bundestag eine deutsche Volksvertretung beantragt werden sollte, während im eigenen preußischen Hause das Parlament mißhandelt wurde, oder mit der „ohne Aenderungen, nur durch Kürzungen“ in der Emser Depesche etwas unwiderruflich gemacht wurde, was keineswegs unwiderruflich gewesen war, nicht mehr

verschieden von der leeren Gaukelei, die in der Episode des Generals Boulanger, Kriegsministers in Frankreich, die Spur provokatorischer Ueberfälle mit Demonstrationen der Rechtsgesinnung verwischte. Der einzige Unterschied besteht darin, daß das eine Mal der Krieg gebraucht wurde und das andere Mal nicht. An Stelle des Natürlichen dominierte die Opportunität. Einer der ersten, der dies durchschaute, war Lord Russell, der britische Botschafter in Berlin. Er schrieb, als Bismarck Frankreich zur Eroberung von Algier und Tunis ermunterte, an seine Regierung: „Fürst Bismarck ist in gehobener Stimmung, weil die Franzosen in die Tunisfalle gegangen sind, die er auf dem Kongreß mit Speck ausstattete. Er schmunzelt über die Sicherheit, die nach seiner Meinung Deutschland genießen wird, weil durch die verstärkte Okkupationstruppe in Afrika die Armee in Frankreich verringert werden müsse.“

Zur selben Zeit, da Bismarck sich anschickte, durch die Niederwerfung Oesterreichs mittels des ersten „Blitzkrieges“ der Weltgeschichte die Voraussetzungen zu seinem großpreußischen, von ihm „deutsch“ genannten „Reich“ zu schaffen, waren in Amerika harte Jahre mit einem langwierigen Feldzug ausgefüllt, in dem nicht um eine politische und militärische Vormachtstellung, sondern um die Anerkennung der natürlichen Freiheit gerungen wurde. Ein Blick dorthin zeigt, wie sehr sich die Persönlichkeiten, die bei uns als große Männer verehrt werden, von denen unterscheiden, die Vorbilder für das amerikanische Volk geworden sind. Auch Washington und Lincoln haben ihr Leben für eine Einheit eingesetzt; aber die Vereinigung, die sie erstrebten, war die Vereinigung aller freiheitlichen Kräfte der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und des sozialen Fortschritts. Ihre Charaktere wie ihre Fähigkeiten drängten sie dazu, im Nationalstaat das zu sehen, was hundert Jahre vorher der englische Publizist Edmund Burke, der unerschrockene Gegner des Machtkampfes zwischen dem Mutterland und den nordamerikanischen Kolonien, als die „Gemeinschaft in allem, was wissenschaftlich, was schön, was schätzbar und gut und göttlich im Menschen ist“, bezeichnet hatte — dasselbe, was noch von Fichte, ehe er, hierin ein Hegelianer vor Hegel, zu einer unglückseligen Vergötzung des Staatsbegriffes gelangte, das „Aufblühen des Ewigen und Göttlichen in der Welt“ genannt worden war. Was Washington und Lincoln die Aura von Heldengestalten verliehen hat, wäre in Deutschland zur selben Zeit nur von wenigen als dafür ausreichend empfunden, von den meisten aber weder verstanden noch geschätzt worden. Im Grunde wirkt es bis in unsere Tage hinein nach, und es hat sich oft genug erwiesen, daß sogar diejenigen, die bei uns gleichfalls für die Menschenrechte zu strei-

ten gewi
blick ver
licher Pa
amerika,
wissensf
scheidun
bereitet
das laut
ten hatt
gliche de
einen R
der Pla
dem Rü
nur den
doch zu
schliebli
wenn a
dig dur
stigen I
oder du
Bevor
Staat s
Individ
eben
Machia
sein al
primiti
keit un
die Le
aufmer
idee no
seien,
dieser
ursprü
Franzö
Kontir
liche F
ein W
so zu
hoheit
nach z
Entwi
vollko
nehm

ten gewillt waren, ihren Sinn und ihre Bedeutung in dem Augenblick verkannten, in dem sie von dem Pechfackeldunst vermeintlicher Parteiinteressen geblendet waren. Es ist richtig, daß in Nordamerika, wo so viele ob ihres unabdingbaren Anspruches auf Gewissensfreiheit und das Recht der unbeeinflussten persönlichen Entscheidung Verfolgte sich ein Stelldichein gaben, der Boden besser bereitet war als im Herzen des europäischen Festlandes, das stets das lautere Metall ausgestoßen und die geronnene Schlacke behalten hatte. Aber wer sich mit dieser Feststellung begnügen wollte, gliche dem Manne aus der griechischen Parabel, der einem anderen einen Reitesel vermietet hatte und um die heiße Mittagszeit, da der Platj neben dem Esel begehrenswerter erschien als der auf dem Rücken des Tieres, zu argumentieren anhub, der andere habe nur den Esel, nicht auch seinen Schatten gemietet. Denn es muß doch zu denken geben, wenn ein unaufhörlicher Schmelzprozeß schließlich nur immer zu der Bewahrung der Abfallprodukte führt, wenn also die Entwicklung eines Staates wie des deutschen ständig durch die Abwanderung seiner besten menschlichen und geistigen Elemente, durch Verbannung, durch freiwillige Emigration oder durch innere Vereinsamung gezeichnet ist.

Bevor die Philosophie der Aufklärung wirksam wurde, galt der Staat sozusagen als ein von der Vorsehung bestimmtes autonomes Individuum. Er war gewissermaßen ein mit besonderer Vernunft, eben der „Staatsräson“, begabtes Wesen, dessen Fürsprecher Machiavelli es fertiggebracht hatte, daß seine Existenz im Bewußtsein aller überhaupt schon politisch Denkenden auf derselben primitiven Stufe hingenommen wurde, auf der die Masse der Obrigkeit untertan war, die nun einmal Gewalt über sie hatte. Erst als die Lehren der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts darauf aufmerksam machten, daß neben der einen improvisierten Staatsidee noch andere, durch die Grundsätze der Ethik gestützte möglich seien, als mit der Forschung nach der Herkunft des alten Begriffes dieser selbst in Frage gestellt wurde, erst da kehrte man zu dem ursprünglichsten Gefühl, der natürlichen Freiheit, zurück. Mit der Französischen Revolution setzte sich auch auf dem europäischen Kontinent der Gedanke durch, daß der Staat, eine selbstverständliche Folge der Erkenntnis von der Freigeborenenheit des Menschen, ein Werk des Volkes sein müsse und als Institution überhaupt nur so zu rechtfertigen sei. „Das Volk ist die Wurzel jeder Staatshoheit“ — diese Quintessenz der modernen Staatstheorie nahm, nach anderthalb Jahrhunderten einer konfusen, ja einer diffusen Entwicklung, die Atlantikcharta 1941 wieder auf, indem sie vervollkommend davon sprach, jedes Volk sei berechtigt, die ihm genehme Staatsform frei zu wählen und sich seine politischen Ein-

richtungen selbst zu schaffen. Auf diese beiden Eckpfeiler wird in der Welt, hauptsächlich jedoch in Deutschland, nicht genug geachtet. Man muß sie desto schärfer ins Licht rücken, je mehr das allgemein Menschliche seiner Natur nach dazu angetan ist, von flinken Salbenmischern zu einem phraseologischen Brei verrührt zu werden. Als jemand an Philipp von Mazedonien rühmte, daß er ohne Anzeichen der Berauschtigkeit eine Menge Wein trinken könne, antwortete Demosthenes: „Das kann mein Schwamm auch.“ Die Atlantikcharta ist aber alles andere als ein Schwamm. Sie sagt sehr genau: „Die Völker sind berechtigt“, und sie sagt: „frei zu wählen.“ Das eine nicht ohne das andere. Kein Recht in der Welt bedeutet etwas, wenn es nicht das Recht auf Freiheit in sich schließt. Die Freiheit jedoch, die über nationale Grenzpfähle hinausführt und die Menschen jenseits als strebende Bürger derselben einzigen Welt zu würdigen trachtet, ist abhängig von dem Maß der Freiheit, die die Bürger im eigenen Staate genießen. Universalismus kann dort nicht gedeihen, wo die Persönlichkeit eingeeengt und, sei es durch offenen Zwang oder durch versteckte Einschüchterung, durch Drohungen untergeordneter oder durch Fanatisierungsbemühungen übergeordneter Instanzen in einen Zustand versetzt wird, der ihr entweder die Selbstbestimmung unmöglich macht oder sie des Unterscheidungsvermögens zwischen freier Wahl und gestellter Alternative beraubt.

Wie ein Staat nur dann seine Rechte wahren kann, wenn er unter Verzicht auf Machtanwendung die Rechte anderer Staaten achtet, so kann er sich innerhalb der eigenen Grenzen auch nur dann behaupten, wenn er sich bewußt bleibt, daß die Gewalt, die er über seine Bürger ausübt, einzig diejenige ist, die ihm von den Bürgern nach deren klarem, kraft individueller Entschließung zustande gekommenem Willen übertragen wird. Solange es nach der bedingungslosen Kapitulation keinen eigentlichen Staat gibt, haben nach demselben Gesetz die Parteien zu handeln. Ihre Aufgabe ist die Vorbereitung eines künftigen Staates. Mehr als unter normalen Umständen haben sie darauf bedacht zu sein, daß auf ihr Tun nicht ein Schatten des Zwanges fällt. Jeder derartige Schatten wirkt abkühlend, wirkt abschreckend auf die Bereitschaft des Volkes zu einem kommenden Staat. Das Mißtrauen, das die Parteien jetzt säen, wird der Staat einst ernten. Jeder ihrer Mißgriffe wird nicht ihnen, sondern dem noch so unbekanntem geistigen Lande der Demokratie zur Last gelegt. Das allein ist es, was gebieterisch verlangt, sie aufmerksam zu beobachten. Hierin allein liegt Nationalgefühl. Von Nationalstolz gar kann erst wieder die Rede sein, wenn wir eine Nation geworden sind, auf die man in natürlicher Freiheit stolz sein kann.

Wir be
Reich“
ordentli
Schuld
Punkte
ten; de
nackte
lation r
gen au
billigen
der Nü
„Propa
fesselt
mente
Propag
dieser
Beschrä
Als He
achtzig
mannsc
wieder
so wei
laubt,
ein Skl
nichts
schrieb
schimp
zwingt
jakobin
An die
spältig
spruch
Faktur
und w
licher
daß D
der V.
binert
Korru
lich w
lag, w
Gesam
ihre U

Wir begegnen der zunehmenden Neigung, das Hitlersche „Dritte Reich“ nur als eine Verirrung von einem an sich geraden und ordentlichen Wege anzusehen; dem Bestreben, von der eigenen Schuld durch die Bemerkung abzulenken, daß in diesem und jenem Punkte auch andere Völker und andere Regierungen gefehlt hätten; dem Mangel an Augenmaß, womit in einem Moment, da die nackte historische Gerechtigkeit uns zur bedingungslosen Kapitulation mit allen Folgen verurteilt hat, kümmerliche Gegenrechnungen aufgestellt werden. Von hier bis zu der mit dem großartig billigen Augurenlächeln der Erfahrung abgegebenen Erklärung, der Nürnberger Prozeß und der Film „Die Todesmühlen“ seien „Propaganda“, ist eine kleine Strecke, auf der die Vernunft gefesselt liegengeblieben ist. Denn daß allseits unbestrittene Dokumente oder Aussagen von Angeklagten wesensgemäß gar keine Propaganda sein können, übersieht nur ein getrübter Geist, und dieser geistigen Trübung kommt die politische Verunreinigung, die Beschränkung der natürlichen Freiheit, außerordentlich zustatten. Als Heinrich Heine nach der Julirevolution in Paris von einer rund achtzigtausend Köpfe starken tumultuarischen „deutschen Landsmannschaft“ bekämpft, umworben, verleumdet, angebettelt und wieder meuchlings überfallen wurde, zog er das Fazit: „Wer nicht so weit geht, wie sein Herz ihn drängt und die Vernunft ihm erlaubt, ist eine Memme; wer weiter geht, als er gehen wollte, ist ein Sklave.“ Angewidert von Resolutionen und Protesten, an denen nichts so wertbeständig war wie ihre Phrasenhaftigkeit, unterschrieb er nicht länger und wurde dafür als „Reaktionär“ beschimpft. Seine Antwort lautete: „Ich bin nicht der Mann, der sich zwingen läßt, und sie bewirken nur, daß ich, aus Degout vor der jakobinischen Unredlichkeit, noch gemäßigter als jemals werde.“ An dieser Haltung, die, weil sie tief im Persönlichen einer zwispältigen Natur begründet ist, keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann, ist doch zweierlei lehrreich. Zunächst ein virtuelles Faktum: das, was Heine die „jakobinische Unredlichkeit“ nennt, und was keineswegs die Wirkung einer speziellen Sorte menschlicher Bosheit und Tartüfferie, sondern nur eine Folge davon ist, daß Doktrinen farbenblind machen. Robespierre, der zwar nicht der Vater, aber gewissermaßen einer der Kirchenväter des Jakobinertums ist, hieß der Unbestechliche, weil er für die materielle Korruption einer aus den Fugen gegangenen Zeit weniger empfänglich war; die geistige Korruption, die seiner Rhetorik zugrunde lag, war noch eine zu neue Erscheinung, wurde zu sehr von dem Gesamtpathos einer ersten wirklichen Revolution übertönt, als daß ihre Ungeheuerlichkeit gleich hätte erkannt werden können. Es

mußten vierzig Jahre verstreichen, es mußte der Phrasensegen der napoleonischen Diktatur samt dem der bourbonischen Restauration niedergehen, ehe man wußte, daß Robespierre in Wahrheit das eigene System getroffen hatte, als er von den „Sendlingen der Feinde“ (der Aristokratie also) sprach, die sich unter die „hochherzigen Brüder“ mischten, „um den glühenden und unerfahrenen Patriotismus über die Schranken der gesunden Politik hinauszudrängen“. Es bedurfte einer langen Entwicklungsreihe verdächtig überakzentuierter Gesichtslosigkeit, es bedurfte der Entlarvung jakobinischer Ränke durch den Prozeß der Geschichte selbst, bevor klar wurde, daß es der Anfang einer satanischen Methodik war, wenn Robespierre erklärte: „Sobald man mehr das zu Rate zieht, was an sich gerecht ist, und weniger das, was in den gegebenen Augenblicken nützlich ist, so dient man, während man der Volkssache zu dienen meint, nur den Interessen einer Partei und der Sache des Despotismus.“ Hier nämlich findet sich die Keimzelle all dessen, was später zu einem bewußten Raffinement ausgebildet wurde, zu einer Art Infiltrationsanweisung, mittels deren extremistische Prinzipien, die sich auf den fairen Kampf des Geistes lieber nicht verlassen möchten, in mephistophelischer Vermummung und nach einem geradezu militärischen Verteilungsplan von Horchposten, Spionen und Stoßtrupps wichtige Positionen zu erobern hoffen. In dieser unzulässigen Vermengung von eigenem und gegnerischem Wollen, in dieser Verschiebung und Umstürzung aller ehrlichen Verhältnisse, wie sie Robespierres Rede zum Bundesfest von 1792 kennzeichnet, ist alles enthalten, was uns auch heute wieder von seiten der modernen Jakobiner über den Weg läuft: die Verachtung der Gerechtigkeit „an sich“; die Heiligung der Mittel durch den Zweck; die edle Absicht, die eigene Niedertracht und Hinterhältigkeit, die eigenen getarnten Ziele demjenigen zu unterschieben, der anderer Meinung ist; die Umkehrung der Begriffe; die Parodie auf die Moral, aus der, ganz im Gegenteil, zu folgern wäre, daß gerade die grundsätzliche Nützlichkeitspolitik das Parteiinteresse und die Sache des Despotismus fördert.

Unter den Leuten, die sich Hitlers Hölle von weit draußen angesehen haben und jetzt zurückgekehrt sind, um uns mit einem „Vierten Reich“ zu beglücken, befinden sich einige, die vergessen zu haben scheinen, daß zwischen 1920 und 1933 nicht nur sie, sondern auch wir als denkende politische Menschen in Deutschland gelebt haben. Wenn wir gegeneinanderhalten, daß wir damals von den Reaktionären als Kommunisten verschrien wurden und heute von den Kommunisten als Reaktionäre verunglimpft werden, so kann es uns nur mit tiefer Befriedigung erfüllen. Nicht so, was unser Volk betrifft, dessen Zukunft nicht morgen und über-

morgen
erst zu
Deutsch
wieder
nämlich
1931 a
Berlin
die ge
29. No
losigke
„Dabei
unter
das sit
behalte
Arbeit
der De
Von s
kam,
kann,
schicht
erhalt
legung
warne
Mome
krumr
seiner
der w
sich L
Sprach
Bedeu
Heinr
vor d
das h
politik
graph
gegen
nur d
Radik
ihn w
von l
doch l
Schwi
darun
darun

morgen, sondern heute bestimmt wird. Wir selbst haben uns nicht erst zu wandeln brauchen, um die Situation zu verstehen, in der Deutschland ja nicht erst seit heute ist; wir können wortwörtlich wiederholen, was wir vor 1933 sagten, und siehe da, es hat die nämliche Richtigkeit. Der Verfasser dieser Zeilen hat im Jahre 1931 auf einem Ausspracheabend der Liga für Menschenrechte in Berlin den Nationalsozialismus einen „Ersatzkommunismus für die gebildeten Stände“ genannt und, daran anknüpfend, am 29. November 1931 in der „Vossischen Zeitung“ über die „Weglosigkeit in der Maske des entschiedenen Marschierens“ geschrieben: „Daher kann ich mit der Parole ‚Einheitsfront des Proletariats unter neuen Führern‘ nichts anfangen Das letzte Wort mag das simple Feldgeschrei der Idealisten roter und weißer Couleur behalten. Die letzte Entscheidung aber wird aus der taktischen Arbeit der materialistisch — das heißt: aus der genauen Kenntnis der Details, nicht aus der Schlagwortkulisse — Denkenden kommen.“ Von solchen Worten ist heute nichts zurückzunehmen. Was 1933 kam, war ja ebensowenig die letzte Entscheidung, wie das sie sein kann, was 1946 gärt; so kurzfristig arbeitet die Macht der Geschichte nicht. Eben darum aber muß der klare Anspruch aufrechterhalten werden. Denn hier begegnet sich nun mit unseren Ueberlegungen die zweite Lehre aus der Heineschen Erfahrung, deren warnendes Beispiel wir eingangs beschworen: das psychologische Moment, das jeder Entwicklung zur Gefahr wird, welche in den krummen Bahnen „jakobinischer Unredlichkeit“ verläuft. Wer in seiner Anschauung nicht ganz fest ist — und wie viele sind das? —, der wird stutzig, wenn er bemerkt, daß dieser selben Anschauung sich Leute bemächtigen, deren Schatten nicht ihr eigener ist, deren Sprache vielleicht ihre Meinung, indessen nicht den Sinn und die Bedeutung ihrer Meinung wiedergibt; und derlei bewirkt (um Heinrich Heine zu wiederholen), daß die Unsicheren „aus Degout vor der jakobinischen Unredlichkeit noch gemäßigter als jemals“, das heißt im gegenwärtigen Falle: zurückhaltender, interesseloser, politikfeindlicher werden. Ludwig Marcuse, Heines bester Biograph, fand das treffende Wort: „Es gibt nicht nur einen Mut gegen rechts, es gibt auch einen Mut gegen links; es gibt nicht nur den Mut des Radikalismus, es gibt auch einen Mut gegen den Radikalismus.“ Eines freilich ist anders als zu Heines Zeit. Für ihn waren — wir zitieren noch einmal Marcuse — „die Angriffe von links weit schwieriger als die Angriffe von rechts: weil er doch links stand, weil die Angriffe von links ihn isolierten“. Diese Schwierigkeit schreckt uns nicht mehr; sie schreckt uns nicht allein darum nicht mehr, weil wir sie kennen, sondern vor allem auch darum nicht, weil die Angreifer von links in Wahrheit gar nicht

mehr dort stehen. Man hat kürzlich eine brave Symbolik für die zur Einheit (die Nationalsozialisten sagten: Volksgemeinschaft) gewandelte deutsche Nation daraus abgeleitet, daß in einer rheinischen Bürgerschaftsvertretung die Kommunisten in der Mitte sitzen; wir nehmen an, daß die Sozialdemokraten ihren Platz links von ihnen haben, und falls diese Annahme zutrifft, möchten wir den Symbolismus beiseite lassen und den aufrichtigen Ausdruck einer neuen politischen Ordnung akzeptieren.

Wir sprechen in diesem Zusammenhang nicht ohne Grund von der Bürokratie der Parteien und nicht von den Parteien schlechthin, deren lebensfähiger Kern, nachdem einmal der tote Punkt, was naturgemäß lange dauerte, überwunden war, schließlich doch in Aktion trat. Wir bewillkommen jede Deutlichkeit, jede Offenheit, hauptsächlich jede Unverfälschtheit, genau wie wir jedes Gegenteil davon bei seinem die Rechtschaffenheit verletzenden Namen nennen. Der Kommunismus ist uns als solcher ein gleich wesentlicher, historisch bedingter und nicht wegzudenkender Faktor wie jede andere geistige und politische Bewegung, die darauf bedacht ist, daß sie nicht mißdeutet werden kann und in ihr kämpferisches Arsenal keine Waffen eingeschmuggelt werden, die mit Erfolg nur im Dunkeln verwendbar sind. War dies schon immer Voraussetzung für die geistige Anerkennung einer Partei, die Wert darauf legt, auf einer höheren Ebene als der des Manövers zu bestehen, so ist es desto mehr der Fall nach einem Jahrzwölf, in dem Tarnungen aus bitterster Notwendigkeit groteskeste Formen annahmen. Mit Tarnungen muß es nun zu Ende sein, gleichwie es mit jeder Diktatur, jeder Tyrannei und allem, was auch nur entfernt nach totalitärem Staat aussieht, zu Ende sein muß. „Massenparteien“ haben nicht die Aufgabe, die Persönlichkeit der Masse unterzuordnen, sondern umgekehrt aus der Masse Persönlichkeiten herauszubilden. Sozialismus heißt nicht Proletarisierung des Bürgertums, sondern Aristokratisierung der Arbeiterschaft. Bisher, und gerade von 1920 bis 1933, ist alles den verkehrten Weg gegangen. Statt die unteren Schichten zu heben, zog man allein die oberen herab. Statt der Vermassung entgegenzuwirken, unterstützte man sie und mit ihr den einzigen Boden, auf dem die Tyrannei gedeiht.

Unsere Partei ist Recht und Gerechtigkeit, ist Wahrheit, Menschlichkeit und Menschenwürde, ist Freiheit, Friede und Völkerversöhnung. Unsere Partei ist der Geist einer produktiven Toleranz, die den Kampf nicht scheut und dort ihre Grenze hat, wo die Grundsätze der Demokratie in Frage gestellt sind, sei es durch Gesinnung, Handlung oder Phraseologie. Unsere Partei ist die christliche Beharrlichkeit, der Glaube an den Triumph der guten Kräfte, die nüchterne Erkenntnis von dem Millimetermaß alles mensch-

lichen
Jahrh
davon
haben
ausschl
teilen i
leichte
blicker
keit v
ist die
legten
Herr
schred
ringen
„Ich, c
deren
verníc
eine e
Tat o
Mut v
damal
auf d
Freih
consti
sie ha
schwe
stehen
drüssi
mit c
durch
rausch
Wasse
der W
erhält
Wer
schlun
ein I
Wir l
lands
sei. U
komp
Volke
gibt
tie.

lichen Fortschritts angesichts einer geschichtlichen Ewigkeit, in der Jahrhunderte Sekunden sind. In welcher der Parteien irgend etwas davon sich regt, diese Partei wird unsere Bundesgenossenschaft haben. In welcher der Parteien das Pendel nach der anderen Seite ausschlägt, diese Partei wird unsere Gegnerschaft haben. Die Parteien ihrerseits sollten den noch Abseitsstehenden den Zugang erleichtern. Eine der vornehmlichsten Hemmungen ist darin zu erblicken, daß sie vielfach von Männern geführt werden, deren Tätigkeit vor 1933 Gegenstand schärfsten Mißtrauens war. Zwar ist die Vergeßlichkeit des Menschen groß, doch haben gerade die letzten zwölf Jahre in dieser Beziehung das Gedächtnis gestärkt. Herr Hitler ist nicht müde geworden zu erzählen, gegen welche schreckliche Widerstände sein Nationalsozialismus sich habe durchringen müssen. Es war eines seiner Märchen, an deren Anfang stets „Ich, der unbekannte Soldat“ stand. Niemals noch ist einer Partei, deren erklärtes Programm es war, den Staat, der sie duldet, zu vernichten, der Aufstieg so leicht gemacht worden. Es gab nicht eine einzige Instanz dieses Staates, die nicht entweder mit Rat und Tat oder mit Dummheit und Fahrlässigkeit oder mit Mangel an Mut und Anschauungskraft dabei half. Die Verantwortlichen von damals, ob an einflußreicher Stelle in Regierungen oder Parteien, auf die das Wort Edward Cokes, des Vaters der die persönliche Freiheit schützenden „Petition of Rights“, zutrifft: „Les corps constitués n'ont point d'âme“ — sie haben Deutschland verspielt, sie hatten weder Seele noch Verstand, und wir verlangen, daß sie schweigen. Lots Frau wurde in eine Salzsäule verwandelt, weil sie stehenblieb und rückwärts sah. Wir sind der Erscheinungen überdrüssig, die uns niemals selbständig, immer nur im Rahmen und mit dem Hintergrund der Vergangenheit vorstellbar sind, und durch deren augenblickliche Sprache die Erinnerung an ihre frühere rauscht wie das drohende Murmeln eines fernen, gefährlichen Wasserfalls. „Daß jedes neue Geschlecht und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe, das ist es, was die Menschheit in ewiger Jugend erhält“, sagt Ludwig Börne.

Wer überzeugt ist, daß er nur auf krummen Wegen und im verschlungenen Dickicht dahin gelangt, wohin er will, kann unmöglich ein Liebhaber der geraden Linie und der offenen Haltung sein. Wir hören von so vielen Seiten, aus so vielen Gegenden Deutschlands, wie schwer die Antwort auf die Frage „Was ist Demokratie?“ sei. Uns scheint das gar nicht so, falls man die Dinge nicht unnötig kompliziert. In einer Lage wie der gegenwärtigen des deutschen Volkes werden nur die einfachsten Begriffe verstanden; und es gibt eigentlich nichts Einfacheres als die Grundsätze der Demokratie. Sie beruhen auf dem Naturrecht der Menschen auf Gleichheit

und Freiheit. Wo es verletzt wird, ist die Demokratie verletzt. Demokratie, „wie ich sie auffasse“, ist Despotismus. Innerhalb der Demokratie haben allerdings vielerlei Auffassungen Platz von Gott und der Welt; herrschen aber irgendwo zweierlei Auffassungen über ihr Grundgesetz, so steht die eine davon notwendig außerhalb der Demokratie. Daraus folgt, daß gewisse Forderungen mit ihr, gewisse andere nur gegen sie zu verwirklichen sind. Hierin liegt der Ursprung unserer heutigen Lage. Hierin liegt zugleich der fundamentale Unterschied gegenüber dem Jahrzehnt von 1920 bis 1930. Damals waren die Fronten klar; und jede Richtung, welche Vorwürfe im übrigen der Historiker auch gegen sie erheben muß, blieb bemüht, sie klar zu erhalten. Die Gegner der Demokratie oder demokratischer Einrichtungen behaupteten nicht, daß sie Demokraten seien, weder taten es die Deutschnationalen und ihre ihnen über den Kopf wachsenden Sprößlinge, die Nationalsozialisten, noch taten es die Kommunisten. Niemand dachte daran, Scheidewände einzureißen, die ja nicht künstlich waren, denn wären sie es gewesen, so wären sie von selber zusammengestürzt. Daß der Nationalsozialismus infolge dieser Scheidewände gesiegt habe, ist nicht nur ein historischer, sondern auch ein geistig-moralischer Irrtum. Wer das glaubt (es sei denn, daß er es nur aus Zweckgründen glauben machen will), beweist einen gefährlichen Mangel an höherer Einsicht.

Wenden wir einmal die alten Begriffe von rechts und links an, die heute zwar etwas in Unordnung gebracht, aber keineswegs ungültig geworden sind, so ergibt sich, daß wir, wie nach 1918 die Geschichtsklitterung von rechts, nach 1945 die Geschichtsklitterung von links abzuwehren haben. Die Fronten werden nicht geklärt, sondern verwischt, Gegensätze weder ausgetragen noch überbrückt, sondern (wenigstens zeitweilig) versteckt und mit Gewalt „bereinigt“. Das ist das Neue einer Zeit, in der entweder die moralischen Verheerungen des Nationalsozialismus unüberwindlich nachwirken oder die heimliche Bewunderung seiner „erfolgreichen“ Methoden zur Nachahmung reizt. Eines der Kriterien des Machiavellismus ist die zynische Beanspruchung edler Begriffe für unedle Motive, seine zwangsläufige Folge die Unterschiebung unedler Motive gegenüber den Verteidigern edler Begriffe. Damit kehrt alles wieder, was wir am Nationalsozialismus verabscheut haben, und es ist eines der hoffnungsvollen Zeichen in unserem Volke, daß es dafür nun doch eine Witterung hat und ehrlichen Zorn empfindet, wenn ihm nach zwölf Jahren Täuschung neue Täuschungen zugemutet werden, ein neues Zwangsparteibuch, ein neues geheimes Ueberwachungssystem, eine neue Atemnot, eine neue Mißgeburt von Weltanschauung, eine neue Vergewaltigung der geistigen Freiheit

durch
selbst
reden
tion, d
legung
Unvers
haftig
zu ver
gestalt
Gänge
zweim
„Iphig
gut un
beraul
Demo
noch
Monat
alarm
fehler
Huge
einige
das g
gewo
dem
Bolsch
und
Spiel
derer
kein
es 19
do u
licher
man
man
tige
hätte
trage
Ause
desse
der
chem
nicht
notw
xis r

durch Leute, die augenscheinlich gar nicht den Widerspruch in sich selbst bemerken, wenn sie gleichzeitig flammende Verdammungsreden gegen die geistige Unfreiheit unter Hitler halten. Die Situation, die uns nach zwölf Hitlerjahren zwingt, das Recht der Ueberlegung und der freien Meinungsäußerung gegen den nämlichen Unverstand, gegen die nämliche Abgedroschenheit und Phrasenhaftigkeit der Worte, gegen die nämlichen Schrecken der Tyrannei zu verteidigen, wird nicht allein von den mit drei Kreuzen ausgestatteten „Intellektuellen“ als grotesk empfunden. Sogar ein des Gängelbandes so bedürftiges Volk wie das deutsche läßt sich nicht zweimal hintereinander zumuten, Goethes Warnung aus der „Iphigenie“ zu mißachten: „Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut und lernet gleich gehorchen, wenn man ihn der Freiheit ganz beraubt.“ Wir stehen dafür ein, daß diese zweite Schlacht um die Demokratie in Deutschland nicht verloren wird. Daß irgendwo sich noch ein alter Hugenberg erhalten hat, daß Konservative und Monarchisten Parteien gründen, ist nur für diejenigen angeblich alarmierend, die solche Popanze benötigen, weil sie ihnen die fehlenden Argumente ersetzen müssen. Wenn je die erloschenen Hugenberge wieder erstarken sollten, dann ist die Art, wie die Vereinigung oder „Gleichschaltung“ von SPD und KPD betrieben, das geeignetste Hilfsmittel dazu. Das in der Weimarer Republik gewohnte Ballspiel hat abermals begonnen: die einen arbeiten mit dem Gespenst der Reaktion, die anderen mit dem Gespenst des Bolschewismus, und beide benutzen die äußerlichen Gegebenheiten und die oberflächlichen Tagesforderungen der Demokratie, um ihr Spiel zu gewinnen. Falls es nicht durch Wachsamkeit und Elan derer gestört wird, denen Demokratie ein Herzensbekenntnis und kein taktischer Vorwand ist, wird es genau dorthin führen, wohin es 1933 geführt hat. Nach der Justinianischen Regel „Do ut des, do ut facias, facio ut facias, facio ut des“, nach diesem schmachlichen Kontrakt des Gebens, damit gegeben und getan werde, was man verlangt, und des Tuns, damit getan und gegeben werde, was man auf andere Weise nicht erlangen würde, möchten wir die künftige deutsche Politik nicht gelenkt sehen. Wenn man uns gesagt hätte, die Partei werde nach der Verschmelzung den Namen KPD tragen, wäre es eine Realität gewesen, mit der wir eine ehrliche Auseinandersetzung nicht zu scheuen brauchten. Da man uns indessen sagte, die Verschmelzung bedeute weder, daß die SPD in der KPD, noch daß die KPD in der SPD aufgehe, so war es ein chemisches Rätsel, dessen Lösung bei normalem Verlauf der Dinge nicht lange auf sich warten lassen und uns eines Tages naturnotwendig eine neue Sezession bescheren würde. Die schlimme Praxis radikaler Tribunen, ihre Machtansprüche kurz und schlecht ohne

alle Verständigung mit den Betroffenen zu oktroyieren, ist keineswegs so modern, wie es scheinen möchte. Schon der römische Senat hatte die Gewohnheit, Beschlüsse der von ihm kommandierten Comitien als wahrhaft demokratisches Phänomen zu präsentieren, und wer es wagte, für unveräußerliche Rechte einzutreten, sah sich durch schnöde Anklagen bedroht. „Je fetter der Floh, desto magerer der Hund“, behauptet das Sprichwort nicht erst seit heute.

Acht
gezwun
die D
ihren
könne
ein Z
unteil
Geiste
zu erf
Zeiten
der D
gegen
chen,
und s
steht
Partei
und j
Partei
ein P
vorge
Eine
werde
Wesen
Worte
diente
nicht
Jahrh
vor z
sinns
entfe
mehr
begeg
Unser
durch
„der
geleb
durch
Grun
legte
hund
über

DAS TROJANISCHE PFERD

Acht Monate, bevor die Vereinigten Staaten von Amerika gezwungen wurden, eine kriegführende Macht zu werden, beging die Demokratische Partei eine Gedenkfeier für Andrew Jackson, ihren Begründer. Dort sagte Präsident Roosevelt: „Die Diktatoren können es offenbar nicht begreifen, daß die Vereinigten Staaten ein Zweiparteiensystem haben und es dennoch fertigbringen, eine unteilbare und unangreifbare Nation zu sein. Die totalitäre Geistesverfassung ist zu beschränkt, um die Größe eines Volkes zu erfassen, das sich in Wahlzeiten in Parteien teilt, aber zu allen Zeiten einig bleibt in seiner Hingabe an sein Land und die Ideale der Demokratie. In den Ländern der Diktatur kann es keine Parteigegensätze geben. Denn dort haben alle so zu denken, so zu sprechen, so zu schreiben, so zu leben, wie es ihnen befohlen wird — und so zu sterben, wie es ihnen befohlen wird. In diesen Ländern steht die Nation nicht, wie bei uns, über der Partei, sondern die Partei über der Nation; ja, die Partei ist die Nation. Jeder Mann und jede Frau muß sich dort auf dem geraden und engen Pfad des Parteiprogramms bewegen. Genau genommen, ist es nicht einmal ein Parteiprogramm, sondern das Programm, das der Diktator vorgezeichnet hat, dem die Partei gehört.“

Eine Grundwahrheit kann nicht klarer und einfacher formuliert werden, als es hier geschah. Der diese Sätze sprach, war von dem Wesen der Freiheit so sehr durchdrungen, daß er keine anderen Worte suchen mußte außer denen, die ihm der Geist, dem er diente, eingab — und Grundwahrheiten lassen sich überhaupt nicht anders formulieren als klar und einfach. Aber das zwanzigste Jahrhundert, das in der Geschichte, wenn wir es nicht fünf Minuten vor zwölf noch ändern, vielleicht einmal das Jahrhundert des Wahnsinns heißen wird, hat sich von den Grundwahrheiten so weit entfernt, daß eine klare und einfache Sprache nicht nur nicht mehr verstanden wird, sondern einem pygmäischen Mißtrauen begegnet.

Unser Zeitalter begann mit der Verkündung der Menschenrechte durch die Französische Revolution. Seit dreißig Jahren machen „der Menschheit große Gegenstände“, für die ein volles Jahrhundert gelebt und gestritten hat, die schwerste und gefährlichste Krise durch. Aber noch ist das Ende dieses Zeitalters nicht nahe und kein Grund zum Verzweifeln. Wir treten, wenn nicht alles trügt, in die letzte Phase einer Entwicklung ein, die über das Gesicht des Jahrhunderts endgültig entscheiden wird. Da alles, was der Menschheit über Nacht in den Schoß fällt, über Nacht verzehrt wird und

Bestand nur das hat, worum lange und mit vielen Kräften gerungen werden muß, wird das letzte Wort, das einmal gesprochen werden soll, zugleich das Urteil über diese Kräfte sein. Nicht die Notwendigkeit des Kampfes, sondern der Wille zum Kampf ist das Kriterium einer Epoche. Einem Krieg, der unter dem Alarmruf „Die Menschheit ist in Gefahr“ geführt und beendet wurde, kann nicht ein Friede folgen, der die Menschheit in neue Gefahren stürzt, erst recht nicht, wenn diese neue Gefahren, mit unbestechlichem Auge gesehen, die alten sind. In welcher bedrohlichen Lage wir uns befinden, läßt sich daran ermessen, daß in dem der ersten Verkündung der Menschenrechte vorausgegangenem Jahrhundert, das aus den Fesseln der Despotie heraus die als Aufklärung bekannte Opposition des Geistes gebar, niemals die Freiheit der Meinungsäußerung, von Einzelfällen abgesehen, in einer ähnlich brutalen und skrupellosen, dabei unehrlichen und hinterhältigen Weise unterdrückt war wie unter der Form der Tyrannei, die unsere technisch so hochentwickelte Aera herausgebildet hat. Der spätere Geschichtsschreiber wird zu untersuchen haben, welcher Zusammenhang zwischen dieser neuen Methodik der Tyrannei und dem technischen Fortschritt besteht. Soviel erscheint auch ohne genauere Untersuchung sicher, daß die teuflischen Mächte auf besondere Art mit der allgemeinen Mechanisierung des Lebens durch eine vom Denken nicht mehr kontrollierte Technik verbunden sind, und daß die andauernde Aufsaugung aller Fähigkeiten des menschlichen Geistes durch die Lockungen einer dem Unbegrenzten zustrebenden Technik dazu beigetragen hat, den Wert der Persönlichkeit, auf der allein die Würde des Menschengeschlechtes beruht, herabzusetzen. Weil versäumt wurde, die Technik rechtzeitig zu lenken, war ihr Ergebnis die Vermassung, ein Prozeß, ohne den in der modernen Welt keine Diktatur möglich wäre; denn mit der Urteilslosigkeit, die sie begünstigt, schafft sie die Voraussetzung zur Unterwerfung unter Diktaturen überall da, wo keine gefestigte politische Anschauung ein Gegengewicht bildet.

Die eine Sorte Totengräber der Demokratie wurde mit Bomben aus dem Felde geschlagen; aber die zweite blieb. Also neuer Krieg? Das Morgenrot einer Welt, die reif sein soll für einen Bund aller aufrechten Demokraten, fern von Sophismen und Tartüfferien, kann über einem neuen Kriegsschauplatz nicht aufgehen, sondern nur für alle Ewigkeiten verdämmern. Mit jedem Kriegsende verschärfen sich die Komplikationen, die eine friedensverbürgende Lösung verdrängen; die Welt zu ordnen, ist 1946 zehnmal so schwierig, wie es 1919 war, und nach einem dritten Datum, das wir nicht in den Mund zu nehmen wagen, und vor dem uns, wenn nicht die Vernunft der Menschen, die Gnade des Himmels schützen

möge,
noch s
einer I
Roosev
zu voll
Als die
hatten
eine T
spalte,
überw
vergeb
flieger
Taube
zum V
tagen,
kaum
und e
Habid
reiche
Pferd
helden
ihre
Schiff
blieb,
das si
Warn
mahn
lichst
des v
der I
strebe
gen a
darau
gesch
Facke
niede
Uns
Zeita
name
deste
als a
Jahr
dami
ihne

möge, wird es hundertmal schwieriger sein — falls dann überhaupt noch so viele Menschen übrig sind, wie um den runden Tisch einer Friedenskonferenz Platz haben. „Nichts“, so lautet eines von Roosevelts schönsten Vermächtnissen, „hindert uns, etwas morgen zu vollbringen, außer den Zweifeln, die wir heute hegen.“

Als die alten Griechen die Festung Troja lange erfolglos berannt hatten, bemerkte der Seher Kalchas eines Tages einen Habicht, der eine Taube verfolgte. Das gehegte Tier schlüpfte in eine Felsenspalte, deren Enge es wahrscheinlich nur infolge seiner Todesangst überwand; jedenfalls saß der große Raubvogel draußen und wartete vergeblich auf seine Beute. Das veranlaßte ihn, etwas abseits zu fliegen und sich dort in Geduld zu üben, denn einmal mußte die Taube, so lange sie auch ihr Schicksal hinauszögern wollte, wieder zum Vorschein kommen. Nichts in der Welt kann man ewig vertagen, und der Habicht wurde über seinem Warten nur hungriger; kaum daß die Taube erneut die Flügel regte, stieß er auf sie nieder und erwürgte sie. Kalchas, der Seher, fand, man solle sich diesen Habicht zum Vorbild nehmen, und sein Gedanke fiel bei dem listenreichen Odysseus auf fruchtbaren Boden. So wurde das hölzerne Pferd gezimmert, in dessen Bauch sich die robustesten Griechenhelden, vortrefflich bewaffnet, verbargen, während die anderen ihre Zelte abbrachen, das Lager verbrannten und sich mit den Schiffen auf eine unfern gelegene Insel zurückzogen. Einer nur blieb, um als Ueberläufer den Trojanern ein Märchen zu erzählen, das sie bewog, das hölzerne Pferd in ihre Stadt zu ziehen. Keine Warnung der Klugen wurde gehört, kein noch so zu Vorsicht mahnendes Zeichen beachtet; und als auch noch der Unermüdlichste der Warner ein Opfer der Schlangen wurde, war kein Halten des verblendeten Haufens mehr, alle Register der Verleumdung, der Beschimpfung, der Drohung wurden gegen die noch Widerstrebenden gezogen, und Cassandra, nun mit ihren bösen Ahnungen allein auf weiter Flur, wurde für verrückt erklärt. Die Nacht darauf wurde die Stadt Troja, freudetrunken, von den ausgeschwärmten Insassen des hölzernen Pferdes und den durch Fackelsignale zurückgerufenen Heerscharen überfallen, angezündet, niedergemetzelt.

Uns will scheinen, daß das trojanische Pferd ein Sinnbild unseres Zeitalters ist. Seit dem spanischen Bürgerkriege hat es den Spezialnamen „Fünfte Kolonne“ erhalten, aber seine Merkwürdigkeit, desto begehrt zu sein, je mehr die Spuren schrecken, hat eher zuals abgenommen. Nach dem Abschluß des nationalsozialistischen Jahrzwölfts neigt die Welt begreiflicherweise zu dem Glauben, daß damit die Ideale der Freiheit gesiegt hätten. Zwar haben die von ihnen gesegneten Waffen den zweiten Weltkrieg gewonnen, doch

wie wenig der Gewinn eines Krieges den Sieg der dem Bösen entgegenstehenden Ideale bedeutet, drückt sich in der Erkenntnis der Staatsmänner aus, daß nun auch der Friede gewonnen werden müsse. Dazu gehört die weitere Erkenntnis, daß das nationalsozialistische Regime ja nur den bis jetzt furchtbarsten Tiefpunkt darstellt, die scheußlichste Inkarnation des gemeinen Masseninstinkts, und daß man über diesem Inferno des Grauens, das mit unsäglichen Opfern und nach Verlust der Schönheit und des Reichtums des Abendlandes überwunden wurde, nicht vergessen darf, wie wenig damit noch für die allgemeine Anerkennung der Menschenrechte und für die Durchdringung aller Völker, von unserem deutschen Volke ganz zu schweigen, mit der edlen Gesinnung der Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe erreicht ist. Wenn man auf das Tagesgeschrei hört, könnte man meinen, der Idealzustand, in dem es keine Feinde der Demokratie mehr gibt, sei da. Trotzdem sind ihrer mehr als je, nur daß diese Hydra im Gegensatz zur mythologischen die Gewohnheit hat, ihre in doppelter Anzahl der abgeschlagenen nachwachsenden Köpfe nicht mit Schlangen-, sondern mit Taubenaugen zu versehen und statt des giftigen totalitären Gezisches ein sanftes, menschenfreundliches Girren vernehmen zu lassen.

Die Fronten hatten sich, als Demokratie gegen Totalitarismus stand, geklärt. Nun, da echte Demokratie gegen getarnte Demokratie steht, kommt es darauf an, ob diejenigen, die der echten Demokratie verschworen sind, ihre Positionen behaupten und befestigen wollen. Wieder, wie so oft in der Geschichte, gehen die entscheidenden Linien mitten durch Völkerschaften hindurch. Wieder, wie so oft, bildet Deutschland ihren Brennpunkt. Aber anders als früher, da rings um Deutschland sich ein freies politisches Leben entfaltete, das hierher zwar Wellen schlug, dessen Wellen jedoch gerade hier auch gebrochen wurden, ist Deutschland heute das Zentrum, von dem die Rückwirkungen ausstrahlen. Ranke sagte: „Es gibt keine so entschieden herrschende Tendenz der Meinung, daß die Interessen vor ihr zurückträten.“ Wenn wir das gelten lassen, sind wir verloren. Es ist ein Bonmot, nichts weiter, wenn Deutsche zum Neujahrstag 1946 ihre Wünsche „zum Jahres- und Gesinnungswechsel“ geäußert haben. Für Deutschland handelt es sich nicht um einen Gesinnungswechsel, denn es hat noch gar keine gültige Gesinnung gehabt. Es steht am Ursprung einer Gesinnungsbildung, mit allen Möglichkeiten, allen Schwierigkeiten und allen Fährnissen einer solchen Situation. Wenn es dafür die Hälfte der Standhaftigkeit, der Zähigkeit und leidenschaftlichen Gründlichkeit aufbringt, die es für militaristische und nationalistische Ziele aufbrachte; wenn niemand mehr bereit ist, einem auf seine Meinungsäußerung ausgeübten Druck nachzugeben, indem er sein Gewissen mit der

Erklär
jeder
über a
haben
sagen
lands“
einmal
wenn
legung
anspru
dieser
halb d
Gewöl
in der
den M
wie di
es doc
Zwar
sagen.
es ein
hinter
in de
die P
ohne
Politi
1848
blikar
Deuts
libera
in de
versch
schen
inner
einer
zu ei
Militä
losen
die a
nach
licher
erste
schrit
mokr
1924

Erklärung einschläfert: „Ich muß ja gar nicht, aber ich will“; wenn jeder von uns sich bewußt wird, daß der Gesang von „Deutschland über alles“ nur einen einzigen Sinn, nämlich einen imperialistischen, haben kann, unterschiedslos, ob es gestern Hitler sang und morgen, sagen wir: ein neuer Hindenburg, ein neuer „Retter des Vaterlands“, singen wird, genau wie es gleichgültig ist, ob die Alldeutschen einmal von ganz rechts und einmal von ganz links her kommen; wenn der Widerstand gegen jeden Gewissenszwang, gegen jede Verletzung der persönlichen Freiheit, gegen jeden totalitären Machtanspruch so einheitlich und ungeheuer ist, daß alle Versuche dieser Art zerschellen müssen: dann wird Deutschland leben, innerhalb dieser oder jener Grenzen, aber unter einem Himmel, dessen Gewölk aufgerissen ist und die Luft mit Licht erfüllt, eine Luft, in der man atmen kann, und die auch den umgebenden Völkern den Mut zum Aufatmen verschaffen wird, der nach einem Kriege wie diesem so sehr natürlich und selbstverständlich sein sollte und es doch noch so wenig ist.

Zwar kann man, wenn man die Geschichte seit 1815 verfolgt, nicht sagen, Deutschland sei ohne Bewegung gewesen. Aber immer war es eine Bewegung an der Peripherie, immer trat die innere Gestalt hinter der äußeren zurück. Immer wurde eine Phalanx vorgetäuscht, in deren Hintergrund nichts vorhanden war, oder wenn, so stand die Phalanx, um es zu verdecken. Getümmel statt Gefecht, Donner ohne Blitz. Der Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts, als Politikum in Deutschland gerade erst geboren, hatte sich bereits 1848 gespalten. Es gab, von links nach rechts, Demokraten, Republikaner und Altliberale. Von den Altliberalen sonderte sich die Deutsche Fortschrittspartei ab, während ihr Stamm die Nationalliberale Partei erstehen ließ, deren abermalige Sezessionisten sich in der Liberalen Vereinigung zusammenfanden. Diese wiederum verschmolz sich mit der Deutschen Fortschrittspartei zu der Deutschen Freisinnigen Partei Eugen Richters. Das alles, bitte, geschah innerhalb von sechsunddreißig Jahren. Nach abermals zehn Jahren einer Tätigkeit, die nur an Verworrenheit musterhaft war, kam es zu einer neuen Spaltung, als 1893 ein Teil der Partei für die Militärvorlage stimmte. Diese „Gemäßigten“, in Wahrheit die Maßlosen, gründeten die Freisinnige Vereinigung, indes Eugen Richter die alte Partei als Freisinnige Volkspartei weiterführte. Vier Jahre nach seinem Tode, 1910, gingen beide Gruppen in der Fortschrittlichen Volkspartei auf, und weitere acht Jahre später, nach dem ersten Weltkriege, schieden die Geister sich erneut: von Fortschrittlern und Nationalliberalen wanderten die einen in die Demokratische, die anderen rechts davon in die Deutsche Volkspartei. 1924 machten dann Mitglieder beider Parteien den vergeblichen

Versuch, mit dem alten historischen Namen der Liberalen Vereinigung den „verfassungstreuen Liberalismus“ zusammenzuschließen. Mancher von diesen Verfassungstreuen hat nachher die Verfassung bereitwillig zerstört, und einige davon agieren heute wieder auf der politischen Bühne. Und in acht oder neun Jahrzehnten, da fortwährend die Titel wie schmutzige Hemden gewechselt wurden, blieb der Geist unverändert steril und illusionsgenährt, als habe man bloß zu beweisen gehabt, was John Locke, der englische Philosoph, schon 1690 bewiesen hatte, daß wir nämlich keine angeborenen Ideen und Prinzipien haben.

Es ist nötig, davon zu sprechen — in einer Zeit, da das fiktive Leben traurige Triumphe feiert. Parteien zu trennen oder zu vereinigen, hat niemals einen Sinn, wenn es sich um nichts weiter als um Personen- oder Organisationsfragen und um Differenzen oder Uebereinstimmungen bei einem einzelnen Tagesproblem handelt. Als im vorigen Kriege die Unabhängigen von der Mehrheit der Sozialdemokratie absplitterten, erreichten sie in der Tat nichts als eine Spaltung. Denn was zuerst so ausschlaggebend erschien, die Verweigerung der Kriegskredite, verlor mehr und mehr an Bedeutung, je entschiedener auch die Mehrheitssozialisten auf Beendigung des Krieges mit allen Mitteln drängten. Sogar der Spartakusbund schien anfangs nur eine Nuance mehr zu sein. Erst durch den Sieg Lenins in Rußland gewann diese Bewegung Gesicht und geistiges Fundament. Von diesem Augenblick an aber hingen die Unabhängigen vollends in der Luft. Sie waren lediglich „weiter links“, was sie auch innerhalb der alten Partei hätten sein können. Folgerichtig lösten sie sich auf. Sie kehrten entweder in den Schoß der Sozialdemokratie zurück oder schlossen sich, bis auf ein paar zukunftslos Unentwegte, den Kommunisten an. Kommunisten und Sozialdemokraten jedoch sind nicht zwei aus einfacher Spaltung oder Nuancierung hervorgegangene Gruppen. Es sind selbständige, auf selbständige Anschauungen, Maximen und Methoden gegründete Parteien, es sind keine Sezessionisten, die je nach Wunsch oder Befehl getrennt oder vereint zu leben imstande wären. Sie können sich gelegentlich verbünden, in dem und jenem sich einig sein; sie können miteinander marschieren, wenn denn durchaus „marschiert“ werden muß; siegen dagegen können nur die einen oder die anderen. Die Gründe, die für eine rasche Fusion jetzt genannt wurden, sind wiederum fiktiver Natur. Man sagt uns, Hitler wäre nie allmächtig geworden, hätten wir vor 1933 die Sozialistische Einheitspartei gehabt. Aber gerade daß wir sie nicht hatten, beweist ja, daß sie kaum möglich ist. Denn wenn man uns heute eine heraufkommende Reaktion, angeblich abgezeichnet in etlichen Parteiklüngeln, Studenten mit Leutnantsgehabe und alternden

Syndizi
Alarms
der die
wie vie
als sch
Verein
noch i
mals s
auftra
die Ve
das ist
geschic
ab. Me
eine F
unsere
Buchst
frucht
not tu
sehr ü
der ei
„Ein
ist un
worin
teuers
„Men.
sich s
nahm
als m
Wir r
triebe
Die I
dem
wisse
sie, c
mit d
diese
sichti
noch
Krieg
Als o
Segen
einst
eine
für r

Syndizi unter den Augen der Okkupationsmächte, als höchste Alarmstufe, als den Druck äußerster Not und Gefahr schildert, der die Fusion zwischen SPD und KPD geboten erscheinen lasse — wie viele tausend Male mehr hätte dann die Gefahr um 1930 herum, als schon flackernder Brand den deutschen Himmel überzog, die Vereinigung erzwingen müssen! Damals freilich hoffte die KPD noch im Wettbewerb mit der NSDAP das Rennen zu machen, damals schloß sie jeden aus ihren Reihen aus, der für die Vereinigung auftrat. Nun gut, sie hat gelernt. Aber was hat sie gelernt? „Ohne die Vereinigung wird es keine Einheit Deutschlands geben.“ Auch das ist eine Fiktion. Und, wenn man will, ein Mythos. Die Weltgeschichte hängt voraussichtlich noch von einigen anderen Faktoren ab. Muß die Frage, ob zwei Parteien eine sein sollten, gleich wieder eine Religion werden? Man sollte nicht so tun, als bedürfe es zu unserer Seligkeit keiner sonstigen Mittel, als genüge es, sechs Buchstaben auf drei zu reduzieren, damit die Wüste Sahara so fruchtbar wie Mesopotamien werde. „Sobald den Menschen Gesetze not tun, sind sie der Freiheit nicht mehr würdig“, sagte Pythagoras, sehr überakzentuiert, aber im Grunde doch zutreffend. Der Satz, der ein Lehrsatz ist, ließe sich mit Justus Möser interpretieren: „Ein Staat, worin ein jeder der vollkommensten Freiheit genießt, ist unstreitig besser, glücklicher und prächtiger als ein anderer, worin das letzte mit einer größeren Aufopferung der Freiheit aufs teuerste erkaufte werden muß.“

„Men, not measures“, heißt es bei den lebensklugen Briten, die sich schwerlich jemals Fiktionen hingeben; „Männer, nicht Maßnahmen“, und sie denken dabei wohl nicht gerade an Crassus, der, als man Pompejus groß nannte, fragte: „Wieviel Zoll hat er?“ Wir möchten nicht, daß solche Wortspiele mit der Demokratie getrieben werden; sie dürften heute zudem weniger geistreich sein. Die Deutschen wissen zwar noch nicht, was Demokratie ist, trotzdem ist in diesem letzten Jahre ein Fortschritt erzielt worden: sie wissen jedenfalls, was nicht Demokratie ist. Und ferner wissen sie, daß man gewisse Dinge nur gegen die Demokratie, nicht mit der Demokratie durchsetzen kann, ja, sie wissen sogar, welches diese gewissen Dinge sind. Das ist schon viel, wenn man berücksichtigt, daß unser gesamtes Leben nach der totalen Niederlage in noch höherem Maße fiktiv ist, als es das schon während des totalen Krieges war. Wir lebten und leben nach Maßgabe des „Als ob“. Als ob die Städte noch Städte wären, als ob die Aecker ihren vollen Segen spendeten, als ob die Arbeit dieselben Früchte trage wie einst, kurz, als ob man überhaupt so weiterleben könne. Jedoch eine Welt, die nur für Zerstörung tätig war, kann in Generationen für nichts anderes außer für die Folgen der Zerstörung tätig sein.

„Entbehren sollst du, sollst entbehren.“ – Ob dieses Leben weiterhin bescheidenlich lebenswert sein wird, hängt allein von dem Geiste ab, mit dem wir es füllen. Ein nützlicher Schimmer, der zum Ziele führt, ist nach Joubert mehr als das glänzende Licht, das vom Wege ablenkt. „Das Jahrhundert des Lichtes!“ rief er aus, „— wünschen wir uns ein Jahrhundert der Tugenden.“

Gott al
Staatsm
Bespre
Minute
vor, da
Nugen
da die
nationa
und wa
geeigne
rechten
Atmosph
der zur
die Kle
Koloß
von Li
gefallen
die dal
Hier li
lung zu
Briefe
Mäßigu
und de
merkte
und V
europä
„große
zwischen
Ein Ja
diese g
erstrec
tätisch
pläten
doch in
mente
Atome
der W
erweck
egoisti
zwischen
und S

GEFÄHRLICHE PARALLELEN

Gott allein kann wissen, ob den um den Frieden kämpfenden Staatsmännern, wenn sie spät abends, müde von Erwägungen und Besprechungen, vom Reden und Zuhören, ins Bett sinken, eine Minute für geschichtliche Erinnerungen bleibt. Aber wir stellen uns vor, daß, wenn es so wäre, die Arbeit des nächsten Tages ihren Nutzen davon hätte. Die Menschheit darf erwarten, daß heute, da die Methodik so vieler Dinge gewechselt hat, auch die internationalen Konferenzen auf neue Grundlagen gestellt werden, und was wäre dazu in der dunklen Wirrnis der Gegenwart besser geeignet als das Licht historischer Erkenntnisse? Es stärkt den gerechten und gesunden Sinn. Es schenkt Weltweisheit und eine Atmosphäre vollständiger Freiheit. Es begünstigt den Enthusiasmus, der zur Größe der Seele gehört, und hindert den Fanatismus, der die Kleinheit des Geistes ausdrückt. „Man war nur bedacht, den Koloß zu stürzen, und wagte es nicht zu hoffen“, schrieb der Fürst von Ligne 1814 aus Wien an Talleyrand und fuhr fort: „Er ist gefallen und hat durch seinen Fall die Erde erschüttert. Anstatt die dabei entstandenen Abgründe auszufüllen, schafft man neue.“ Hier liegt die Aufgabe und zugleich die Schwierigkeit: eine Regelung zu treffen, die ebenso einfach wie umfassend ist. In demselben Briefe des Fürsten von Ligne lesen wir den Rat, „Erfolge durch Mäßigung zu festigen“, dazu die Warnung: „Der Bauch wächst, und der Kopf wird kleiner.“ Fast unter dem gleichen Datum bemerkte der Freiherr von Hardenberg, preußischer Staatskanzler und Vollender der Steinschen Reformen, daß sich in der großen europäischen Frage zu sehr die Leidenschaften äußerten. Um die „große europäische Frage“ geht es auch heute; aber sie ist inzwischen so groß geworden, daß sie die gesamte Welt umspannt. Ein Jahr nach Einstellung der Feindseligkeiten befindet sich daher diese ganze Welt noch in einem Zustande ständiger Mobilisierung, erstreckt sich in manchen Ländern die Hälfte des Budgets auf militärische Ausgaben, stehen Hunderte von Divisionen auf Schauplätzen, die zwar keine kriegerischen Operationsgebiete mehr, doch immer noch Kampffelder sind, spielen sich große Atomexperimente neben einem hartnäckigen Ringen um die Kontrolle der Atomenergie ab, sammelt die UNRRA verzweifelt die guten Kräfte der Welt gegen den Hunger, drängen diejenigen, die den Eindruck erwecken, als hätten sie Furcht vor dem Frieden, zur Erfüllung egoistischer Wünsche mit dem Vorwurf, die Großmächte hätten inzwischen Furcht vor ihrem Siege bekommen. Alle diese Maßnahmen und Strömungen sind mehr die Wirkung als die Ursache einer

Krankheit, die sich aus zwei Hauptproblemen entwickelt hat. Das eine ist der Zwiespalt zwischen der Ueberzeugung, daß (nach dem Ausspruch des amerikanischen Außenministers Byrnes) das Gefühl der Sicherheit nur in einem Wettbewerb von Ideen entstehen kann, und der Notwendigkeit, daß eine den Ideen dienende Organisation durch ein Instrument physischer Stärke geschützt werden muß. Das andere ist der Zwiespalt zwischen der demokratischen Forderung auf Freiheit des Individuums und dem durch die Kriegsfolgen bedingten Zwang zur Planwirtschaft. Aus beiden Problemen, die unglücklich aufeinandergepfropft sind, wächst nur schwach das edle Reis demokratischer Zusammenarbeit, desto üppiger aber der wilde Schößling des Argwohns und mit ihm die Gefahr, daß die Wirklichkeit des Friedens durch eine Fassade des Friedens ersetzt und die Krise des Augenblicks um den Preis einer dauernden Krise gelöst werde.

Es gibt genug spekulative Geister, die sich einbilden, Deutschland könne mit einem solchen Verlauf der Dinge vielleicht ein Geschäft machen. Aber wir schreiben weder das Jahr 1806, in dem „der König eine Bataille verloren“ hatte, noch das Jahr 1919, in dem die Regierung der deutschen Republik bereit war, „den Friedensvertrag zu unterzeichnen, ohne jedoch damit anzuerkennen, daß das deutsche Volk der Urheber des Krieges sei, und ohne eine Verpflichtung zur Auslieferung der Kriegsverbrecher“. Deutschland hat es immer so dargestellt, als rühre alles Unglück daher, daß man uns abgerüstet habe und die anderen nicht gefolgt seien; tatsächlich begann bei uns schon mit dem letzten Federzug von Versailles der mit besonderer Schläue und Tücke gepaarte Wille zur Wiederaufrüstung, der den Abrüstungsgedanken überhaupt illusorisch machte. Die Frage, wie ernst es damit den anderen Völkern war, erübrigt sich infolgedessen. Paul-Boncour, Frankreichs Vertreter in Genf, hat recht, wenn er behauptet, der Völkerbund sei kein Mythos gewesen, hingegen sei ein Mythos der Glaube, die Existenz von Armeen verhüte den Krieg. Da ein Angreifer sich immer so sehr im Vorteil fühlt, daß er des Sieges gewiß zu sein meint — ähnlich wie ein Dieb oder Mörder der Ansicht ist, daß unter allen Kriminellen er allein das Glück haben müsse, nicht erwischt zu werden —, so bedarf es eines Zusammenschlusses der Nationen, der durch die Unbeugsamkeit der Idee, die einzige anzuerkennende Gewalt, jede einzelne bindet. Es bedarf des unablässigen Dienstes an der Wahrheit; des Verständnisses der Menschen und Nationen untereinander; der Einsicht, daß in modernen Kriegen niemand mehr „auf der ganzen Linie“ siegt, daß die Kräfte des Rechtes und der Gerechtigkeit nicht schon darum den Frieden gewinnen, weil sie den Krieg gewonnen haben, daß die

Kontr
schaft
Quelle
Wie d
der G
zu ha
genug
daß e
Aktiv
Was e
in De
ment
sagen
zum
ausfo
Beisp
jeder
Schul
vorha
bener
Platz
männ
danac
haben
dort
beste
word
der I
tunge
tische
nur e
gerac
der e
schen
strah
auch
gerin
gerer
die E
Matt
von
als S
Main
würd

Kontrolle der industriellen Energien nur dann eine Zukunftsbürgschaft zu werden verspricht, wenn sich ihr die Oeffnung aller Quellen der Welt für das gemeinsame Wohl aller Völker zugesellt. Wie die Aera des Imperialismus vorbei ist, so ist auch das Zeitalter der Geheimdiplomatie vorbei. Das mit aller Deutlichkeit gezeigt zu haben, ist das positive Ergebnis eines Jahres, dem sich sonst genug Negatives vorwerfen läßt — wenn auch keineswegs so viel, daß die Menge der Passiva imstande wäre, die Bedeutung des Aktivums zu schwächen.

Was die Pariser Konferenz im großen, ist der Alliierte Kontrollrat in Deutschland im kleinen: ein außerordentlich wichtiges Experiment in Weltangelegenheiten, eine friedliche Provokation sozusagen, nämlich insofern, als die Institution zum Zusammenleben, zum Sichkennenlernen, zur Ueberbrückung von Gegensätzen herausfordert. Wer dort mitarbeitet, erfährt täglich an praktischen Beispielen den lebendigen Wandlungsprozeß der Geschichte, der jeder formelhaften Erstarrung entgegenwirkt; es ist eine hohe Schule der internationalen Erfahrungen, wie sie vorher niemals vorhanden war, und man vermöchte dort kaum die niedergeschriebenen Beobachtungen auszulöschen, wenn ein Blatt voll ist, um Platz für neue zu haben (welche Gepflogenheit Börne den Staatsmännern nachsagte). Freilich, wir Deutschen werden in erster Linie danach fragen, was wir für unsere nationalen Interessen davon haben. Die Vertröstung auf eine mögliche Bilanz von morgen wird dort wenig verfangen, wo das Heute schon aus vierhundert Tagen besteht. Berlin ist zweifellos die interessanteste Stadt der Welt geworden, eine Stadt mit einer ganz unverwechselbaren Atmosphäre der Diskussionen, der Treffpunkte, des Austausch von Beobachtungen, zuweilen auch von Gerüchten eines befremdend hochpolitischen Charakters. Obgleich die Masse der Bevölkerung Berlins oft nur die Schattenseiten der Interessantheit sieht, unterstreicht doch gerade die Masse der Bevölkerung den besonderen Charakter. Wieder einmal erweist sich, daß die Energien von drei Millionen Menschen stärker sind als die Melancholie von Häuserruinen. Die Ausstrahlungen, die eine solche Zusammenballung entsendet, wären auch dann wirksam und wesentlich, wenn es sich um Menschen von geringerem Lebenswillen, geringeren inneren Spannungen, geringerem Mutterwitz und geringerer Entzündlichkeit handelte, als es die Berliner sogar noch in einem betrüblichen Stadium körperlicher Mattigkeit sind. Daher befürchten wir für diese Stadt auch nichts von gewissen lokalpatriotischen Bestrebungen in Süddeutschland, als Sitz einer künftigen deutschen Bundesregierung Frankfurt am Main zu empfehlen. Selbst wenn ihnen vorübergehend stattgegeben würde, müßte sich in kurzer Zeit der Irrtum dieser Wahl offen-

baren. Wer wie wir, um Deutschland als Ganzes zu erhalten und einen konstruktiven Beitrag im Sinne der Abkehr von Machtkomplexen zu leisten, von der ersten Stunde an für eine deutsche republikanische Föderation eingetreten ist, in der den süd- und westdeutschen Ländern ein bedeutendes Gewicht zukommen soll, muß erst recht davor warnen, die Frage der Hauptstadt nach romantischen Sentiments, wie etwa dem Paulskirchenmythos, oder gar nach dem Ehrgeiz von Verkehrsvereinen zu entscheiden. Die Paulskirche ist mitnichten das Symbol des neuen Deutschlands. In dem neuen Deutschland eine Fortsetzung der „alten demokratischen Tradition“ von 1848 zu erblicken, wäre nur abermals eine Legende. Ein wirklich neues Deutschland hat keine Tradition, es muß sie erst schaffen. Welche das sein soll? Wir antworten im Gleichnis. Ein Faust, der in Zukunft dem Meere Land entreißt, wird dabei nicht über die Leichen von Philemon und Baucis gehen, und wo erst ein Haus niedergebrannt werden mußte, weil es einem an sich guten Werke im Wege stand, da wird dieser Tat kein Denkmal mehr gesetzt sein. August Thyssen, der, wenn man ihn manchmal hörte, durchaus den Wortschatz vieler achtundvierziger Demokraten beherrschte, sagte einmal einem scheidenden Beamten: „Ich habe das Unglück, daß meine Söhne dumm sind. Sie aber sind mein geistiger Sohn, denn bei Ihnen ist eine glückliche Mischung von Brutalität und Intelligenz. Bleiben Sie bei mir.“ Darauf, daß diese Mischung bei uns keinerlei Glück mehr haben soll, wird die kommende Tradition beruhen.

Nach Joubert gibt es keine Tugend, die klein erscheint, wenn sie sich auf einem großen Schauplatz zeigt. Trotz allem, was sich gegen sie stellt, und obwohl wir von „des blutigen Tages froher Vesper“, von der im „Wallenstein“ der idealische Jüngling träumt, immer noch weit entfernt bleiben, sind derer, die „ohne Furcht vor Scheinvorteilsverlust“ (der Ausdruck stammt von Maximilian Harden) der Ehre des Rechtes dienen und nicht wieder, wie mancher nicht glimpflich in die Geschichte eingegangene Vorgänger, kleiner sein wollen als ihr Schicksal, mehr geworden; ihre Stimmen sind stärker und beschwörender, ihre Energien klarer und bewußter, nur ihre Handlungen zögern noch, jene Minute zu ergreifen, die keine Ewigkeit zurückbringt. Wir wissen, daß die Weltgeschichte nicht die Ungeduld, nur das Wesen einer Forderung berücksichtigt und der Fortschrittsdrang stets an den Fortschrittmöglichkeiten zu messen ist, will man nicht als blinder Schwärmer über den schmalen Grat der Erkenntnisse taumeln. Von den drei großen Friedenskongressen der letzten hundertdreißig Jahre huldigte der von Wien noch ganz den Interessen der Herrschenden; der von Versailles warf den Blick, wiewohl im Ergebnis recht mangelhaft, bereits auf die Be-

herr
so w
weni
gewi
mach
sieb
Tat
sönl
Men
mög
solle
betr
und
sie
völli
bei
Hau
Es i
war
sicht
wer
oder
wen
imm
irge
maf
and
Ide
päis
Eur
Spal
wen
näch
dess
ihne
gru
eine
Wel
zu s
ben
sich
und
gelä
alla

und herrschten, und der von Paris hat ehemals eingewurzelte Vorurteile so weit überwunden, daß er zum ersten Male die kleinen Nationen wenigstens anhört. Das Gesicht, das eine Sache annimmt, wird gewöhnlich von dem bestimmt, was die Beteiligten aus ihr zu machen verstehen, und in diesem Sinne ist allein die Einladung an sieben Nationen ein Faktum von unermeßlichem Ernst. In der Tat ist der Gedanke unfaßlich, daß von vier Ministern, welche Persönlichkeiten sie auch seien, welche gewaltigen Staaten, welche Mengen der Bewohnerschaft der Erdoberfläche sie auch vertreten mögen, die Geschicke der Menschheit in alle Ewigkeit abhängen sollen; einer Menschheit, die, was niemand leugnen kann, zu einem beträchtlichen Teile über die Voraussetzungen eines wahrhaften und ehrlichen Friedens eigene Ansichten hat und ihre Ideen, die sie für mindestens ebenso erörterungswert hält, nicht länger als völlig nebensächlich behandelt wissen will — zumal sie weiß, daß bei allen Unterschriften unter den kommenden Verträgen ein Hauptkontrahent das Schicksal ist.

Es ist eine durchaus unrichtige Behauptung, daß es in der Gegenwart keine konstruktiven Ideen gebe. Es ist vor allem äußerst kurz-sichtig, den Versuch zu machen, solche Ideen, falls sie geäußert werden, durch Interpretationen, die ihnen wenig gerecht werden, oder durch die Witterung von Gefahren, die sie gar nicht enthalten, wenn man sie nicht hineinträgt, zu diffamieren. Man muß nicht immer gleich den Wunsch nach Vormundschaft fürchten, wenn sich irgendwo ein Gedanke regt. Man muß überhaupt viel weniger mutmaßen und argwöhnen, weil man sonst nicht verhindern kann, daß andere Mutmaßungen den Argwöhnischen selber treffen. Ob eine Idee nun „Europäische Union“ wie in der Schweiz oder „Europäische Aktion“ wie in Holland oder „Vereinigte Staaten von Europa“ wie bei Churchill heißt, sie begünstigt ohne Zweifel die Spaltung der Welt in einen West- und einen Ostblock erheblich weniger, als es gewisse Konstruktionen tun, die sich allzu hartnäckig behaupten. Was an den erwähnten Ideen besticht, ist indessen nicht so sehr das politische wie das ethische Moment, das ihnen vielleicht erst unbewußt zugrunde liegt, das ihnen aber zugrunde gelegt werden könnte, um dem Gewicht der Großmächte eine Instanz gegenüberzustellen, die, mehr sittlicher Natur, das Weltgewissen verkörpert. Wir glauben trotz allem, was dagegen zu sprechen scheint, an die sanfte Gewalt des Geistes, und wir glauben es nicht aus einer blassen Theorie heraus, sondern weil es die sicherste Lehre der Geschichte ist, sobald man die unter Irrungen und Wirrungen verborgene Entwicklungslinie freilegt. Wenn es gelänge, eine Reihe von Staaten zu dem Zwecke zu verbünden, daß allabendlich ein Radiosender sich mit der Ansage meldete: „Hier

spricht das Weltgewissen“, und daß zugleich, was irgend sich an innerem und äußerem Reichtum dafür mobilisieren ließe, benutzt würde, um in Millionen Exemplaren eine Zeitung zu verbreiten, die ihrem Titel „Das Weltgewissen“ gemäß unbestechlich und unbeirrbar die Achtung der Wahrheit und des Anspruches der Menschlichkeit auch im Politischen lehrte, nicht abstrakt, sondern an den praktischen Beispielen des Tages — es wäre der Anfang einer neuen Aera, wie sie kein Kant und kein Hegel, kein Ludolf Camphausen und kein Karl Marx hat bringen können. Heute eine Utopie, könnte es morgen schon die überholte Vorstufe zu dem Werke einer größeren Gemeinschaft sein.

Man ist versucht, diesem Jahrhundert, wie Carlos bei Goethe dem Clavigo, zuzurufen: „Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst!“ Aber jeder weiß, daß sie beendet werden muß, und daß die gegenwärtigen Anstrengungen gerade darum so mühselig sind, weil alle unter dem Eindruck einer Torschlußpanik stehen. Alle wollen sich beteiligen, das Schiff in den Hafen zu steuern, aber die See, auf der es geschehen muß, ist noch ungeheuer bewegt. Neue internationale Verpflichtungen herzustellen, ist keine Kleinigkeit, nachdem es so leicht geworden war, internationale Verpflichtungen zu verletzen. „Nach sechs langen Jahren eines erschöpfenden Krieges“, sagte Byrnes (und er hätte statt der Zahl sechs auch eine viel höhere nennen können), „fällt es natürlich jeder Nation schwer, sich vorzustellen, daß nicht ihre eigenen Ideen bei der Friedensregelung überwiegen sollten.“ In diesen Worten ist umrissen, was die ganz besondere Schwierigkeit der nächsten Monate, vielleicht Jahre, ist. Als es noch möglich war, einen Frieden unter dem Gesichtspunkte zu schließen, daß einer dem anderen etwas wegnahm, schien das Geschäft verhältnismäßig leicht, denn es war ein Geschäft. Danach kam die Uebergangszeit, in der man sich schämte, so mir nichts, dir nichts etwas wegzunehmen, und man infolgedessen Begründungen suchen mußte, die zwar nie stichhaltig waren, aber es zu sein vorgaben. Die dritte Phase, wenn man so will, war die von Versailles, wo unter dem Drucke der gegen reine Machtpolitik rebellierenden Oeffentlichkeit und in Nachwirkung der Devise, unter welcher der Krieg geführt worden war, Grenzziehung und Menschheitsethos miteinander vereinbart werden sollten. Auch heute ist das bis zu einem gewissen Grade noch der Fall. Aber außerdem sind wir von einer völlig neuen Erleuchtung überwältigt: alle diese historischen Stadien, die untereinander trotz aller Mißgriffe und Mißbräuche Fortschritte darstellen, sind ja einem viel größeren Entwicklungsgedanken untertan — dem, daß kein Staat mehr imstande sein soll, einem anderen seinen Willen aufzuzwingen; daß die Rechte der Staaten keine umfassendere Sou-

verän
heit,
Dinge
einige
offen
die z
ethni
sozial
Krise
Mehr
die ö
beein
liche
des r
im r
zwan
daß
a pr
erwä
land
man
ten
rung
mit
in d
derr
dab
neu
der
schie
der
schv
eine
Mas
Mil
Fre
frei
urt
ein
mo

veränität mehr beanspruchen dürfen als die Rechte der Menschheit, sondern eher umgekehrt; daß um den konkreten Inhalt von Dingen gerungen wird, die sich in allgemeinen Erklärungen zwar einigermaßen ausdrücken lassen, jedoch sofort innere Widersprüche offenbaren, sobald man ihnen auf den Grund geht; daß schließlich die zwischenstaatlichen Probleme nationalen, strategischen und ethnischen Charakters anderen Problemen wirtschaftlicher und sozialer Art untertan sind, die in allen Ländern die gleichen Krisenmerkmale tragen.

Mehr als je beruht, seitdem mit dem Jahrhundert der Aufklärung die öffentlichen Einrichtungen von Denkern aller Schattierungen beeinflußt zu werden begannen, jede staatliche und gesellschaftliche Krise auf einer geistigen Krise. Genau wie der Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts, so ist auch der Sozialismus, wie er im neunzehnten Jahrhundert theoretisch verkündet wurde, im zwanzigsten ein Anachronismus. Das heißt indessen keineswegs, daß der eine wie der andere keine Grundlage mehr hätte oder a priori nicht mehr als Grundlage menschlichen Zusammenlebens erwägenswert wäre. In der scharfen Auseinandersetzung, die in England zwischen Konservativen und Labour-Party im Gange ist, hat man den Schwung des privaten Unternehmers aus dem neunzehnten Jahrhundert und die anfeuernde Wirkung einer starken Regierung empfohlen. Ohne Frage sind das Notwendigkeiten; aber damit allein dürfte es denn doch nicht getan sein. Es ist auch früher, in den unkomplizierteren Zeiten, nicht damit getan gewesen, sondern die Struktur der Völker hat immer eine bedeutende Rolle dabei gespielt. Der „Schwung der privaten Unternehmer“ des neunzehnten Jahrhunderts war so groß, daß man übersah, wie sehr der industrielle Auftrieb, der Gewinn und Wohlstand zu sichern schien, die Keime zu einer industriellen Revolution umschloß, in der rasch die Existenzbedingungen schwinden und die Bürger zu schwankenden Massen werden mußten. Die „anfeuernde Wirkung einer starken Regierung“ aber setzt Bürger statt schwankender Massen voraus, wenn sie nicht in totalitäre Tyrannei ausarten soll. Miltons Verse, nach denen ein verderbtes Volk die Sklaverei der Freiheit vorzieht, da ihm „die Sklavenfessel leicht, doch hart des freien Mannes Plage“ ist, sind ein sittliches Kriterium für die Beurteilung wirtschaftlicher wie politischer Faktoren. Auch dies ist ein Stück des Vertrages mit dem Schicksal und nicht etwa ein moralischer Luxus.

GESETZMÄSSIGKEIT UND GESETZE

Aus dem Chaos schuf Gott die Welt, aber das Chaos vor der Schöpfung war nicht das, was wir heute unter diesem Begriffe verstehen. Es war die Leere, war das Wesenlose, war das Ungeformte, und es lag da, wartend auf Gestalt und Gesetz. Keineswegs war es der Wirrwarr, den wir meinen, wenn wir von Chaos sprechen — der Wirrwarr, der aus der Zerstörung des Geschaffenen, aus der zertrümmerten Welt entstand. Das ursprüngliche Chaos war Ungeordnetheit, nicht Unordnung; das Bild höchster Unordnung bietet erst das Durcheinander einer Gesellschaft, die zerschlagen wurde und danach wieder aufgebaut werden soll. Gott schuf etwas, was nie zuvor gewesen war, und indem die Menschen es im Verlaufe dessen, was man ihre Geschichte nennt, vernichteten, erreichten sie diese neue Art des Chaos, aus dem kein Gott sie zu retten vermag, wenn sie nicht selbst dazu instande sind. „Was Hände bauten, können Hände stürzen“, sagt Schillers Tell. Diesmal aber stürzten die Menschen auch das, was Gott gebaut hat. Sie haben vielleicht noch zehn, vielleicht nur noch fünf Jahre Zeit, um die Frage zu beantworten, ob sie bauen können, was sie stürzten, oder ob in ihrer zivilisatorischen Entwicklung der Weisheit höchster Schluß sein soll, Gebäude niederzureißen, um in den Besitz von Abbruchmaterial zu gelangen.

Solange ein Weltbild einfach ist, sind auch seine Gesetze einfach. Als man noch in Wäldern wohnte, hatte ein Spaziergang nicht nur keine besonderen Reize, er stellte auch kein Problem der Volksgesundheit dar. Das Leben hatte seine eigene Gesetzmäßigkeit, und es hätte kein Sinn darin gelegen, ihm darüber hinaus Gesetze zu geben. Der Marmorblock, der, von Wurzeln umhüllt, in einer Grube ruht, ist im innersten Wesen wenig verschieden von dem Naturmenschen, dem die aufgehende Sonne nichts weiter bedeutet als Anbruch des Tages und dem die Erscheinung des Mondes zu keinem Gefühl verhilft außer dem, daß sie die Nacht ankündigt. Wenn der Block indessen gehoben wird und unter den Meißel des Künstlers gerät, wird offenbar, daß so gut ein Apoll oder eine Venus in ihm schlummerte wie ein Faun oder Satyr. Trotzdem bedarf es, um dieses Leben zu wecken und in unvergänglicher Form zu sichern, nur weniger Gesetze, im Grunde vermutlich des einzigen Gesetzes der Proportion. So auch der Staat: je einfacher er ist, desto gesünder das Leben in ihm, und je gesünder das Leben, desto einfacher wiederum die staatlichen Gesetze. Drakon wurde in der Ueberlieferung (nicht in der wirklichen Geschichtsschreibung) zum sprichwörtlichen Henker, der seine Gesetze mit Blut schrieb, aber schließ-

lich dr
kompli
einfach
einfach
Situati
seiner
dung
lichen
an eth
durch
hin wa
zelle
bestim
zelle
setzen,
Strafe
Zwölf
sich se
Gesetz
der U
verhät
stab
delte.
Moras
schmü
segnet
lassen
er de
ladun
hier u
ist ke
rend
bösen
Gefah
Der S
dazu
geber
werde
veror
Achse
nung
setzmi
Leber
scheit

lich drückt sich darin nicht viel mehr als das Ressentiment einer kompliziert gewordenen Maschine aus, die nicht begriff, daß aus einfachen und streng geordneten Lebensverhältnissen strenge und einfache Gesetze erwachsen. Anders schon Solon. Er war vor eine Situation gestellt, die mit der unseren vergleichbar ist. Das Athen seiner Tage quälte sich unter der wachsenden Not, der Verschuldung der Güter, der Verarmung ganzer Volksschichten, der moralischen Verwahrlosung, dem Mangel an öffentlichem Gewissen und an ethischen Triebfedern, unter all jenen Schwierigkeiten eines durch unheilvolle Entwicklungen zerrütteten Staatswesens. Immerhin war das Ganze nicht so unübersehbar, daß nicht für jedes einzelne Gebiet ein einziges Gesetz, ohne ein Dutzend Ausführungsbestimmungen, genügt hätte. Heute ist nicht einmal mehr das einzelne übersehbar. Jedes Gebiet benötigt für sich ein Netz von Gesetzen, dessen Maschen, ständig geflickt, einzig dazu anregen, ohne Strafe hindurchzuschlüpfen.

Zwölf nationalsozialistische Jahre, in denen alles natürliche Leben sich so vergewaltigt sah, daß es zur Pflicht wurde, jedes staatliche Gesetz zu umgehen, und sich geradezu ein geheimer Ehrenkodex der Uebertretungsmöglichkeiten herausbildete, mußten auch dann verhängnisvoll nachwirken, wenn so etwas wie Klingsors Zauberstab Verwüstung und Elend in blühende Glückseligkeit verwandelte. Wieviel schlimmer, daß in einer Welt ohne Zauberer jeder Morast, weit davon entfernt, sich mit prächtigen Wasserrosen zu schmücken, die Neigung hat, seinen Unrat zu verdoppeln und statt segnender Quellen seine schmutzigen Sumpfbblasen aufsteigen zu lassen —: der Gesetzgeber bedroht die Sumpfbblasen, aber solange er den Morast nicht zuschütten kann, wozu er Millionen Waggonladungen von Humus brauchte, die er nicht hat, solange wird er nur hier und da einen Bazillus von Tausenden unschädlich machen. Es ist kein Ding in der Welt, das nicht seinen Weg sucht; aber während die guten Dinge deshalb gut sind, weil sie ihn suchen, sind die bösen deshalb böse, weil sie ihn finden. Jedoch liegt die eigentliche Gefahr nicht so sehr hierin wie in den moralischen Rückschlüssen. Der Sinn der Gesetze selbst wird fragwürdig. Wenn die Zustände dazu zwingen, irgendein Gesetz zu erlassen, so kann der Gesetzgeber ebensowenig wie der Arzt am Krankenbette dadurch beirrt werden, daß er um die Grenzen der Wirksamkeit dessen, was er verordnet, weiß. Ginge er aber über seine Erkenntnis mit einem Achselzucken hinweg, so wäre es genau so verfehlt. Seine Verordnung wird im Gegenteil desto wirksamer sein, je mehr er die Gesetzmäßigkeit des durch bestimmte Voraussetzungen bedingten Lebens in Rechnung stellt. Eben an ihrer Voraussetzungslosigkeit scheiterte ja schon ein Teil der nationalsozialistischen Gesetze, haupt-

sächlich in der letzten Zeit. Sind die Menschen so zur Verzweiflung gedrängt, daß selbst schwere Strafen sie nicht mehr schrecken, so ist es um so gefährlicher, wenn die Gesetze in sich eine Art Wegweiser sind, wie man ihnen ausweichen kann. Auch normalerweise lebt die moderne Menschheit unter so komplizierten Verhältnissen, daß jede Gesetzesfassung schwierig ist. Heute will sogar in der simpelsten Materie jede Verordnung so durchdacht sein, als handle es sich um Grundlegendes. In einem Landkreis bei Berlin wurde eines Tages verordnet, daß das Fleisch aus Notschlachtungen nicht mehr, wie bisher, im Orte selbst verkauft werden dürfe, sondern abgeliefert werden müsse, um nach einem allgemeinen amtlichen Plan auf die Ortschaften des Kreises verteilt zu werden. Eine Verordnung war notwendig geworden, weil die Notschlachtungen überhandnahmen. Der Landrat glaubte, auf die geschilderte Weise denjenigen Notschlachtungen, die keine waren, den Anreiz zu rauben, ohne diejenigen, die es wirklich waren, zu treffen. Der Erfolg war ein tiefes Erstaunen in seinem Büro. Es fanden plötzlich überhaupt keine Notschlachtungen mehr statt. War das Vieh so gesund geworden? Nicht doch. Dagegen ließ man seine Krankheiten, wenn sie unheilbar waren, jetzt bis zum natürlichen Ende des Krepierens gedeihen. Das lokale Interesse war geschwunden, und das lokale Interesse war genau das, was der Landrat zu seinem Schaden, das heißt zum Schaden der Autorität des Gesetzgebers, nicht berücksichtigt hatte.

Jean Pauls Armenadvokat Siebenkäs führte bekanntlich mit seiner Lenette einen ewigen Lichteistreit: er wollte die Kerzen durchaus am unteren Ende anzünden, weil er behauptete, das abfließende Wachs mache das obere dicker, und sie glaubte ihre Hausfrauenwürde beleidigt, wenn sie die Kerzen verkehrt in den Leuchter steckte. Da sie sich nicht einigen konnten, blieb es dabei, daß jeder nach seiner Methode verfuhr, was auf eine Illustration des französischen Sprichworts „brûler sa chandelle par les deux bouts“ hinausgekommen sein dürfte, indem bloß erzielt wurde, daß die Kerze niemals ein gescheites Licht gab und nur rascher verbrannte. An diese Geschichte denkt man bei manchen heutigen Gesetzen. Eine oberbayerische Amtsstelle hat dekretiert, daß sie hinfort die Bauern, die ihre Ablieferungspflichten nicht erfüllen, als aktive Pgs behandeln werde. Sie fühlte nicht die Unzulässigkeit der Verquickung. Sie fühlte nicht, daß sie dadurch zwei ernste, jedoch an innerem Gewicht unterschiedliche Fragen zu einer gleichmäßig lächerlichen machte. Vor allem fühlte sie nicht, daß sie im Begriffe war, einen Gegenstand grundsätzlicher Politik zu bagatellisieren. Auch Gesetzgebung ist eine Kunst und beruht wie diese weitgehend auf der Empfindung für Proportionen. Sie erfordert die Fähigkeit,

das Zul
zu unte
viel be
tief im
nauer
als irge
aufzude
nur sch
keit ab
existier
Macht.
Lebens
Starke
Unser
ordent
nicht c
daß es
nisiere
täten
schriel
für di
ten ur
zu wa
kratie
Einen
trauer
dem
Verlan
der P
komp
Geiste
zu fir
Man
haben
tatsäc
wird
tioner
nirge
bloß
Regie
kann
keine
Uebe
heißt

das Zufällige von dem Wesentlichen des Charakters einer Epoche zu unterscheiden. Wilhelm von Humboldt, in Deutschland heute viel beredet und wenig beachtet, meinte, wenn eine Eigenschaft tief im Charakter begründet sei, so diene sie, wenn sie nach genauer Untersuchung dennoch zufällig genannt werden müsse, „mehr als irgendeine andere dazu, die wesentliche Natur des Charakters aufzudecken“. Manches in der Welt kann in seiner wahren Gestalt nur schwer oder überhaupt nicht erkannt werden. Die Gesetzmäßigkeit aber ist immer das Primäre, und ohne ihre Berücksichtigung existiert nicht nur kein Gesetz, sondern überhaupt keine gültige Macht, keine Aussage und kein Beweis in der Gesamtheit des Lebens, auch des politischen, wo Gesetzmäßigkeit die Mäßigung des Starken und die Mäßigung des Schwachen Mittelmäßigkeit ist.

Unser politisches Leben krankt daran, daß man versucht, mit unordentlichen Begriffen auszumessen und zu erschöpfen, was man nicht ordentlich erkennt. Zu der Freiheit gehört das Bewußtsein, daß es undemokratisch ist, wenn Majoritäten die Minoritäten tyrannisieren, wie es umgekehrt nicht demokratischer ist, wenn Minoritäten die Majoritäten terrorisieren. Ein kommunistisches Blatt schrieb kürzlich in Sperrdruck: „Die Parteien als aktive Kämpfer für die Demokratie haben auch die Verpflichtung, über das Schalten und Walten ihrer Mitglieder in den Selbstverwaltungskörpern zu wachen.“ In diesem Satze stimmt alles, außer dem Wort „Demokratie“. Denn er enthält das undemokratischste aller Postulate, die Einengung und Beaufsichtigung der Persönlichkeit, der man Vertrauen geschenkt hat. Ein Vertrauen, das sie verpflichten sollte, dem allgemeinen Wohl zu dienen, und das niemanden zu dem Verlangen berechtigen dürfte, sie solle ihren Auftraggebern aus der Partei gefügig sein. Der politische Körper ist nach Rivarol eine komplexe, eine vielfache Idee, und es gehört nun einmal viel Geistes- und Charakterstärke dazu, die Aufrichtigkeit interessant zu finden.

Man muß zugeben, daß die politischen Parteien es nicht leicht haben, solange sie in einem toten Raum agieren und sich nicht an tatsächlichen Regierungsaufgaben praktisch bewähren können. Es wird derzeit ein ziemlicher Leerlauf betrieben, da neue Konzeptionen oder auch nur mitreißende Gedanken, ideenreiche Kräfte, nirgends aufgetaucht sind. Das Volk als Ganzes sieht auf die Dauer bloß das Gezänk und wertet danach. Erst die Demonstration einer Regierungsarbeit vermag in der Tiefe Wandel zu schaffen. Das kann uns nicht hindern, inzwischen auf Logik zu bestehen. Es ist keine Logik, wenn es in einem Falle, in dem jene kommunistische Ueberwachungsmaxime in die Praxis umgesetzt werden sollte, heißt: Ein Mann, der von Hitler in das Konzentrationslager ge-

sperrt wurde, wird jetzt ins Gefängnis geschickt; man müßte hinzufügen, daß er die eine Strafe erlitt, weil er Gesinnungsfreiheit wollte, und die andere, weil ihm zur Last gelegt wird, daß er beabsichtigte, Gesinnungsfreiheit zu unterdrücken. Es ist keine Logik, wenn man Schumachers angebliche Zonenpolitik angreift und in obigem Zusammenhang (oder auch in der Ernährungsfrage) den Osten gegen den Westen hält. Das klingt nach Goebbels: „Seht diese westlichen Demokratien, sie spielen in unsere Hände. Sie werden der Ernährungskrise nicht Herr, die im Osten — die gesamte Bevölkerung bestätigt das an Hand ihrer Lebensmittelkarten — völlig bewältigt ist. Gott gebe ihnen auch im kommenden Herbst eine schlechte Ernte!“ Und es ist schließlich keine Logik, wenn man, abermals getreu nach Goebbels, der den holländischen, dänischen, norwegischen Blättern Propagandamaterial aufzwang und es dann von deutschen Zeitungen als Stimme des Auslandes nachdrucken ließ, „Enthüllungen“ über unbequeme Leute anfertigt und an eine opportunere Stelle weitergibt, worauf der Lieferant sie als Geistesprodukt des anderen wieder zitiert. Mit Politik hat das so wenig zu tun, wie die zwei Schulmeister in der Anekdote des Rheinischen Hausfreundes mit Religion zu tun hatten. Jeder verfocht eine Bibelstelle; der eine die, daß man dem, der von rechts schlägt, auch die linke Hälfte darbieten solle, der andere die, daß man mit dem gleichen Maß gemessen werde, mit dem man selber mißt. Darüber prügeln sie sich, um besser herauszufinden, wer recht habe; und ein Edelmann, der seinen Diener ausschickte, um zu sehen, was der Lärm bedeute, erhielt die Antwort: „Nichts, gnädiger Herr; sie legen einander nur die Heilige Schrift aus.“

Am 8. November 1918 verlangte der Feldmarschall Hindenburg, daß der Waffenstillstand um jeden Preis abgeschlossen werde; am 9. November geschah es — leider nicht mit seiner Unterschrift; am 10. November schrie der Konservative Heydebrand auf: „Wir sind belogen und betrogen worden!“, und seine „Kreuzzeitung“ ließ im Titelkopf die Devise „Mit Gott für König und Vaterland“ fort. Ein halbes Jahr später stand sie wieder da, und als Chefredakteur der „Kreuzzeitung“ inszenierte Graf Westarp den Kampf gegen die „Kriegsschuldlüge“, als welche er auch die historischen Wahrheiten beschimpfte. Noch ein weiteres Jahr, und der eben unterzeichnete Friedensvertrag war schon so weit durchlöchert, daß der die Kriegsverbrecher betreffende Teil einfach ignoriert werden durfte und die teuer pensionierten deutschen Generale, wie damals ein guter Republikaner sagte, sich in der Haltung eines Mannes zeigen konnten, der nach dem Gewitter den Kopf aus dem Fenster streckt und mit Befriedigung feststellt: „Es regnet ja gar nicht mehr.“ Als am 14. Juli 1920 die zu Ehren des

französi
sischen
fanatike
leidigun
Detache
Armee;
Brand
fordern
1920—
werter
1920 al
hin in
sie dur
Deutsch
14. Jul
jeningen
macher
fatalen
und ei
sich in
Schmac
eine I
Kriegs
schuld
deutsch
Volk
auf ei
Nation
werden
stimm
zugefü
nicht
daß es
tes ge
schriel
ernter
selbst
sein r
Gesch
Die P
len, s
Maßst
bewuf
Realit

französischen Nationalfeiertages auf dem Gebäude der Französischen Botschaft in Berlin wehende Flagge von einem Revanchefanatiker heruntergerissen worden war, paradierte, um diese Beleidigung zu sühnen, während der feierlichen Wiederhissung ein Detachement der als „Reichswehr“ neu erstehenden deutschen Armee; nach der Zeremonie aber befahl der Offizier der vom Brandenburger Tor geräuschvoll abmarschierenden Truppe, herausfordernd „Deutschland über alles“ zu singen.

1920—1946. Heute steht es so, daß ein wahrlich nicht beneidenswerter Teil unseres Volkes die Begebenheiten zwischen 1918 und 1920 als vorbildlich empfindet und nur bedauert, daß die immerhin in mancher Hinsicht andersartigen Verhältnisse nicht gestatten, sie durchweg nachzuahmen; daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl Deutscher einer Demonstration wie der oben geschilderten vom 14. Juli 1920 noch nachträglich Beifall spendet, daß man aber diejenigen, die es nach Wiederholung gelüftet, darauf aufmerksam machen kann, daß das, was ihnen großartig erscheint, auf dem fatalen Bewußtsein der Minderwertigkeit beruht, weil ein Mensch und eine Nation, die ihrer selbst sicher sind, die Notwendigkeit, sich in aller Form wegen eines Fehlers zu entschuldigen, nicht als Schmach, sondern als sittliche Verpflichtung empfindet; daß, wenn eine Diskussion über die unmittelbaren Zusammenhänge beim Kriegsausbruch 1914 noch möglich ist, das Jahr 1939 die Alleinschuld Deutschlands klar erwiesen hat; daß die Tapferkeit der deutschen Soldaten nicht dem Wohle, sondern der Vernichtung von Volk und Vaterland gedient und Hitler den Krieg so lange und auf eine solche Weise geführt hat, damit alle Deutschen mit dem Nationalsozialismus bis zur Unteilbarkeit der Schuld identifiziert werden mußten; daß unser heutiges Schicksal von dem Unrecht bestimmt wird, das wir in einer nicht abreißenden Kette der Welt zugefügt haben und wohl noch fortführen zuzufügen, wenn uns nicht die Gewalt fremder Waffen endlich daran gehindert hätte; daß es uns, die wir uns lange Jahre prahlerisch außerhalb des Rechtes gestellt haben, übel kleidet, wenn wir die in den Sternen geschriebenen ewigen Rechte in dem Augenblick anrufen, da wir ernten, was wir gesät haben; und daß die einzige Waffe, die wir selbst künftig zu tragen gedenken, das Wissen um die Ursachen sein muß und der Wille, ihnen und damit einer Wiederkehr der Geschichte von 1918 bis 1945 den Boden zu entziehen.

Die Parteiführer, die nicht müde werden dürften, dies festzustellen, sprechen aber ganz anders. Es scheint, daß ihnen allmählich die Maßstäbe verlorengehen und mit den Maßstäben Verantwortungsbewußtsein, psychologisches Schätzungsvermögen, Erkenntnis der Realität und Taktgefühl. Sie erliegen der Versuchung, den Wett-

lauf um die Volkstümlichkeit mit heftigen Redensarten gewinnen zu wollen. Mag in ihren Reden noch so vieles richtig sein, die Art, wie es vorgetragen wird, läßt sich von unlauteren Elementen benutzen, denen die Redner gewiß nicht die Hände schütteln wollen. Auch ist es, wenn zwei dasselbe zum selben Thema sagen, im Hinblick auf Logik und Berechtigung nicht gleich, welcher Nationalität sie sind. Churchill darf als Engländer, wie er es in Chatham-House bei der Enthüllung einer Büste für Lord Cecil tat, die Sünden des Völkerbundes gegenüber der Abrüstungsfrage im allgemeinen und gegenüber Deutschland im besonderen betonen, er darf auch betonen, daß im deutschen Volke vor wie nach 1933 Widerstände gegen die Hitlerei vorhanden waren, die von außen mehr Entmutigung als Unterstützung erfuhren; ein deutscher Redner aber muß sich heute vor solchen Argumenten hüten, weil er damit nur der Neigung seines Volkes zur Intransigenz Vorschub leisten würde. Wenn der Nachdruck auf dem Mute gegenüber den Okkupationsmächten statt auf dem notwendigen Mute gegenüber dem eigenen Volke liegt, gerät man sehr rasch in die Gefahr, daß die nationalistischen Trübwasserfischer am lautesten Beifall klatschen, so lange, bis man sich ihrer nicht mehr erwehren kann; und in der Minute, da man den Charakter seines Gefolges mit Schrecken erkennt, wird man auch gewahr werden, wie wacker man, ohne Absicht und Bewußtheit, schon selbst auf der nationalistischen Heerstraße marschiert.

Es gibt indessen für diese Entwicklung noch einige tiefere Gründe. Nicht, daß nach Jahresfrist noch kein Entwurf zu einem Friedensvertrag vorgelegt werden kann, ist so verhängnisvoll, sondern daß, weil in diesem Jahre Deutschland mit einer so beklemmenden Deutlichkeit der Schlüssel zu Europa wurde, wir Deutschen uns schon wieder als die wichtigsten Leute der Welt vorkommen und in den dafür nur allzu empfänglichen Seelen der Eindruck entsteht, dieses Land, besiegt oder siegreich, werde stets ein Machtfaktor ersten Ranges sein. Die falschen Schlüsse aus diesem Eindruck verführen die Parteipolitiker dazu, als Ersatz für das innere Feld, auf dem sie noch nicht genug, vor allem so gar nichts Populäres, zu tun finden, das äußere zu wählen und sich als Diplomaten ohne Auftrag zu betätigen. Zwar berufen sie sich zu ihrer Rechtfertigung auf einen unverbrieften Auftrag, den sie gern mit den Worten umschreiben: „Das Volk erwartet von uns, daß wir unsere Stimme erheben.“ Den unbequemen Gedanken, daß es genau umgekehrt sein müßte, daß sie etwas vom Volke zu erwarten, an das eigene Volk Forderungen zu richten haben, bewahren sie in ihrem Busen. Aber auch hier gilt, was nicht zu beachten sie den Okkupationsmächten vorwerfen: was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine

Ewigk
dem V
berger
hat ur
nissen
den V
Lehre
liches
große
meru
barke
landal
nis.
ihren
von s
statt
Einig
Hegel
und c
verle
schick
Ruf
öfter
tönte
genau
wurd
mit
wiss
und
woll
von
sie
geis
Tats
Nati
von
dieje
wied
Dem
oder
beso
nen
ihr
die

Ewigkeit zurück. Daß die Parteiführer nicht Gelegenheit nehmen, dem Volke vor Augen zu halten, in welchem Maße sich der Nürnberger Prozeß zu einer historischen Dokumentation entwickelt hat und welche Folgerungen sich aus den vernichtenden Erkenntnissen ergeben, daß sie es nicht vermögen, ihm die Erholung aus den Verwirrungen der Niederlage gerade durch die Härte der Lehre darzustellen, daß es ihnen nicht geglückt ist, ein leidenschaftliches Begehren nach Bestrafung der Schuldigen, nach Aechtung der großen und kleinen „Führerbefehlsausführer“, nach Atomzertrümmerung jeder militärischen Regung zu erwecken und ihre Streitbarkeit und Unerschrockenheit nach dieser Richtung landauf, landab zu bewähren — darin besteht ihr geschichtliches Versäumnis. Wir brauchen Parteiführer, die sich nicht hinreißen lassen, ihren Ehrgeiz in abgegriffenen Scheidemünzen statt in Medaillen von scharfem Gepräge zu suchen und Statistiker der Stimmungen statt Politiker des Grundsatzes zu sein.

Einig sind alle Vernunftbegabten darin, daß die Ausbreitung der Hegelschen Theorie, die den Staat über die Persönlichkeit stellt und dadurch die Würde und das ursprüngliche Recht des Menschen verletzt, den Nationalsozialismus begünstigt hat. Aber in der Geschichte begibt sich nie eines ohne ein anderes. Wir kennen den Ruf nach der „Staatsautorität“, der in der Weimarer Republik weit öfter gegen die wirklichen Demokraten als gegen die Gegner ertönte, und wir wissen genau, daß die Unterwerfung unter die sogenannten höheren Gebote der Staatsräson immer dann verlangt wurde, wenn die Staatslenker so hilflos waren, daß sie nur noch mit dem Ausnahmeparagraphen regieren konnten. Weil wir das wissen, und weil wir nicht vergessen haben, wer damals sprach und handelte und was gesprochen und gehandelt wurde, darum wollen wir an der Spitze der Parteien heute nicht Leute sehen, die von jenen Tagen her traurig belastet sind, sie mögen heißen, wie sie wollen. Und ebenso wie wir mit den Nationalsozialisten ihre geistigen Wegbereiter auf eine Stufe stellen müssen (woran die Tatsache nichts ändert, daß manche von ihnen, die den „neuen Nationalismus“ und den „neuen Sozialismus“ gepredigt hatten, von den Usurpatoren später verfolgt wurden), so müssen wir alle diejenigen als Feinde einer deutschen Demokratie betrachten, die wiederum mit totalitären Methoden arbeiten und den der echten Demokratie heimlich Widerstrebenden Wasser auf die Mühle leiten oder, noch schlimmer, in den Augen der Unwissenden und Unbescholtenen die Demokratie diskreditieren, indem sie mit berechnender und doch durchschaubarer Maskerade ein falsches Bild von ihr geben und die Besorgnis nähren, daß sie nicht zögern würden, die freie Demokratie zu unterdrücken, sobald sie mit Hilfe ihrer

verdächtig pleonastischen „Volksdemokratie“ die Macht erschlichen hätten. Der Staat ist, darin irrte Cäsar, der es erklärte, gewiß nicht, ein Name ohne Form und Körper; ob er eine Wohltat ist, hängt davon ab, in welchem Grade er ein Stück im Bauwerk der Menschheit wird. So gewiß man kein Unrecht dadurch begehen kann, daß man ein gesetzliches Recht ausübt, so gewiß kann man ein Unrecht damit fördern wollen. Maßgebend ist der Geist, nicht das Gesicht. „Oderunt peccare“, beginnt ein lateinischer Vers: die einen meiden den Frevel aus Liebe zur Tugend, die anderen aus Furcht vor der Strafe. Wir wünschen unserem deutschen Volke die Liebe zur Tugend.

In Engla
Ausland
sich um
ten, weil
Freiheit
gefährlich
einem S
wenn er
und ein
sondern
strebend
der Mo
muten g
auf die
hindern
sind, di
so verw
kratisch
an die
sich de
das No
fehlbar
der M
tritt,
im Gr
leidet
kritisc
Mange
englisc
mulier
haben
geurte
nichts
In F
heit.
Freih
ihrer
das d
allen
keine
und l

DIE TIEFEREN GRÜNDE

In England ist eine Diskussion um fünf Leute entstanden, die ins Ausland reisen wollten und daran gehindert wurden. Es handelt sich um Personen, die während des Krieges interniert werden mußten, weil ihr Verhalten sogar mit dem ungewöhnlichen Maße von Freiheit nicht vereinbar war, das der englische Staat auch in so gefährlichen Zeiten seinen Bürgern zu gewähren pflegt. Zwischen einem Staate, der glaubt, sich einzig dann behaupten zu können, wenn er seinen Bewohnern ihre Meinungsäußerungen vorschreibt, und einem Staate, der seine Sache zum Siege führt, nicht obwohl, sondern weil er die Stärkeskala der öffentlichen Kritik nur widerstrebend und geringfügig einengt, bestehen tiefere Unterschiede der Moral, als es die sichtbaren politischen Unterschiede zu vermuten geben. Totalitären Staaten eignet die Auffassung, daß man auf dieser Welt alles Unwillkommene durch „Maßnahmen“ verhindern könne — wie sie auch, auf der anderen Seite, überzeugt sind, die Erde lasse sich durch Ausrottung aller Andersdenkenden so verwandeln, daß es ganz allgemein eine Lust zu leben sei. Demokratische Staaten glauben weder an das Paradies auf Erden noch an die Möglichkeit, all und jedem Uebel vorzubeugen. Sie sind sich der Relativität der Dinge bewußt und tun in diesem Rahmen das Notwendige. Wer von vornherein zugesteht, daß er nicht unfehlbar ist und sich sowohl im Zeitpunkte wie auch in der Wahl der Mittel vergreifen kann, wird, falls derartiges tatsächlich eintritt, nicht befremdet sein, wenn man ihm öffentlich sagt, was er im Grunde sich selber sagen muß. Die Festigkeit des Staatsgebäudes leidet darunter nicht, im Gegenteil offenbart die Einschüchterung kritischer Betrachter einen in den Verhältnissen wohlbegründeten Mangel an Vertrauen zu der Festigkeit des Staates. Ein angesehenes englisches Blatt hat das in dem eingangs erwähnten Falle so formuliert: „Wenn diese Leute ein Gesetz unseres Landes verletzt haben, müssen sie in einem öffentlichen Gerichtsverfahren abgeurteilt werden. Haben sie das aber nicht getan, dann ist es durch nichts gerechtfertigt, sie nicht reisen zu lassen, wohin sie wollen. In Friedenszeiten gibt es keine Beschränkung persönlicher Freiheit. Es ist besser, ein paar Leute stiften unter Mißbrauch ihrer Freiheit Unfug, als daß die ganze Nation in Gefahr steht, eines ihrer Grundrechte beraubt zu werden.“ Es war ein liberales Blatt, das diese Worte schrieb, zu denen es infolge seiner Tradition vor allen anderen verpflichtet war. Aber man darf sicher sein, daß keine konservative und keine Arbeiterzeitung, daß kein Landlord und kein Bergmann in Großbritannien anders denkt, nicht einmal

ein ehrlicher Kommunist. Sie haben eben das Recht in sich, weil es wirklich mit ihnen geboren ist, und aus diesem Rechtssinne erwächst jene Staatsweisheit, daß es weniger schlimm sei, wenn ein Ungerechter seines Weges geht, als wenn um seinetwillen ein allgemeiner Rechtsgrundsatz verletzt wird.

Im übrigen Europa, hauptsächlich in Deutschland, ist man von einem solchen Zustande noch weit entfernt. Zwischen Krieg und Frieden herrscht hier ein Stadium babylonischer Verwirrung, eine anhaltende Erschütterung, die von der nationalsozialistischen Mißachtung von Recht und Menschlichkeit ihren Ausgang genommen hat und offenbar viel schwerer überwunden werden kann, als man es sich vorgestellt hat. Gewiß werden in der modernen Welt die Grundfragen eines besiegten Landes immer wirtschaftlichen und sozialen Charakter tragen und daher die Völkergemeinschaft auf das empfindlichste berühren, deren Glieder, die siegreichen durchaus nicht ausgenommen, zwar stufenweise weniger Schwierigkeiten, jedoch Schwierigkeiten der gleichen Natur haben. Indessen wäre es verfehlt anzunehmen, daß es allein oder auch nur hauptsächlich die wirtschaftlichen und sozialen Nöte seien, die Deutschland in den Mittelpunkt so vieler tragischer Geschehnisse der Gegenwart rücken. Es kann kein Zweifel sein, daß sich der gesamte Weltaspekt rosiger präsentierte, wenn das deutsche Volk rascher nicht allein zu einer industriellen Produktion und dadurch zu Arbeit und Brot gekommen wäre, sondern auch, und dies sogar vornehmlich, eine Rechtsgesinnung und damit einen Rechtsboden gefunden hätte; es kann heute nur ein Zweifel sein, ob es sie überhaupt je finden wird. Kein Historiker dürfte, ohne sich dem Vorwurf der Klitterung auszusetzen, die Schuld hierfür ausschließlich im deutschen Volke selber suchen. Seine Schuld für die Vergangenheit steht fest; die Schuld für die Gegenwart richtig zu verteilen, bleibt späteren Jahren vorbehalten. Die Aufgabe wird nicht leicht sein, keine Aufgabe ist mehr leicht. Bei einer solchen Vielgestaltigkeit und Wechselseitigkeit der Probleme, wie wir sie augenblicklich erleben, wird man stets mit Bedenken ringen, wenn genauestens der Punkt angegeben werden soll, wo eine Ursache aufhört und eine Wirkung anfängt, um nach einem gewissen Zwangsablauf einer neuen Ursache Platz zu machen. Die Ausweisungen der Deutschen aus Polen und der Tschechoslowakei zum Beispiel müssen aus dem historischen Hintergrund der namens des deutschen Volkes verübten Bestialitäten begriffen werden; was die bei den Ausweisungen angewandten Methoden betrifft, so ist es nicht einfach, die moralische Frage zu beantworten, bis zu welchem noch vertretbaren Grade manche Vorkommnisse durch den Hinweis auf den historischen Hintergrund als selbstverständlich und der Kritik entzogen gelten

dürfen. Das Ende dieses Krieges hat in Europa, mit Ausnahme des besetzten Deutschlands, revolutionsähnliche Vorgänge zur Folge gehabt. Daß in solchen Zeitläuften Rachegefühle Ausschreitungen und Gewaltakte veranlassen, bedarf einer Erklärung nur für jene, die historische Elemente nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Andererseits sträubt sich jeder Einsichtige gegen den Versuch, zu leugnen, daß in Umsturztagen sehr oft diejenigen den Ton anzugeben bestrebt sind, die nicht gerade zur Elite einer Nation gehören, oder zu behaupten, irgendeine Nation bestehe aus lauter Lichtengeln wie umgekehrt eine andere aus lauter geschwänzten Teufeln. Irgendwann muß die babylonische Verwirrung zumindest im Geiste einer menschlichen Ordnung der Gedanken weichen. Irgendwann muß man aufhören, Verbrechen gegen die Menschlichkeit damit zu entschuldigen, daß andere sie vorher begangen haben. Irgendwann muß der Menschheit der Glaube an das Recht wiedergegeben werden, und solange es infolge der revolutionären Nachwehen nicht dadurch geschehen kann, daß man das Recht in allen Dingen und die Gleichheit aller Menschen vor ihm wieder als unverletzlich beweist, so lange muß es eben dadurch geschehen, daß man dort, wo Unrecht herrscht, es offen zugibt und nicht zu Schleiertänzen, zu beschönigenden Pantomimen und der Gebärdensprache der Auguren Zuflucht nimmt.

Wenn es ebenso unkompliziert wäre, Frieden zu machen wie Krieg, wenn man in der Lage wäre, nach einer ungeheuerlichen Zerrüttung der Menschen, Dinge und Begriffe durch einen Federstrich zum status quo ante zurückzukehren, ließe sich die schwankende Welt einigermaßen beruhigen. Da man sich aber außerdem darin einig ist, daß man gar nicht zum status quo ante zurückkehren will oder darf, da sich im Verlaufe eines jeden Krieges in allen Gehirnen die Vorstellung festsetzt, nach dem Kriege müsse es unbedingt und möglichst auf allen Gebieten anders werden, ist die Dauer der demzufolge unvermeidbaren Verwirrung nicht abzusehen. Es ist, in unserem Falle, bequem zu sagen, das in der Geschichte präzedenzlose Experiment der totalen Besetzung eines jeder Regierung entkleideten Landes, noch dazu einer Viermächtebesetzung, die nicht gemeinschaftlich, sondern in getrennten Zonen vorgenommen wurde, sei gescheitert. Es ist ebenso bequem nachzuweisen, was die Alliierten anders hätten machen sollen, abgesehen davon, daß es — zwar nicht für die historische Erkenntnis, aber für den praktischen Gebrauch — nutzlos ist, in einer entstandenen Situation zu untersuchen, auf welche Weise sie vielleicht oder wahrscheinlich nicht entstanden wäre, ist doch einzig und allein entscheidend, ob unter den obwaltenden Umständen irgendwelche Faktoren sich hätten entfalten können, die geeignet gewesen wären,

den Dingen ein anderes, ein besseres oder, sagen wir es offen, überhaupt ein Gesicht zu geben. Die wirklichen Gründe für all das, was man ein Versagen, sei es der Besiegten oder der Sieger nennt, liegen nicht an der Oberfläche der Erscheinungen. Sie liegen a u c h in der Art des Kriegsablaufes, sie liegen a u c h in den ideologischen Differenzen, sie liegen a u c h in den handelnden Persönlichkeiten, in ihrer mehr oder weniger großen Fähigkeit zur Ueberschau, zur großen Konzeption und in ihrem Verhandlungsgeschick, aber sie liegen daneben, und bedeutend stärker, in den Zweifeln an der Grundlage unserer gesamten Zivilisation.

„Ist die Zivilisation“, fragt Charles Morgan, „bankrott — müssen wir sie in der einen oder anderen Form durch einen reglementierten Materialismus ersetzen?“ Und er schneidet ein wesentliches Thema an: die heutige Jugend hat „nie die freie Welt mit ihrem ungehinderten Reiseverkehr, ihren stabilen Währungsverhältnissen und ihren niedrigen Steuersätzen gekannt“. Sie kann nicht, wie die Älteren, vor den Anspruch des Totalitarismus gestellt, erklären, daß es „eine Lebensmethode gebe, der gegenüber alle Methoden der Reglementierung und des Massendenkens als verderbt und korrupt zu gelten hätten“, daß „nebeneinander Ordnung und individuelle Freiheit“ wohl bestehen können, daß die „Bürokratie Dienerin und nicht Herrin“ zu sein, der „Patriotismus einem natürlichen Stolze und nicht der Besessenheit“ zu entspringen vermag, daß die „Maschinerie des Daseins“ auch „anderem Denken und Wirken noch Raum läßt“ — kurzum, daß es einen Zustand gibt, wo „es noch immer als ehrenhafter gilt, statt eines Herdentieres ein privates menschliches Wesen ohne jede Angriffsgelüste zu sein und das Leben noch immer seine Reize hat“. Für die „lebendige Realität“ dieser „liberalen Zivilisation“, sagt Morgan, hat England in zwei Kriegen gekämpft. Einige Deutsche dürfen bescheiden von sich das gleiche bekennen. Aber die „tiefgründigen und menschlichen Dinge“, in Lebensweise und Denkart des modernen Europas „außerordentlich kostbar und selten“, sind uns in Deutschland noch fremder geworden als den Bewohnern anderer Länder. Zwangsbewirtschaftung, Beschränkung der allgemeinen Freiheit, Arbeitsämter, Zulassungsinstanzen, Preiskontrollstellen, ständige Ausweispapiere und was sonst die Hitlersche Pandorabüchse über uns ausgeschüttet hat, werden neben dem, was eine Okkupation notwendigerweise an Ueberwachung mit sich bringt, bei uns erheblich länger währen als anderswo. Dazu kommt noch die „Denazifizierung“. Es wird soviel davon gesprochen, daß sie der „Befriedigung“ dienen solle, besonders von Leuten, die auffällig daran interessiert zu sein scheinen. Die Unruhe entsteht aber nicht durch die Denazifizierungsaktion, sondern dadurch, daß die allzu häufig be-

obad
paga
wille
sehr
her
elem
wure
wohl
nich
aud
Den
mali
näx
mu
dav
run
hab
was
zwa
lich
wir
Int
vor
Err
Sch
sieh
un
Re
ehr
wi
Al
da
In
Bu
las
sei
un
M
K
de
no
fa
K
hö

obachtete und ungeschoren gelassene Dreistigkeit der Pgs und propagandistischen Vgs in der anständig gebliebenen Bevölkerung Unwillen erregt. Jeder kann täglich Beispiele dafür benennen, wie sehr solche Leute obenauf sind und den Schutz der von ihnen früher mißachteten Gesetze für sich verlangen. Das Ausbleiben jeder elementaren Reinigung, die vor Jahren als unumgänglich erachtet wurde, die Tatsache, daß eine Partei existiert, in der Pgs sich wieder wohlfühlen, weil sie dort nur den Gegenstand ihres „Aktivismus“, nicht die totalitäre Grundgesinnung zu wechseln haben, daß es auch sonst Stellen gibt, wo, wie sie zu wissen glauben, ihr Todfeind Demokratie nicht ist, schließlich der Umstand, daß sich die ehemaligen Gegner der Nationalsozialisten wieder gespalten haben, nämlich in solche, die jeden Nationalsozialismus und Totalitarismus bekämpfen, und in solche, die lediglich eine andere Form davon erstreben — dies alles trägt zur Vermehrung der Verwirrung bei. Manchmal fragt man sich, ob es überhaupt einen Sinn habe, in dieser deutschen Chaos-Welt wirken zu wollen; ob etwas, was so sehr in Fragmente aufgelöst ist, je wieder Gestalt, und zwar nicht nur eine wohlproportionierte, sondern auch charakterlich einwandfreie Gestalt gewinnen wird. Dennoch muß man dahin wirken. Der Schweizer Professor Max Huber, Ehrenpräsident des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes, sagt: „Wenn wir vor dem Abgrund zurückschrecken wollten, der uns von dem zu Erreichenden trennt, hätte das Rote Kreuz bereits auf dem Schlachtfeld von Solferino kapitulieren müssen.“ Daran muß man sich halten. Verschüttete Rechtsbegriffe sind niemals für ewig untergegangen, und die Kraft, das Recht zu verehren und für das Recht einzutreten, kann uns kein Chaos rauben. Denn „die verehrende Kraft in uns“ ist nach Jakob Burckhardt „so wesentlich wie das zu verehrende Objekt“.

Als in Frankfurt nach den Barrikadenkämpfen der Märzrevolution das Vorparlament tagte, in dem soziale, politische und nationale Interessen um die Herrschaft stritten, hatte Engels längst sein Buch über die Lage der arbeitenden Klassen in England erscheinen lassen, waren die Statuten des Bundes der Kommunisten unter seinem Präsidenten Karl Schapper schon festgelegt, hatten Marx und Engels gerade mit dem Anfangssatz ihres Kommunistischen Manifestes — „Ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst des Kommunismus“ — eine neue historische Situation charakterisiert, deren Tendenzen, seitdem ein volles Jahrhundert und vermutlich noch ein weiteres erfüllend, sich aus dem Widerstreit der Auffassungen ergaben. Sahen die Verteidiger der alten Ordnung im Kommunismus eine die Geschlossenheit der Gesellschaft unterhöhlende Verschwörung, so erblickten die Angreifer darin eine die

neue, bessere Gesellschaftsform begründende Macht. Was den einen als Nachtmahr erschien, mutete die anderen als Morgenröte an. Der einfache Verstand muß zunächst daraus folgern, daß beide Seiten in einem Traume befangen waren; einem Traume, der seit-her eine Generation um die andere heimsucht und fast den Ausdruck eines Religionskrieges angenommen hat, ohne daß es bisher gelungen wäre, einwandfrei zu ermitteln, ob es sich in der Tat, sowohl in den Prinzipien wie in den einzelnen Phasen, um einen Kampf zwischen dem „Reaktionären“ schlechthin und dem Gesetz und Maß suchenden „Revolutionären“ oder der Revolution an sich und der auf Maßlosigkeit beharrenden Reaktion handelt — geschweige, daß der Kampf sich hätte entscheiden lassen.

In dem Augenblick, da Marx und Engels, auf einer neuen, „materialistischen“ Betrachtungsweise fußend, die „Geschichte aller bisherigen Gesellschaft als die Geschichte von Klassenkämpfen“ darstellten, beendete das Frankfurter Vorparlament seine Arbeiten mit einem Bekenntnis zur Verfassunggebenden Nationalversammlung und nicht mit der Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses oder der Erklärung einer Diktatur. Und obwohl das Kommunistische Manifest mit der Aufforderung zum Umsturz schloß und die Versicherung anfügte, daß die herrschenden Klassen zu zittern hätten, waren es nicht Karl Marx und Friedrich Engels, die im deutschen Süden die Fabrikarbeiter gegen die preußischen Bajonnette führten, sondern Leute wie Hecker, Struve und Spatz, die damals schon Kommissare hießen. Darin liegt weder ein Vorwurf gegen Marx und Engels, noch ist gemeint, daß nicht jeder der anderen gewisse, freilich unterschiedliche Qualitäten und Verdienste gehabt hätte. Marx unterstützte zwar Teilaktionen, weil er in ihnen Etappen auf der Strecke zum Ziel sah, aber die Unklugheit, notwendige Zwischengefechte für den Endkampf selbst zu halten, konnte nur von Naturen begangen werden, die sich einbildeten, in der Geschichte lasse sich Endgültiges, wenn überhaupt je, im ersten Anlauf erzwingen, und Fanatismus sei ein vollkommener Ersatz für überlegene, weil überlegende Kraft. „Worte können unser Recht und unsere Freiheit nicht erobern“, hieß es in dem Aufruf der provisorischen Regierung Heckers, und der erste Gebrauch, den ihre Truppen von der Freiheit machten, war, daß sie ihre Zechen in den Wirtshäusern nicht mehr bezahlten. Auf tausend Manifestanten, die praktisch das mißachteten, wofür sie theoretisch manifestieren, kommen in der Geschichte vielleicht zwei oder drei, denen tiefere Erkenntnis sagt, daß man nichts erkämpfen kann, wovon man selbst nur eine unzulängliche Vorstellung hat. Mehr oder weniger gipfeln alle revolutionären Manifeste in der so vieldeutigen Formel, Worte könnten Freiheit und

Rech
nehm
in de
word
Mani
Freih
beste
könn
satz
und
den
stige
hinw
ande
des
Wir
ause
vierz
Nutz
zuse
vielt
tisch
der
sind
sie v
best
Wel
fest
und
zu
gest
meh
scha
wär
sind
Fre
die
De
Pro
der
die
sei
und
ges

Recht nicht erobern. Daß aber, wenngleich es an solchen Unternehmungen nicht gefehlt hat, wahre Freiheit auch noch nirgends in der Welt mit der Gewalt der Brutalität oder der Tücke erobert worden ist, wäre wohl ein Anlaß, über ein neues Konzept der Manifeste nachzudenken. „Bevor wir imstande sind, Recht und Freiheit zu erobern, müssen wir wissen, worin Recht und Freiheit bestehen“ — das wäre wahrscheinlich richtiger als: „Worte können unser Recht und unsere Freiheit nicht erobern.“ Der Zusatz „unser“ schließt schon die Gegnerschaft zu wirklichem Recht und wirklicher Freiheit ein, deren Besitz an keine Gruppe gebunden ist, sondern in deren Bewußtsein allein, unbeschadet aller sonstigen Meinungsverschiedenheiten, ein Volk und über die Völker hinweg die Menschheit zusammenwachsen kann. Wer etwas anderes fordert, begünstigt, statt Befreier zu sein, die Ablösung des einen Terrorismus durch einen anderen.

Wir setzen uns nicht mit den „Geschäftsreisenden der Revolution“ auseinander — auch diese Bezeichnung stammt aus dem achtundvierziger Jahr —, nicht also mit Leuten, die beabsichtigen, als Nutznießer ihres eigenen Terrors unter einer anderen Fahne fortzusetzen, was die so bitter befehdeten vorigen Terroristen taten; vielmehr wenden wir uns an alle diejenigen, einerlei welcher politischen Richtung, die in der Freiheit ein Erlebnis — das Erlebnis der Furchtlosigkeit — zu finden gedenken. Auch Marx und Engels sind aus dem geistigen Wesen Westeuropas hervorgegangen, auch sie waren nicht imstande, eine Tradition zu verleugnen, aus deren besten Bestandteilen sich das mahnende Gewissen für eine ganze Welt geformt hat, auch sie sind zu ihrer kämpferischen Manifestation allein über die Behauptung der persönlichen Freiheit und den Urgrund des Humanismus gekommen. Niemand vermag zu sagen, wo sie heute stünden, da der Kapitalismus, unter dem gesunden Einfluß sozialistischen Denkens ständig beschnitten, mehr ein Schlagwort ohne rechten Inhalt als eine komplette Wirtschaftsstruktur ist, und es ist fraglich, ob Engels und Marx bereit wären, soziale Freiheiten, die immer noch nicht ganz entwickelt sind, mit den abscheulichsten Einschränkungen der politischen Freiheit zu bezahlen oder aber, zum mindesten, schönfärberisch die „Diktatur des Proletariats“ als eine gewissermaßen autoritäre Demokratie auszugeben. Zwar sagt man gern, die Diktatur des Proletariats sei ein Uebergangszustand, und jede Unterdrückung der persönlichen Freiheit werde eben erst dann aufhören, wenn die „klassenlose Gesellschaft“ rein und ungefährdet verwirklicht sei. Jedoch dies gehört in das Reich philosophischer Spekulation und wissenschaftlichen Aberglaubens. Rund dreitausend Jahre geschichtlicher Erfahrung sollten genügen, um einzusehen, daß

man das Glück der Menschen nicht mit Mathematik errechnen kann. Freiheit kann unmöglich das sein, was ein ehrlich ringendes Gemüt erstrebt, wenn man mit der Aussicht, daß sie vielleicht doch einmal etwas Realeres als ein rötlich bewölkter Schimmer am Horizont zu werden vermöchte, Jahrzehnt um Jahrzehnt darum betrogen werden muß und in immerwährenden Variationen von Knechtschaft, Gewissensnot, Bedrohung einen angeblich noch sehr wohlfeilen Preis dafür zu entrichten hat.

Fast hundert Jahre nach dem ersten wurde ein zweites kommunistisches Manifest erlassen, das im Grunde die ganze Entwicklung seit 1848 spiegelt. Es ist aus Berlin datiert, Ostern 1946, und trägt die Unterschrift des ein wenig pleonastischen „Vereinigungsparteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands“. Keine gute Unterschrift, denn sie ist falsch. Es existiert zwar jetzt de facto eine Sozialistische Einheitspartei in Deutschland, aber sie ist nicht die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands. Sie ist die Sozialistische Einheitspartei der Länder Sachsen, Thüringen und Mecklenburg, der Provinzen Brandenburg und Sachsen-Anhalt, kaum noch des russischen Sektors von Berlin. Das ist etwa ein Drittel des deutschen Gebietes, wie es in Potsdam vorläufig begrenzt worden ist. „Es lebe die stolze und mächtige Sozialistische Einheitspartei Deutschlands!“ bleibt daher einstweilen Zukunftsmusik für Sprechchöre. Die Geburt der Sozialistischen Einheitspartei ist insofern ein Kuriosum, als hier das Zauberstück geglückt ist, durch Vereinigung drei Parteien an Stelle von zwei zu schaffen, nämlich SP, KP und SE. Die SE ist ihrem Manifest zufolge nicht nur die Partei „der entschiedensten Interessenvertretung der Werktätigen“ und „der Erneuerung der deutschen Kultur“, sondern auch die „wahrhaft nationale des deutschen Volkes“. Dies letztere ist eigentlich der einzige neue Ton der gegenwärtigen Manifestanten. Alles übrige, von den „Kapitalhyänen“ bis zu den „Bannerträgern“, wurde schon zwischen 1918 und 1933 in dissonanzreiche Musik gesetzt, und wenn man ganz genau sein will, ertönten auch schon die nationalen Klänge einmal, und zwar in den kommunistischen Blättern zur Zeit der Ruhrbesetzung 1923.

„Nicht einen Fußbreit deutschen Bodens werden wir freiwillig herausgeben!“ rief der Senator Dittmann auf einer Funktionärerversammlung der KP in Hamburg aus, und das Getümmel gegen die bayerische „Ordnungszelle“ schwillt in der gleichen Stunde an, da kein propagandistisches Inventar unbemüht bleibt, um die östliche Zone als Ordnungszelle erscheinen zu lassen. Eine Zeitung hat kürzlich daran erinnert, daß im Februar 1940 Walter Ulbricht in einer Stockholmer Zeitung den Krieg gegen Hitler als einen

„imper
listen
den F
Blatt h
jeden
heitspa
zuweis
verschr
tive it
fallen
des ru
schimp
den er
beigel
Kräfte
mus c
man
Jeden
mus v
noch
gemäß
Ob d
ist, s
die A
abgel
Unter
Tatse
sind,
müsse
lange
gena
Die
und
hebe
als p
dem
müss
eine
ande
welc
falls
gäng
bar
schre

„imperialistischen“ gebrandmarkt und von den deutschen Sozialisten verlangt habe, alle Aktionen gegen Hitler, die Sabotage in den Fabriken wie die Untergrundbewegung, einzustellen. Das Blatt hat diese Erinnerung benutzt, um Herrn Ulbricht, der heute jeden Gegner einer mit totalitärem Anspruch auftretenden Einheitspartei einen Reaktionär und Faschisten nenne, darauf hinzuweisen, daß man auf der Gegenseite solche Kampfmethoden verschmähe, nach Verständnis für die wechselnden taktischen Motive in Ulbrichts Haltung trachte und sich jedenfalls nicht einfallen lasse, ihn wegen seines Stockholmer Artikels aus der Zeit des russisch-deutschen Nichtangriffspaktes als Faschisten zu beschimpfen. Zweifellos nicht; aber wenn der Stockholmer Artikel den erwähnten Inhalt hatte, wird man immerhin nicht daran vorbeigehen können, daß in der Sozialistischen Einheitspartei jetzt Kräfte wirken, die in einem zu hohen Grade, bei allem Absolutismus des Zieles, der Relativität in den Mitteln huldigen, als daß man auf zeitlich bedingte Aeüßerungen Häuser bauen dürfte. Jedenfalls sind wir in die Gefahr geraten, daß die Begriffe Faschismus und Antifaschismus des politischen Sinns entkleidet und nur noch als Popanz der Propaganda benutzt werden, wobei sie naturgemäß wie Bumerangs in einem kindischen Indianerspiel wirken. Ob die Verwirrung, die Unruhe, die das hervorruft, beabsichtigt ist, soll hier nicht untersucht werden; der Eindruck besteht, und die Argumente, die aus der Kenntnis der taktischen Grundsätze abgeleitet werden, sind durch Beteuerungen nicht zu entkräften. Unter den geschichtsbildenden Gewalten spielen leider außer den Tatsachen auch Gefühle eine wichtige Rolle. Wenn die Dinge so sind, daß in der Bevölkerung das Gefühl aufkommen kann, man müsse, um seine Existenz zu bewahren oder einen Vorteil zu erlangen, in die Sozialistische Einheitspartei eintreten, so ist das genau so entscheidend wie der Beweis, daß dem tatsächlich so ist. Die Moral eines Volkes, die nach den nationalsozialistischen Jahren und angesichts der Folgen der Niederlage ohnehin schwer zu heben ist, wird als Gestalt und Begriff, als ethisches Faktum wie als politischer Wert ganz ausgeschaltet, wenn der Entwicklung mit dem Achselzucken begegnet wird: bei Hitler mußten wir, jetzt müssen wir wieder, gewöhnen wir uns daran — wer will uns noch einen Vorwurf daraus machen, wenn wir schließlich auf nichts anderes mehr bedacht sind als darauf, auf irgendeine Weise, gleich welche, ein ohnehin kümmerliches Leben weiterzuleben. Und falls die Bevölkerung des deutschen Westens durch gewisse Vorgänge den Eindruck gewinnt, die Zonenmauern seien unüberwindbar geworden, man müsse den „kommunistischen“ Osten „abschreiben“, jeder Versuch einer Zusammenarbeit rechtfertige den

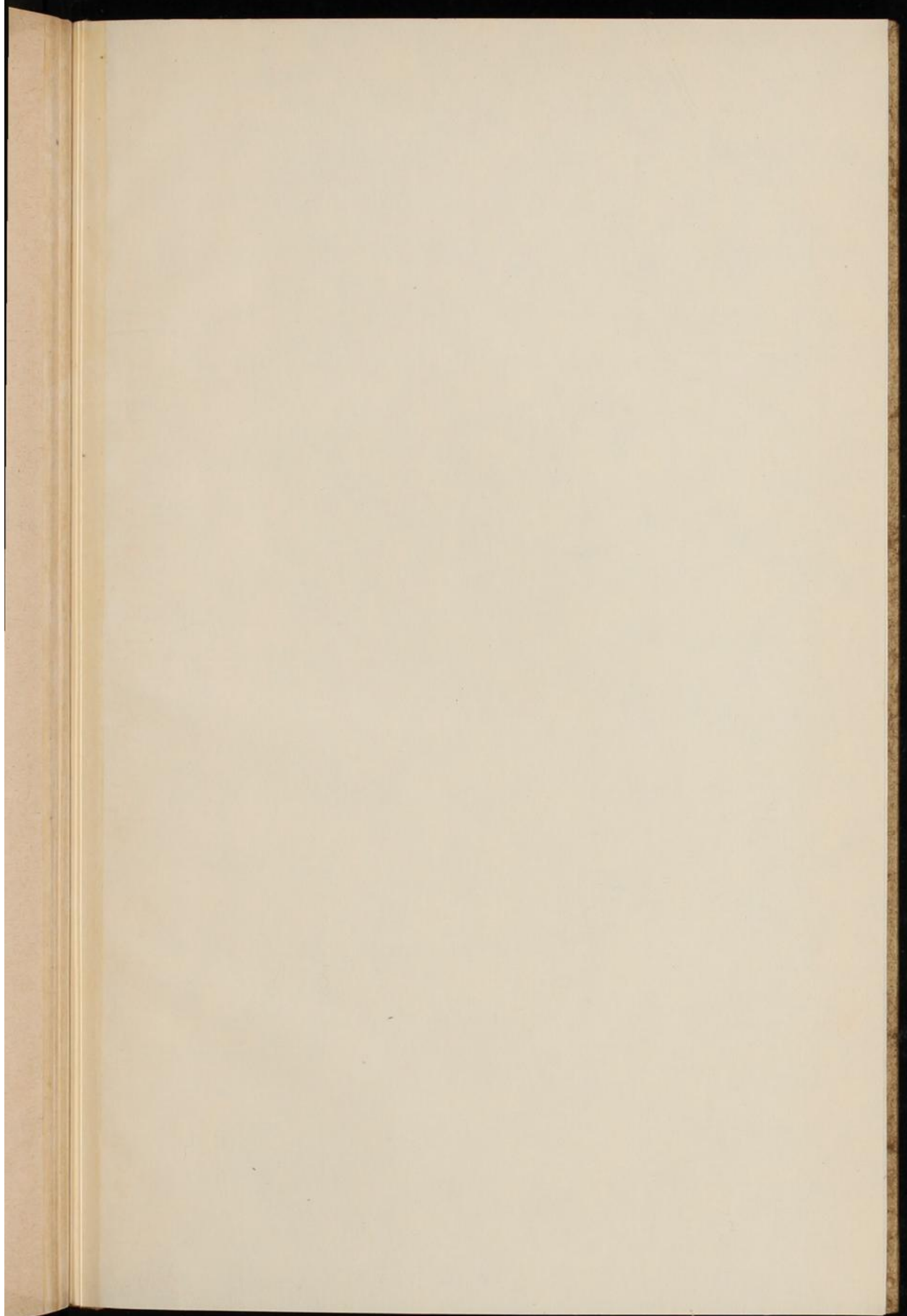
Verdacht, man sei selbst „kommunistisch infiziert“ — was hilft dagegen irgendein Manifest, das noch dazu den gewonnenen Eindruck eher bestärkt? In diesem Augenblick, der auch ohne all das schon kritisch wäre, sitzt die Sozialistische Einheitspartei bereits auf der Anklagebank der Geschichte. Sie ist angeklagt, die Moral als humanitäres Element erledigt, Deutschland auseinandergerissen, nationalistischen Instinkten Nahrung und der echten Reaktion einen Vorwand gegeben zu haben. Ob sie sich von dieser Belastung noch reinigen kann, wird ihr weiteres Wirken erweisen. Eine Verantwortung, eine schwere, trägt sie auf alle Fälle. Statt eines freien Kampfes für wahre Demokratie, eines Kampfes mit offenem Visier, aus der Tiefe persönlicher Freiheit und moralischer Gewissensforschung, ist in einem nicht unwesentlichen Teile Deutschlands ein Machtstreben entstanden, das jede Diskussion fundamentaler politischer und wirtschaftlicher Probleme unmöglich macht und die demokratischen Kräfte schwächt. Desto mehr müssen sich alle diejenigen sammeln, denen Freiheit etwas ganz anderes bedeutet als ein Ball in der Hand geschickter politischer Artisten, alle, die Garantien gegen den Mißbrauch der Gewalt begehren, die sich eine politische Führung einzig auf dem Wege fortgesetzter öffentlicher Kontrolle, einer ebenso freien Kritik wie freien Anerkennung, eines „plébiscite de tous les jours“, einer täglichen latenten Volksabstimmung, denken können, die zwar das Mitreißende, nicht aber das Fortreißende lieben, sich mit allem guten Willen an den Wagen der Zeit, jedoch nicht als bloßes Zugvieh einer ungewissen Zukunft, spannen lassen und, wie im Staate die Gewaltentrennung, im allgemeinen politischen Leben die Gewaltenhemmung als das einzige förderliche Prinzip erkennen. Hitler wollte das deutsche Volk lehren, ohne Angst zu sterben. Habt den Mut, ohne Angst zu leben — dann seid ihr frei.

lft
in-
das
eits
ral
er-
ten
ser
en.
att
mit
ra-
nen
Dis-
me
sto
was
oli-
Ge-
lem
ien
les
nen,
sich
als
nd,
hen
zip
zu
rei.

1728

Gzd

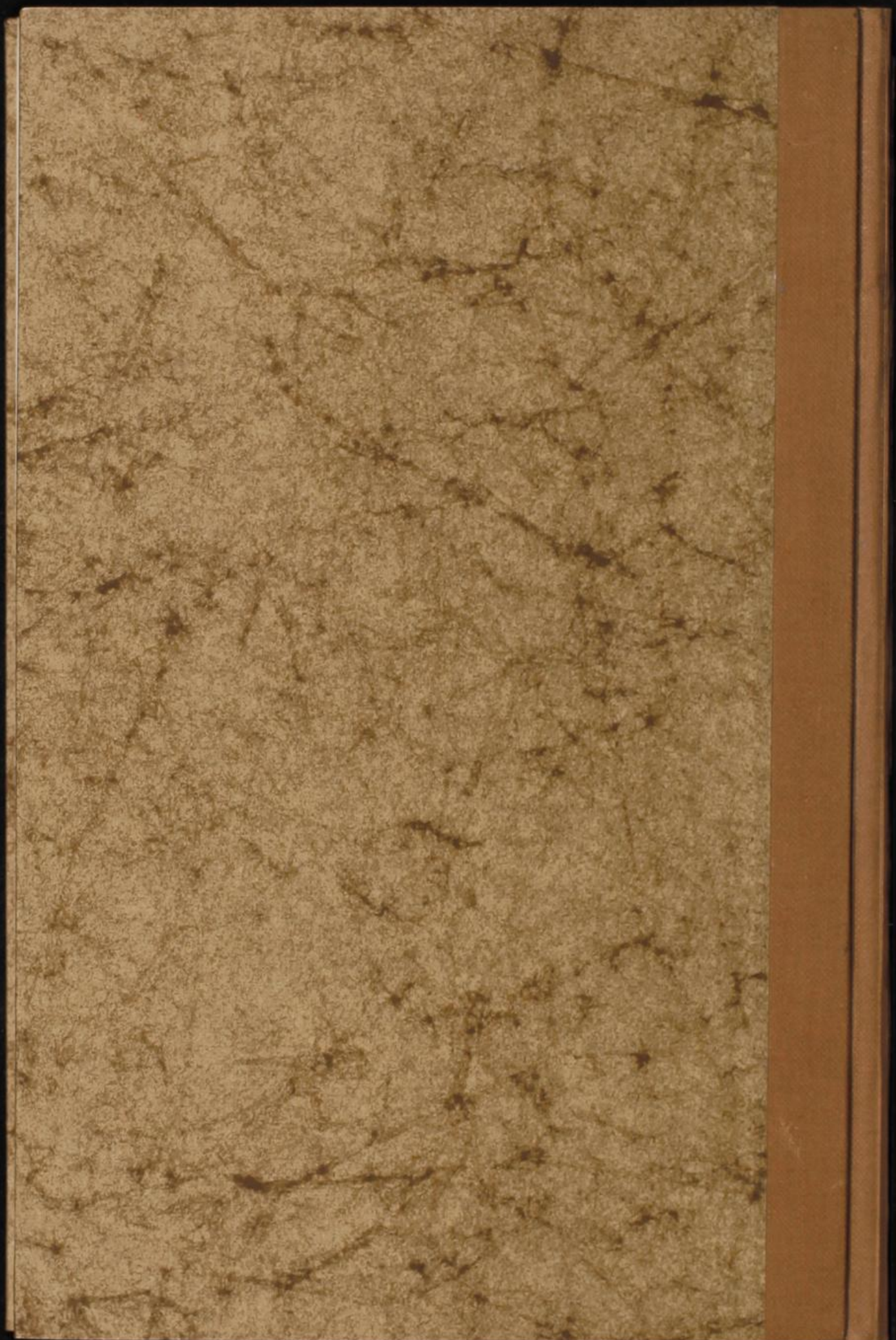
12 Bg.
M ✓





R. Möller

19.FEB.1962



Colour & Grey Control Chart

Danes Picta

